



Ida Gräfin Hahn-Hahn
gesammelte Werke

Zwei Schwestern

Erster Band

Regensburg
J. Habel.



EX LIBRIS





Jda Gräfin Hahn-Hahn.
Gesammelte Werke.

1. Serie: 5. Band.

Zwei Schwestern.

Eine Erzählung aus der Gegenwart.

Erster Band.

„Excelsior!“



56.

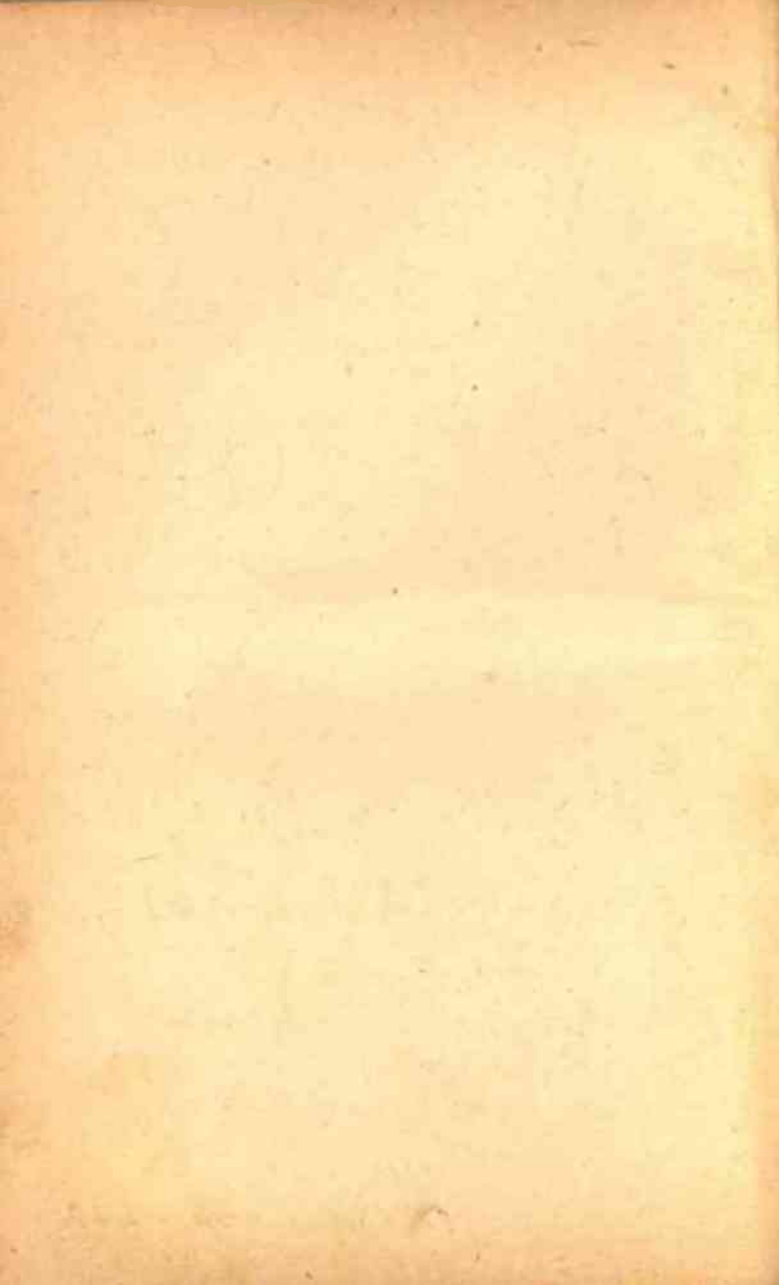
B. 63



Regensburg.

Druck und Verlag von J. Habbel.

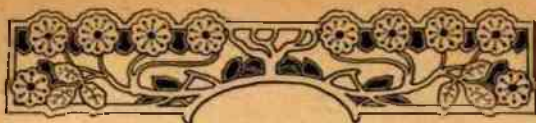
Langer Cooperator
B. J.



Zwei Schwestern.

7. B





Vick's Vorlesungen.

Dresden 1839.

Eben schlägt es dreiviertel auf sechs. Ein Wagen fährt rasch vor der „Stadt Wien“ vor. Kaum hat der Diener Zeit, den Schlag aufzureißen, so schnell und leicht springt ein junges Mädchen heraus und eilte die Treppe hinauf, ohne sich um ihre Begleiterin zu bekümmern. Diese, eine bejahrte Frau mit einer blauen Brille, sieht sich bedachtsam im Wagen um, hebt ein Taschentuch auf, das am Boden liegt, sucht in den vier Zipfeln so sorgsam nach dem Namen, als ob ein Zweifel über denselben bestehen könne, seufzt kopfschüttelnd:

„A. M. — ja freilich! Richenza Meerhaim!“ —
faltet das Tuch zusammen, öffnet ihre Arbeits-
tasche, die schwerfällig in Stramin gestickt und mit
einem Stahlbügel geschlossen ist, bringt darin das
Tuch in Sicherheit, schaut bei der Gelegenheit nach,
ob sie auch all ihre Siebenfachen darin geborgen
habe und verläßt endlich den Wagen, dessen Schlag
der Diener mit einer ungeduldigen Bewegung
hinter ihr zuwarf.

Das junge Mädchen eilte inzwischen die Treppe zum ersten Stock hinauf, dann durch ein Vorzimmer, das auf ihren hastigen Zug an der Schelle geöffnet wurde — und trat in den Salon. Gegen die Hitze und das grelle Licht des Sommernachmittags waren die Jalousien geschlossen, so daß Stille, Kühle und ein heimliches Halbdunkel darin herrschten. Auf einer Chaise longue ruhte in bequemer, halblierender Stellung eine Dame mit einem Buch in der Hand. Sie las mit der größten Spannung und Aufmerksamkeit und war so ganz der Gegenwart entrückt, daß sie zusammen schreckte und verstört aufblickte, als das junge Mädchen im Ton des Vorwurfs ausrief:

„Aber Mama!“

„Was gibt es, Richenza? warum trittst Du so stürmisch ein?“ entgegnete die Mutter ebenfalls im Ton des Vorwurfs.

„Mein Gott, Mama, hast Du denn vergessen, daß Tied heute eine Tragödie von Shakespeare vorlesen will und daß man pünktlich um sechs Uhr bei ihm sein muß! Nun ist es aber bald sechs Uhr und Du hast noch nicht an Deine Toilette gedacht!“

„Wie ist's möglich! schon so spät!“ rief die Mutter schreckenvoll, erhob sich schnell und ging in ihr Zimmer. Richenza folgte ihr; aber sie nahm zuvor das Buch vom Tisch, in welches sich die Mama so vertieft hatte, um dabei eine Vorlesung von Tied

zu vergessen. Das Buch hieß „Indiana.“ Es war aus einer der begabtesten Federn, welche Frankreich besitzt. Der Schluß ist so: In Verzweiflung über all die jammervollen Täuschungen ihres Lebens reißt die Heldin nach Amerika, um sich in den Wasserfall des Niagara zu stürzen. In Verzweiflung, weil die Heldin seine Liebe nie erwidert hat, reißt ihr Vetter mit ihr, um sich ebenfalls in den Niagara zu stürzen. Als sie nun beide am Niagara sind und der entscheidende Augenblick da ist — sinken sie einander in die Arme und finden es geratener, den Bund der Ehe als den Bund des Todes zu schließen. — So ist es, buchstäblich; aber nicht etwa als Pasquill auf Schwärmerei und Leidenschaft, sondern als höchst edler Ausgang einer Tragödie der „unverstandenen Herzen“. Wie dem nun sei — man schwärmte damals für die Indiana, wenn auch mit dem Vorbehalt, daß es durchaus kein Buch für junge Personen und im Grunde etwas gefährlich sei. Richenza hatte das Buch gespannt in die Hand genommen; doch gleichgültig, als ob sie es kenne, legte sie es auf den Tisch zurück. Leider kannte sie es! Es gab immer Augenblicke, wo sie verstohlen und im Fluge die Romane durchblättern konnte, welche ihre Mutter las.

Richenza blieb nicht im Zimmer ihrer Mutter; sie ging hindurch und in ein zweites, dessen geöffnetes Fenster Licht und Luft einströmen ließ und

einen ungemein freundlichen Blick auf den Garten der „Stadt Wien“, auf die Elbe, auf die Brühl'sche Terrasse, die Frauentirche, das königliche Schloß und die Hofkirche gewährte. Der Mittelpunkt des heitern Bildes war ein junges Mädchen, das an einem mit den schönsten Blumen überstreuten Tisch saß und malte.

„Aber Euphrosyne!“ rief Richenza im verstärkten Anmuthston.

„Schau hier!“ entgegnete Euphrosyne freundlich und reichte der Schwester das Blatt, woran sie malte. Es war eine wunderniedliche Aquarelle. Auf dem grauen Papier lagen ein paar Gaisblattzweige, so frisch, so leicht, so duftig, so ganz der Natur abgelauscht, daß Richenza beifällig ausrief:

„O allerliebste! aber, Euphrosyne, Du hast ja Urspergs Blumenstrauß auseinander gerissen!“

„Ja,“ jagte Euphrosyne immer mit ihrer heitern Unbefangtheit; — „ich habe mir die Blume herausgeholt, die mir am besten gefällt und die ich für Ursperg gemalt habe: Zelängerjelieber.“

„Nun laß Deinen Selam und eile Dich mit Deinem Anzug,“ ermahnte Richenza. „Wir müssen zu Tied: es ist die höchste Zeit.“

„Mama erlaubt mir wohl, zu Hause zu bleiben, denn meine Blumen sind noch nicht fertig und das Gaisblatt würde bis morgen welk sein.“

„Zu Hause bleiben, wenn Tied den Shakespeare

vorliest!“ rief Richenza empört; — „nein! das erlaubt Mama hoffentlich nicht. So etwas ist unerhört!“

„Ach Gott!“ sagte Euphrosine, „ich denke noch mit Schrecken an die Vangereweise, die ich bei der letzten Vorlesung ausgestanden habe. Ich konnte nichts Lustiges an den „lustigen Weibern von Windsor“ finden.“

„War die Vorlesung seiner Novelle „Die Gegenprozesse“ nicht ungeheuer interessant?“

„Immer viel zu lang! denn nachdem wir drei volle Stunden die Hände im Schoß, mäuschenstill, unbeweglich dageessen und zugehört hatten, war die Vorlesung für den Abend zu Ende, die Novelle aber kaum zur Hälfte; das kann ich unmöglich unterhaltend finden.“

„Gleichviel, Rosine! Tieck's Vorlesungen sind nun einmal von der ganzen gebildeten Welt als höchst interessant anerkannt; es kommen Engländer und Amerikaner, um sie zu hören; es sind immer Fremde und häufig ausgezeichnete Persönlichkeiten gegenwärtig; Tieck selbst ist eine europäische Berühmtheit — kurz, Du mußt Deinen Malerkrum bei Seite legen! Habe ich doch die Gemäldegallerie und meine lieben „Söhne des Rubens“ deshalb früher verlassen.“

„Na, Dich freuen diese Vorlesungen und mich

langweilen sie: das ist ein großer Unterschied!“ jagte Euphrosyne gelassen.

„Sie sollen aber auch Dich freuen!“ rief Richenza gebieterisch.

„Was geht hier vor?“ fragte die Mutter, indem sie die Thür öffnete. „Wie, Richenza? Du predigst uns Eile und bist selbst noch in Deinem Malerkostüm? Geschwinde, kleide Dich um!“

„Wegen Euphrosyne, die gar keinen Sinn für höhere Bildung und Literatur hat und heute Abend zu Hause bleiben will, habe ich mich aufgehalten, Mama,“ sagte Richenza und begab sich in ihr Zimmer, wo sich, während sie ihren Anzug wechselte, die Duenwa mit der blauen Brille einfand und ihr das verlorne Taschentuch mit den Worten reichte:

„Hätte ich nur das Geld, welches all die Gegenstände kosten, die Du verlierst, Richenza, so besäße ich ein hübsches Sümchen. Vorgestern ein grüner Tafftfächer, gestern ein Opernglas, heute ein Batisttuch, gestickt und mit Spitzen besetzt — so geht das fort! am Ende wirst Du Dich noch selbst verlieren! Zum Glück bin ich da und gebe Acht.“

Richenza blickte sie mit einem eigentümlichen Lächeln an, nahm ihr Tuch in Empfang und sagte gleichmütig:

„Vielen Dank, gute Lambert.“

Schön wie der Tag begab sie sich zu ihrer Mutter, der Euphrosyne inzwischen die Erlaubnis abge-

schmeichelt hatte, zu Hause bleiben und später mit der Lambert spazieren fahren zu dürfen. Während die Mutter mit der einen Tochter im gestreckten Trabe fortfuhr, schaute die andere dem Wagen nach, der über die Brücke dem Altmarkt zurollte, und ließ sich dann fröhlich wie ein Schmetterling bei ihren Blumen nieder.

In dem engen, dunkeln Hause eines Spezerei-
händlers am Altmarkt in Dresden bewohnte Tieck mit seiner Familie den ersten Stock und Risten voll Zucker und Ballen mit Kaffee standen häufig im untern Hausgang und beengten den Weg zur Treppe. Oben beschränkte sich das ganze Empfangslokal Tieck's auf ein großes, höchst einfach eingerichtetes Zimmer, wo seine Frau den Leetisch verwaltete und seine beiden Töchter ihr dabei behülflich waren. In dieser schlichten Weise empfing der berühmte Epigone der romantischen Schule ohne Unterschied alle Personen, die bei ihm eingeführt waren oder wurden, und die ihn kennen zu lernen und seinen eigentümlichen, genialischen Vorlesungen beizuwohnen wünschten. Er — ein kleiner, mehr von der Gicht als von den Jahren gebeugter Mann, war schon im Spätherbst des Lebens; aber in seinem schönen glänzenden braunen Auge lag etwas vom ewigen Frühling der Poesie und ein angenehmes Lächeln, wohlwollend und zugleich klug, schwebte um seinen feinen Mund.

Der ganze Kopf und alle Züge waren edel geschnitten und im Ausdruck vermischte sich auf sehr interessante Weise der scharfe Kritiker und der Dichter des „Phantastus“, welchem auch „die heilige Genoveva“ angehört. Es hieß eine Zeitlang, Tied sei katholisch geworden. Dem war aber nicht so. Minder glücklich als sein Freund Friedrich Schlegel, erfaßte er nur das belebende Element, welches von der katholischen Kirche auf die Kunst übergeht; seine Phantasie wurde durch den unendlichen Reichtum angeregt, den sie in dieser Richtung entwickelt; er war vertraut mit Spaniens so durch und durch katholischer Poesie; auch mochte in seiner Brust das uralte Lied der Sehnsucht nach Glauben um so weniger verstummen, als er ein glänzend begabter Geist war — glänzende Gaben ihre harmonische Einigung, ihren Frieden, ihre stille Verklärung nur im Licht des geoffenbarten Glaubens finden — und folglich ein solcher Geist gleichsam der Kompaß ist, der auf die ewige Wahrheit hinweist. Aber an ihrer Schwelle blieb er stehen. Seine älteste Tochter Dorothea, die Gefährtin seiner Studien und seiner schriftstellerischen Arbeiten, ein ernstes dunkelaugiges Mädchen von einer nach Außen hin fast herben Abgeschlossenheit, war auf dem Wege des Wissens und Erkennens zum Glauben der Offenbarung gekommen und katholisch geworden. Er ließ sie gewähren; — sie starb mehrere Jahre vor ihm.

Außer einem kleinen Kern von Dresdner Freunden und Bewunderern, fanden sich Freunde aus allen Weltgegenden, sowohl gesellschaftliche, literarische, künstlerische Sommitäten, als Personen aus der eleganten Welt, und als Leute, die das alles nicht waren, bei diesen Vorlesungen ein. Weil jeder schon im Voraus als ein gespannter Zuhörer kam und weil die wenigsten der Anwesenden sich kannten, auch gar kein Verlangen hatten, einander kennen zu lernen — war das Gespräch, während man den Tee nahm, gewöhnlich matt und einsilbig. Dies Zimmer war eine der wenigen auserwählten Stätten der Erde, auf welcher alle lieber zuhören als sprechen wollten. Zuweilen fiel wohl die Aeußerung: es sei steif und langweilig bei Tieck; — sie hatte ihren Grund in jener Spannung, welche keine Unterhaltung, die man sonst in Abendgesellschaften findet, aufkommen ließ. War der Tee beseitigt, so wurde ein kleiner Tisch mit zwei brennenden Kerzen in die Mitte des Zimmers gestellt, Tieck nahm davor Platz und schlug sein Buch auf, jedermann setzte sich, wo man eben einen Stuhl fand — und die Vorlesung begann, die gewiß ganz einzig in ihrer Art war. Denn mit einer äußerst wohlklingenden Stimme, ganz einfach, und doch mit Nachdruck und Feinheit moduliert, aber ohne die mindeste theatralische Deklamation, las Tieck ohne Unterbrechung und ohne Ermüdung ein ganzes langes Schauspiel vor; — am häufigsten den

Shakespeare, aber auch deutsche und spanische Tragödien, mitunter sogar kleine Poesien in verschiedenen deutschen Dialekten und zuweilen eine seiner Novellen. Er war bewundernswürdig, wie er im Schauspiel jede einzelne Person durch einen leichten Wechsel von Ton und Stimme zu charakterisieren wußte. Doch läßt sich nicht leugnen, daß ein gewisser Grad von Bildung, eine gewisse Bekanntheit, wenn nicht mit jedem einzelnen Stück, so doch mit dem Geist und dem Gang des Verfassers notwendig waren, um mit Interesse der Vorlesung zu folgen; denn Tieck nannte die handelnden Personen nur dann, wenn sie in Szene traten, aber nicht bei den wechselnden Gesprächen. Redeten nun fünf, sechs Personen zusammen, so war es, wenn man das Stück gar nicht kannte, ziemlich schwer, an Tieck's Stimme allein jede Person zu erkennen. Ein ungeübtes Ohr verlor den Faden, geriet in Verwirrung, haßte ratlos nach dem Zusammenhang, fand nicht mehr die gehörige Aufmerksamkeit, um Bruchstücke zu verbinden, und ergab sich endlich in das Schicksal, den Wirrwar über sich ergehen zu lassen. So war es der armen Euphrosyne bei den lustigen Weibern von Windsor gegangen und merkwürdiger Weise wurde Richenza an diesem Abend von einem ähnlichen Schicksal ereilt, obschon sie den „Macbeth“, den Tieck meisterhaft vorlas, recht gut kannte.

Als sie mit ihrer Mutter bei Tied eintrat, war der Tee vorüber, der Lejetisch wurde aufgestellt und in der kleinen Bewegung, die dadurch entstand, konnte Richenza einen raschen, scharfen Blick durch das ganze Zimmer werfen. Dieser Blick fand auch sogleich seinen Gegenstand und senkte sich nun zu Boden. Aber Richenza verblieb in unüberwindlicher Zerstreuung. Sie setzte sich zu ihrer Mutter, sie wendete ihr Auge kaum von Tied ab, sie schien mit gespannter Aufmerksamkeit jedem Wort zu lauschen; aber sie hörte nichts, sie verstand nichts, sie dachte auch eigentlich nichts; sie ruhte in der Gewißheit, daß Er da sei. Dieser Er war ein junger auffallend schöner Mann, der in einem schwarzen Sammtrock, den die Künstler damals häufig trugen, und mit einem zierlichen Bärtchen über der Lippe und am Kinn, dem Bilde sehr ähnlich war, das Wandorf von sich selbst gemalt hat. Der junge Mann hielt sich hinter einer Gruppe von Herren am anderen Ende des Zimmers in äußerster Entfernung von Richenza, doch so, daß er sie immer sehen konnte, und durch seine Vorhut geschützt, war es ihm möglich, ganz unbemerkt sie im Auge zu behalten.

Als sie nach der Vorlesung mit ihrer Mutter das Zimmer verließ, streifte ihr Blick wieder über den jungen Mann hin; aber sie grüßte ihn nicht und er grüßte sie nicht. Wie Schatten glitten sie

an einander vorüber. Im Wagen jagte Gräfin Meerhaim, indem sie tief Athem holte, zu Richenza:

„Ach, Welch ein Genuß! wie eine ungeheure tragische Vision, ganz aus einem Guß, ganz ungestört durch jene Mangelhaftigkeit, die auf der Bühne durch die Mitwirkung so vieler Schauspieler nicht zu überwinden ist — entrollte sich diese wunderbare Tragödie vor dem innern Auge. Manche Einzelheiten hatte ich zuvor nie so beachtet, z. B. daß die Hexen Macbeths geheimste Gedanken — soll man sagen erraten oder erwecken! und ihm den Gruß zurufen, der seiner ihm selbst noch unklaren Seelenstimmung entspricht. Nein, so schön hat Tiedt noch nie gelesen!“

„Ich wenigstens habe mich noch nie so gut bei ihm unterhalten,“ sagte Richenza lakonisch.

In ihrer Wohnung angelangt, eilte Euphrosyne mit ihrem Brüderchen an der Hand der Mutter entgegen, die den Knaben zärtlich umarmte und lieblosend ausrief:

„Mein Emanuel! ich habe Dich ja den halben Tag nicht gesehen! wo warst Du? was hast Du getan und getrieben?“

Und das Kind erzählte, es habe den Nachmittag im Garten gespielt und später eine Spazierfahrt mit Euphrosyne gemacht.

„Auf dem Wege nach Loschwitz. Mama,“ setzte Euphrosyne hinzu. „Und denke Dir dies Glück:

wir begegneten Ursperg, der von Willnitz zurückkam. Freilich rollten die Wagen so schnell aneinander vorüber, daß wir uns nur im Fluge grüßen konnten; aber ich freute mich doch sehr, daß er gerade auf dieser Seite der Elbe seinen Rückweg nahm.“

„O zarte Sympathie der Seelen, die auf eine und dieselbe staubige Chaussee führt!“ warf Richenza mit leichtem Spott hin.

„Laß Dich nur necken, Euphrosyne!“ sagte die Mutter liebevoll. „Der Weg Deines Lebens wird mit Ursperg keine staubige Chaussee sein.“

Am harmlosen Geplauder mit ihren Kindern verbrachte Gräfin Meerheim noch eine halbe Stunde. Dann entließ sie dieselben zur Nachtruhe, hüllte sich in ihre Mantille, vergrub sich in einen tiefen bequemen Lehnstuhl, nahm den zweiten Teil der „Indiana“ zur Hand und legte ihn nicht eher fort, als bis sie das letzte Wort auf der letzten Seite gelesen hatte.

Gräfin Meerheim war eine von den nicht ganz seltenen Frauen, die ihr Leben verträumen. Wohl hätten ihre Verhältnisse, ihre Pflichten, ihre nichts weniger als glückliche Ehe sie wecken können und ihr zeigen müssen, daß sie große Verantwortung — und gerade diese in's Auge zu fassen habe. Aber ein Mangel an Energie des Charakters, der leider sehr häufig bei Frauen ist, hinderte sie klar zu erkennen, und das Erkannte festzuhalten und in's

Wert zu setzen. Dieser Mangel an Energie rührt daher, daß der Charakter — sowohl die Fähigkeiten des Willens als des Verstandes, deren Vereiningung den Charakter ausmacht — nicht auf und nach festen Grundsätzen entwickelt wird. Grundsätze, die auf ewigen Gesetzen beruhen, vermögen sogar einem von Natur schwachen oder durch die Sophistik der Leidenschaften fränkenden Charakter die Kraft zu geben, um die natürliche Schwäche und den Zauber der Leidenschaft zu besiegen, so daß ein Mensch, der ihrer Nichtschwur folgt, viel mehr den Anforderungen der höchsten Vernunft gemäß handelt, als ein anderer, der weit größere natürliche Gaben, aber nicht jene Gesetze hat, die mit einer göttlichen Autorität angetan sind und deshalb ein Licht ohne Wechsel und ein Fundament ohne Wanken darbieten. Gräfin Meerhaim hatte aber, wie die Welt es nennt, „sehr gute Grundsätze.“ Obgleich sie ausgezeichnet schön und sehr vernachlässigt von ihrem Gemahl war, hatte doch nie ein Atom ihren makellosen Ruf beletzt und mit größter Zärtlichkeit hing sie an ihren Kindern und sorgte sie für deren Erziehung. Sie genoß die allgemeinste Achtung und eine gewisse Berühmtheit als vortreffliche Gattin und Mutter. Graf Meerhaim war ein leidenschaftlicher Jäger und Pferdeliebhaber, der von einem Wettrennen zum andern, von einer Jagdpartie zur andern in Deutschland, ja in

Europa umherreiste. Er hatte eine schöne Besitzung in Schlesien am Fuß des Riesengebirges; doch nur in den ersten Jahren seiner Ehe brachte er den Sommer dort zu. Jetzt erschien er nur noch ganz unregelmäßig und flüchtig, meistens um notwendige Geschäfte abzumachen und um Geld zu holen; zuweilen auch, um seine Familie zu sehen — worrit er denn aber ebenfalls Brandstichungsversuche bei seiner Frau verband. Hätte er auf seinem Gut Pferde gezogen und Wattrenner trainiert: so wäre das ein Band zwischen ihm und seiner Heimat gewesen; — aber nein! seine eigentliche Passion bestand in den ungeheuern Wetten, die er bei den Pferderennen einging, die ihn in eine atemlose Spannung versetzten und stets zu neuer Emotion aufstachelten. Trat einmal eine Pause der Pferderennen ein, so übte er sie privatim mit seinen Freunden und Genossen, oder es nahm die Jagd ihn in Anspruch — die Gamsjagd in Tirol, die Wildschweinsjagd in Mecklenburg, die Fuchsjagd in England, die Bärenjagd in Finnland, die Steinbocksjagd in den Pyrenäen. Es war eine solche Hastlosigkeit in ihm, daß er, außer an Speise- oder Spieltisch, keine Viertelstunde auf demselben Platz verharren konnte. Mußte er notgedrungen länger im Zimmer bleiben, so ging er entweder auf und ab mit der nervösen Unruhe der wilden Tiere im Käfig — oder er stellte die Möbel

um, räumte Bücherchränke aus und ein, durchwühlte den Schreib- und Arbeitstisch seiner Frau. Die Geselligkeit der eleganten Welt war ihm tödtlich verhaßt und nichts lieber, als das Leben im Klub, besonders mit Nimrods und Rossbändigern. Daß dieser Mann keine Frau glücklich machen, kein guter Hausherr und Familienvater sein konnte, versteht sich von selbst. Zu seiner Entschuldigung läßt sich nur das eine sagen: er war das einzige Kind seiner Eltern, wurde sehr verzogen. Lernete nur gerade so viel, als ihm beliebte — also sehr wenig — und heiratete auf den Wunsch seines bejahrten Vaters, der die Descendenz gesichert sehen wollte, bei einundzwanzig Jahren das hübschöne achtzehnjährige Mädchen, das ihm schon längst heimlich bestimmt war. In den ersten Jahren hatte er eine ziemlich lebhaftere Neigung für seine Frau, welche aber, auf äußerem Wohlgefallen beruhend, schnell verflog und um so mehr, als das wilde gedankenlose Treiben, dem er sich hingab, Macht über ihn bekam und ihn seiner Familie entfremdete. Die Gräfin hatte Anfangs viele Tränen über seine Gleichgültigkeit vergossen; da aber auch sie keine tiefe Neigung für ihn empfand und ebenso wenig wie er, die Ehe im Geist des Christentums, als einen seelenveredelnden, gottgeheiligten Bund auffaßte, so tröstete sie sich allmählig — bei ihren Kindern und ihrer Romanlektüre. Die Romane

waren ihr ein Ersatz für alles Glück, das sie im Leben nicht gefunden hatte. Sie erfüllten dermaßen ihre Phantasie, daß sie manchen Schmerz der Wirklichkeit dadurch minder empfand. Eine große Gnade war es, daß sie durch die Leidenschaft, Romane zu lesen, nie auf den Gedanken kam, der so nahe liegt, selbst einen Roman *Leben* zu wollen. Vielleicht war es die Mutterliebe, die ihr Schutzengel gegen diese Gefahr wurde; aber vor einer andern blieb sie nicht bewahrt: ihr wurde das Leben auf dem Lande und ihre Häuslichkeit verhaßt. Die Erziehung der Kinder bot ihr den willkommenen Vorwand, den größten Teil des Jahres in der Stadt zuzubringen; denn gegen Gouvernanten, die nach ihrer Meinung stets das Kind von der Mutter entfernten, hatte sie eine entschiedene Abneigung; einen Hofmeister oder sonstige Lehrer zu sich ins Haus zu nehmen, wäre eine große Last gewesen, besonders bei der häufigen Abwesenheit des Grafen. Da blieb nichts übrig, als in die Stadt zu gehen, wo jede Art von Unterricht leicht zu haben war und ein paar Sommermonate auf ihrem Gut als Vakanz für die Kinder zu betrachten. So lebte sie denn bald in Berlin, bald in Dresden, und zwar nie anders als im Gasthof. Sie fand es außerordentlich angenehm, keine Haushaltung zu haben und durch keine triviale Beschäftigungen von wichtigeren Interessen abgezogen zu

werden. Der Kinder wegen das heimliche, häusliche Leben zu pflegen — und um so mehr, als Graf Meerhain schon eine so starke Breishe darin machte: das fiel ihr gar nicht ein und sie würde gelächelt haben zu der Behauptung, daß eine wohlgeordnete Häuslichkeit mit all ihren kleinen Sorgen und Verpflichtungen einen guten Teil der Erziehung, besonders von Töchtern, ausmache und viel bildender sei, als die tausend Vorträge über Physik, Chemie, Astronomie, Architektur, Literatur zc., welche damals für das weibliche Geschlecht in Norddeutschland an der Tagesordnung waren. Ein ungeordneter Drang nach Bildung und Wissen ging durch die Zeit, die matt aus Mangel an positivem Christentum und aufgestachelt durch Übermaß von Kathederweisheit und unchristlicher Philosophie war. Die Grundlinien von Wahrheit und Recht lösten sich vor diesen zerfetzenden Einflüssen in Millionen Bruchstücke von Wahrheiten und Rechten auf, die jeder nach seiner Ein- und Ansicht für sich in Anspruch nahm und ausbeutete. Der furchtbare Mangel an einer allgütigen, objektiven, geistigen Autorität trat in krassester Weise zu Tage, indem sich jeder seinen Apostel der Offenbarung wählte. Das war für den einen — Hegel; für den andern — Göthe; für den dritten — Schleiermacher; für den vierten — das auftauchende Jung-Deutschland; für den fünften — das Haupt irgend

eines pietistischen Conventikels; für den sechsten — irgend ein Chef des Rationalismus; für den siebenten — Seine. Borne und Komjorten; — und so ging das fort ins Unglaubliche. Jeder stellte seinen Mann, seinen Gözen als den unfehlbaren Apostel einer Offenbarung hin und jeder bemühte sich ganz kindlich, die Aussprüche, Lehren und Behauptungen seines Apostels als Orakelsprüche einer höheren Weisheit aufzunehmen. Es war, als ob jeder fühle, daß ein Prozeß des Zerfallens durch die Welt gehe, und daß man geschwind eine Hand voll Atome an sich reißen müsse, um etwas zu haben, das so aussehe wie fester Boden. Wer in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts jung war und eine nach Wahrheit dürstende Seele hatte, der wird wohl wissen, welche Erdbeben er innerlich durchgemacht hat.

Gräfin Meerhaim's älteste Töchter waren erzogen und in die Welt getreten; zwei jüngere waren früh gestorben; ihr einziger Sohn war ein fünfjähriges Kind. Ihn bedrohte das Schickial seines Vaters, statt erzogen — verzogen zu werden. Dennoch, trotz all ihrer Bärtlichkeit, vergaß Gräfin Meerhaim Sohn und Töchter zeitweise bei ihren Romanen und die Aufregungen, die ihr Mann äußerlich in dem Turmurt seines wilden Lebens fand, genoß sie innerlich mit großem Behagen in ihrer feinen eleganten Sphäre. Mit größter Be-

friedigung sah sie in Richenza die glänzendsten Gaben der Natur an der Sonne der Erziehung sich entfalten, als sie dieselbe in die Welt führte. Richenza war eine strahlende Erscheinung, voll Schönheit und besiegendem Liebreiz und dabei so begabt mit Geist und Talent, als ob sie häßlich gewesen wäre. Ihre Erscheinung machte Epoche in Berlin. Es konnte nicht fehlen, daß sie die junge Männerwelt elektrisirte, umso mehr, da man wußte, daß Gräfin Meerhaim ein bedeutendes Vermögen besaß, welches sie mit unerwiderter Ruhe gegen alle Eingriffe ihres Gemahls für ihre Kinder verteidigte. Der junge Mann, der am entschiedensten seine Huldigung vor Richenza niederlegte und vor dem sich alle übrigen zurückzogen, war ein Prinz aus einem regierenden Hause. Gräfin Meerhaim hatte durchaus kein Verlangen, ihre Töchter früh zu verheirathen und den herzlichsten Wunsch, daß beide der Neigung ihres Herzens bei der Wahl eines Gatten folgen möchten; aber sie setzte zugleich immer voraus, daß es eine hinsichtlich des Standes und Vermögens passende Partie sein müsse. Bei diesem jungen Mann konnte von einer ehelichen Verbindung nur in morganatischer Weise, wenn überhaupt! die Rede sein. Sinegen konnte seine Huldigung ihrer Tochter Nachtheil bringen, wenn sich sein Name an ihren Eintritt in die Welt knüpfte. Sie trat also mit einer Entschieden-

heit, die ihr nur in den allerwichtigsten Momenten zu Gebot stand, diesem sich anspinnenden Verhältniß entgegen und kaum war der Karneval zu Ende — so daß ihre Abreise nichts Auffallendes hatte — reiste sie mindestens zwei Monate früher ab, als es ihr Plan gewesen war. Richenza war in Verzweiflung. Mochte Gräfin Meerhaim noch so stolz auf die Früchte ihrer guten Erziehung sein, so blieb es dennoch wahr, daß Richenza dem Herzen und Charakter nach so gut wie keine Erziehung erhalten hatte. Auf die Entwicklung ihrer geistigen Anlagen war alle Sorgfalt verwendet; sie konnte und mußte jetzt eine Menge Dinge, die ein reiches Maß von Fähigkeiten, viel Fleiß und viel Beharrlichkeit verrieten. Aber weil die Bildung ihres Charakters nicht mit der ihres Geistes Schritt gehalten hatte, weil überhaupt diese ganze Bildung nur eine äußerliche war: so lag ihr Gemüt wie ein unbebautes Feld unter diesem künstlichen Blumenflor — und bei dem ersten Anstoß brach eine so heftige Leidenschaftlichkeit aus ihrem tiefsten Wesen hervor, eine so unbezähmte, stolze, trotzig Selbstjucht, daß Gräfin Meerhaim fast davor zitterte. Denn mit welchen Mitteln sollte sie diese ungerügten Ansprüche an Glück, an selbstgewähltes und selbstgeschaffenes, bekämpfen? Der heiligende Einfluß des Evangeliums und der daraus entspringenden Moral stand ihr nicht zu Gebot: sie bewegte sich im

flachten Rationalismus. Daher fiel ihr nichts besseres ein, als vorderhand, da Richenza jetzt nicht zugänglich für Ehestandsgedanken sein würde, deren unglückliche Neigung durch eine edle Leidenschaft, wie Gräfin Meerhaim es nannte, zu überwinden. Richenza hatte gewiß nur eine sehr geringe Herzensneigung für den jungen Prinzen; allein die Hindernisse und Schwierigkeiten, welche in diesem Verhältnis lagen, gaben zugleich ihrer Phantasie und ihrer Eitelkeit reiche Nahrung. Ihr gefiel alles Ungewöhnliche, Überraschende, sie hatte Freude an Kampf, Widerstand und mühsam errungene Siege. Ihr junger, erfahrungsloser Kopf malte sich auch Leid und Trübsal als den gedämpften Rosenschimmer der anderen Seite des Glückes vor. Eine morganatische Ehe, welche sie an die Stufen eines Thrones stellte, hätte den höchsten Reiz für sie gehabt, und sie war fest überzeugt, daß es zu einer solchen Verbindung gekommen wäre. Daher betrachtete sie die Mutter als die Zerstörerin ihres Glückes und nahm sich fest vor, wenn es sich je wieder um Glück handeln sollte, anders zu Werk zu gehen, um zu demselben zu gelangen. Einstweilen ging sie auf den Gedanken der Mutter ein, sich ganz der Kunst zu widmen und zwischen deren idealen Gebilden die unvollkommene Wirklichkeit zu vergessen.

Gräfin Meerhaim hatte sich am Schluß jenes

verhängnisvollen Karnevals nach Dresden begeben und Richenza, die sehr viel Talent für bildende Kunst hatte, warf sich mit ihrem gewohnten feurigen Eifer, der immer in ihr erwachte, wenn es ein ansprechendes Ziel zu erreichen galt, auf die Ölmalerei. Sie machte enorme Fortschritte, und weil sie sie machte, so fand sie zugleich Sporn und Befriedigung darin. Den nächsten Winter wurde auch Euphroine in die Welt geführt und Gräfin Meerhaim hatte all ihre Überredungskunst nötig, um Richenza zu bewegen, sich nicht von der Gesellschaft auszuschließen. Sie betrachtete die Kunst nur als den momentanen Blitzableiter für die jugendliche Unruhe eines heißen Herzens; Richenza schien daraus die Leuchte ihres Lebens machen zu wollen; — das durfte nicht sein! das wäre eine Verkümmernng dieser schönen Existenz gewesen. Richenza ging also in die Gesellschaft und fand auch nach und nach Wohlgefallen daran, weil sie, obgleich sie stets eine gewisse abwehrende Haltung annahm, doch sehr bewundert wurde und überall eine der ersten unter den Gezeierten des Tages war. Der Weihrauch umnebelte aber nur ihre eine Richtung: ihr stolzes Selbstgefühl ließ sich auf seinen Wolken zu einer maßlosen Höhe emportragen, während andererseits ihr Verstand nicht gefangen wurde, sondern mit scharfem kritischem Blick das ganze Treiben der eleganten Gesellschaft musterte

— und verurteilte. Scheinfreuden, Scheinglück, Scheinglanz, Scheintugend, lächelnde Bosheit, heimlicher Neid lagen hinter den schimmernden Dekorationen von Flitter und Flor, von Kerzen und Blumenkränzen. Und da hinein soll auch ich? darin soll auch ich meine Befriedigung finden? fragte sie sich selbst; — zwischen diesen Puppen, die von der Convenienz, wie Marionetten am Schnürchen, gelenkt werden und die nichts Höheres kennen, als im Salon anderen Puppen den Kopf zu verdrehen — da soll auch mein Platz sein? — Nimmermehr! . . . Mein Vater hat wohl recht, sich von diesem jaden Tumult fern zu halten. Freilich hat er darin Unrecht, daß er einen brutalen Tumult statt dessen gewählt hat! Ich werde mich nimmermehr in diese niedrigen Kreise begeben. Das höchste Recht des Menschen, des denkenden Wesens, ist seine Selbstbestimmung — und meiner Eigentümlichkeit, meinen Bedürfnissen, meinen Forderungen gemäß muß sich mein Leben gestalten. In meinem Herzen ist ein Schwung, der über die irdische Welt hinausgeht. — — Darin hatte sie Recht. Aber sie vergaß nur, daß nicht Phantasie und Leidenschaft sich diesen Schwung dienstbar machen dürfen, und daß er nur dann zu einem hohen Ziele führt, wenn ein Wille ihn regelt und lenkt, der die himmlische und ewige Bestimmung des Menschen ins Auge faßt. Je kälter Mithenza

nach außen wurde, desto mehr Blut schloß sie in ihrem Innern ein und schweigend oder nur von Dingen redend, die nichts von ihrem Wesen offenbarten, stand sie da wie eine schöne Sphynx, welche das Wort für das Räthsel ihres eigenen Lebens nicht zu finden verstand.

Der vollkommenste Gegensatz zu der ernsten verschlossenen Richenza war die heitere, harmlose, offenherzige Euphrosyne, die in kindlicher Unbefangenheit mit allem zufrieden war, überall sich unterhielt, an allen Menschen und allen Dingen zuerst die gute Seite sah und eine minder reich, aber viel glücklicher begabte Natur als Richenza war. Bei den Naturanlagen blieb denn auch freilich ihre Entwicklung stehen. Die geringeren harmonischen Gaben der einen sowohl, als die großartigeren, chaotischen der anderen, blieben unter Gräfin Meerhaims Hand durchaus auf dem Standpunkt der natürlichen Anlagen, denn vor lauter Bemühungen, ihre Töchter aufs vortrefflichste zu bilden, kam es ihr nie in den Sinn, christliche Tugenden in ihnen zu entwickeln. Sie wählte, ihr gutes Beispiel sei hinreichend, um ihr die Kinder moralisch gut zu machen; das sei die Hauptsache; mit feinen Fehlern habe dann jeder zu kämpfen.

Es war ein junger Mann in der Gesellschaft, dessen ganzes Herz durch Euphrosynens Liebenswürdigkeit gefesselt wurde. Er hieß Bernhard von

Ursperg. Er war zu Hause in den freundlichen Tälern des Schwarzwaldes, die theils von Felsen und Nadelholz, theils von Rebhügeln und laubreichen Bergen eingerahmt, von Wiesen und Obstbaumhainen ausgefüllt, von kleinen munteren Flüssen belebt sind. Wer kennt nicht das berühmteste Exemplar derselben, das Thal von Baden-Baden? Trotz aller Entstellung, welcher Luxus, Mode, Reiseucht und Spielwut seiner ursprünglichen Physiognomie beigebracht haben, bleibt dennoch dessen Naturscenerie unrißig amnchtig. Diesem südwestlichsten Winkel Deutschlands, zwischen Neckar, Rhein und Bodensee — dem alten Aemmanien — dessen geistiger Mittelpunkt der herrliche Münster in Freiburg bildet, ist der deutsche Charakter in seiner lebenswürdigsten Erscheinung angedrückt und er trägt einen Stempel von Romantif, von Gemüt, von ernster Kraft, von gefriedeter Ruhe, wie kaum anderswo in Deutschland. In der Gegend war Ursperg zu Hause und nur vorübergehend in Norddeutschland, da er seit einigen Jahren in der Diplomatie war, jedoch ohne die Absicht, eine Carriere machen zu wollen. Sein Sinn, seine Neigung stand nach dem Landleben; — aber nicht, wie bei so manchen, aus Trägheit, aus Mangel an Bildung und Wissen, aus Gleichgültigkeit gegen die großen und allgemeinen Interessen, sondern weil er fand, daß die richtigste Stellung und

die einflußreichste Wirkjamkeit für den Edelmann auf seinem Grundbesitz sei. Ursberg bewarb sich um Euphrosyne. Gräfin Meerhaim war ganz damit einverstanden und freute sich sehr, als Euphrosyne die Mitteilung der Mutter mit einem entschiedenen:

„Der — oder keiner!“ beantwortete.

„Baron Ursberg schreibt ferner, er sei Katholik,“ sagte Gräfin Meerhaim.

„Das tut ja nichts, Mama!“ rief Euphrosyne. „Der gute König und die liebenswürdige Königin sind auch Katholiken!“

„Und er müsse, als Haupt der Familie, dafür einstehen,“ fuhr Gräfin Meerhaim fort, „daß sie auch katholisch bleibe.“

„O Mama!“ rief Euphrosyne mit unvergleichlicher Naivetät. „Du weißt, wie gern ich in die katholische Kirche gehe!“

„So wollen wir denn unser Jawort an Ursberg geben?“ fragte lächelnd die Gräfin.

„Wenn Du gesinnt bist wie ich, Mama — ja! Dem — oder keinem.“

„Werde glücklich!“ jagte Richenza bewegt, als Euphrosyne ihr dies frohe Ereignis mittheilte.

Ursberg bat die Gräfin dringend, ihn nicht von seiner Braut zu trennen und ihren Sommeraufenthalt in Schlessien für dieses Jahr aufzugeben. Richenza bat ebenfalls dringend darum. Ihr Lehrer

faud es zur höchsten Ausbildung ihres Talentes durchaus notwendig, daß sie fortan in der Gemäldegallerie ihre Studien mache und einige Meisterwerke kopiere, bevor sie sich in der eigenen Composition versuche. Am ersten Mai wurde die Gallerie sowohl für die copierenden und studierenden Maler, als für den allgemeinen Besuch auf sechs Monate geöffnet. Richenza hat die Mutter, keine Unterbrechung ihrer Malerstudien eintreten zu lassen — und Gräfin Meerhaim erfüllte mit Freuden die Wünsche ihrer Kinder und blieb vor wie nach in der „Stadt Wien“.

Richenza verbrachte ihre Tage fortan in der Gemäldegallerie, wo ihre Erscheinung unter den dort in großer Zahl arbeitenden Künstlern ein ungeheures Aufsehen machte. Wer war dies wunderjöhne Mädchen, das täglich im eleganten Wagen mit einem Livreedienner ankam und abgeholt wurde; neben deren Staffelei sich die blau-bebrillte Duenna mit klasterlanger Straminarbeit niederließ; die so manchen Besuch bei ihrer Arbeit empfing und sich so gar nicht dadurch stören ließ; um die zuweilen ein ganzer Kreis von Fremden schweigend stand und sie bewunderte. War sie eine zweite Angelica Kaufmann, von der man sagte, „ein Engel habe ihr den Namen, die Gestalt und den Pinsel gegeben“? War sie eine Griechin, die Deutschlands Kunst studieren und nach Hellas zurückbringen

sollte? War sie eine spanische Infantin im Intog-
nito? — Etwas Extraordinäres mußte sie sein!
und als man schnell genug erkundschafte hatte,
wer sie sei und daß sie auf der sozialen Leiter keine
Stufe neben einem Throne einnehme, blieb doch
immer der Zauber ihrer herrlichen Erscheinung
und der Ernst, womit sie die Kunst behandelte,
etwas höchst Seltenes. Ihr Lehrer gab ihr das
liebliche Gemälde von Vandyk, „die Söhne Ru-
bens,“ zu copieren. Dann und wann erschien er
in der Gallerie, gab ihr einige Ratschläge, lobte,
tadelte; im übrigen verhielt sich Richenza gerade
so, wie alle anderen Maler in der Gallerie: sie saß
an ihrem besonderen Fenster, hatte ihre beiden
Staffeleien — die eine mit dem Originalgemälde,
die andere mit ihrer Copie — vor sich; zur Linken
ein kleines Tabouret mit allerhand Gerütschaften;
zur Rechten, etwas rückwärts, Madame Lambert
mit ihrer Straminstickerei. Madame Lambert war
eine Emigrierte der ersten französischen Revolution,
Kammerfrau einer alten Herzogin, die in Karls-
bad in ihren Armen starb. Dort nahm die Mutter
von Gräfin Meerhaim sie auf und machte sie zur
Wärterin ihrer kleinen Kinder und als diese heran-
wuchsen, zur Aufseherin ihres Hauswesens. Da
Gräfin Meerhaim bei ihrer Verheirathung sehr
jung, unerfahren und unpraktisch war, so gab die
Mutter ihr Madame Lambert mit, welche nun wie-

der die Aufsicht über Richenza und deren Geschwister von der Wiege an erhielt und auch jetzt durch Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Hingebung ganz an ihrem Platz war. Aber was sie nicht hatte, konnte sie nicht geben! sie stand mit ihrer Aufmerksamkeit auf dem Standpunkt einer guten Kammerfrau, war musterhaft für die physische Pflege und Erziehung der Kinder, auch geschickt, um ihnen das Alphabet und das Einmaleins, kleine Lieder und muntere Spiele beizubringen; doch weiter gingen ihre Fähigkeiten nicht und über diesen Umfang hinaus nahm sie nichts wahr und hatte sie kein Urtheil. Gräfin Meerhain setzte nicht bloß ein unbedingtes Vertrauen in ihre gute Lambert, sondern fand es auch unaussprechlich bequem, es zu können, versicherte, daß sie ihre Töchter weit sicherer in deren Obhut, als bei einer hochgebildeten Gouvernante wisse, und machte auch wirklich Madame Lambert stets zu Richenzas und Euphrosynens Begleiterin, wenn sie selbst dies nicht sein konnte oder mochte. So saß sie denn mit ihrer Tapissérie auf der Gemäldegallerie neben Richenza, stückte eifrigst die Fußkissen, die Teppiche, welche Gräfin Meerhain an Wohltätigkeitslotterien schenkte, schob manchmal ihre blaue Brille auf die Stirn hinauf, um sich zu vergewissern, daß sie in der Farbenwahl nicht irre — und Richenza war so gut wie allein.

Richenzas Fenster war das letzte in der Reihe;

die Gallerie machte dort einen Winkel und ging in einen anderen Flügel über. Im vorletzten Fenster, also hinter ihr, wurde ebenfalls ein Wandt'sches Bild, Carl I. von England, copiert. Die Größe des Bildes machte ein Gerüst notwendig, auf dem der Maler bei seiner Arbeit stand. Von dieser kleinen Warte blickte er auf Richenza herab. Freilich sah er sie nur im halben Profil, weil beide ihre Staffelei nach dem günstigen Lichte zu stellen hatten; aber er sah sie doch und sie sah ihn. Wenn ihr Professor sie besuchte, so ermangelte er nie, sich längere Zeit mit ihrem Nachbar zu unterhalten, aber nicht wie mit einem Schüler, sondern verbindlich und anerkennend. Einmal hatte er auf Richenzas Bild die trockene, dürstige Carnation der Hände getadelt und hinzugesetzt, wenn sie sich überzeugen wolle, daß Wandt's Farbenton sehr gut zu treffen sei, so möge sie nur einmal das Bild ihres Nachbarn betrachten. Richenza folgte dem Wink des Professors, stand auf und ging schüchtern mit ihm nach dem anderen Fenster, wo der junge Maler bereitwillig von seinem Gerüst herabstieg, um ihr Platz zu machen, als sie mit beklommener Stimme fragte:

„Darf ich von Ihnen lernen?“

Sie sagte nichts weiter, aber sie hörte auf das, was er mit ihrem Professor sprach — und als sie ihn schweigend grüßte und wieder zu ihrer Arbeit

ging, da wußte sie, daß er ein Belgier, aus Gal-
lait's und de Viefves großer Schule sei und im
Auftrag einer Brüsseler Kunsthandlung in Dres-
den male. Seitdem grüßte sie ihn immer, wenn
sie an ihm vorüber ging. Aber nur auf der Gal-
lerie! Er war ihr begegnet, einmal auf der Ter-
rasse, einmal im großen Garten, wo sie mit der
Mutter, der Schwester und Ursperg spazieren ging
— und beide Male hatte sie auf die andere Seite
geblickt. Sie wollte ihn also nicht bemerken.
Aber um ihm zu zeigen, daß sie Gründe dafür habe,
grüßte sie ihn am andern Morgen um so freund-
licher auf der Gallerie. Ihre Gründe waren die:
ihre Phantasie erträumte sich einen Roman mit
diesem wunderbar interessanten Wandyl — wie sie
ihn bei sich selbst nannte — und wollte durchaus
nicht durch einen Anprall an die Wirklichkeit den-
selben der Zerstörung Preis geben. Sie malte sich
ein unansprechlich ideales Leben an der Seite
eines solchen Künstlers an: ihr gemeinsames
Streben, um Offenbarung der ewigen Schönheit
festzuhalten und wiederzugeben; ihr feuriger Wett-
eifer auf der Bahn des Ruhms; den wonnevollen
Triumph, eines Mannes Namen zu tragen, der in
den Annalen der Kunstgeschichte glänze; das selige
Los einer Frau, die das öde, langweilige Salon-
leben aufgebe, um die geniale Existenz eines sol-
chen Mannes zu teilen und zu verschönern, das

frohlockende Opfer von Rang und Stand, welches für ein solches Glück zu bringen sei. Solche Gedanken und Bilder umflockten wie wilde Ranken, die im Frühling aus dem treibenden Erdboden aufsprießen, ein unbewachtes, unbeschränktes, ungelichtetes Herz, das in der Jugend so leicht ein Chaos von unverstandenen, stürmischen Bestrebungen und Regungen ist. Hätte sich Richenza vertrauensvoll und aufrichtig hierüber ausgesprochen, so wären ihre phantastischen Träumereien vielleicht schon dadurch entchwunden, daß sie ihnen bestimmte Worte gab; und wenn das nicht, so hätte kluger Rat, Erfahrung und Überlegung ihr Licht und Schutz gegen die Macht der Finsternis gewährt. Aber sie war ein verschlossener Charakter und wurde es noch mehr, weil sie sich von ihrer Mutter nicht verstanden sah. Deshalb hielt sie dieselbe für ganz unfähig, auf ihre Eigentümlichkeit einzugehen und sich selbst für berechtigt, sich eine Zukunft nach eigenem Ermessen zu gestalten. An ihren Vater dachte sie noch viel weniger! hatte er sich doch nie um Erziehung und Wohlfahrt seiner Kinder bekümmert! Eben war er auf dem Wege nach Berlin zu den Pferderennen, acht Tage in Dresden gewesen, um Ursberg kennen zu lernen — und dann auf Monate wieder zu verschwinden. Richenza fühlte sich unaussprechlich einsam und deshalb lebte

sie sich immer tiefer, immer besinnungsloser mit den Gebilden ihrer Phantasie ein, deren Mittelpunkt ein junger unbekannter Mensch war, der interessant ausah und gut malte.

Eines Abends war sie mit ihrer Mutter und dem kleinen Emanuel im Blauenschen Grund spazieren gefahren, ohne Diener, weil Euphrosyne, von heftigem Kopfschmerz gequält, ihn fortgeschickt hatte, um Orangenblutwasser zu holen. Vor einem berauschten Fuhrmann, dessen Gespann mit ihm durchging, wurden Gräfin Meerhainns Pferde scheu, nahmen Reißaus, schlugen über die Stränge, drängten den Wagen an den Chauffeegraben. Er wäre umgestürzt, wenn nicht eine kräftige Hand den Pferden in die Zügel gefallen wäre, sie zum Stillstand gebracht und die Stränge wieder geordnet hätte. Auf den Angstschrei der Gräfin, sie wolle aussteigen und zu Fuß nach Hause zurückkehren, trat ein junger Mann an den Wagenschlag, versicherte, das sei unnötig und alle Gefahr vorüber, grüßte ehrerbietig und setzte seinen Weg nach der Villa Grassi fort. Wie vom Blitz getroffen saß Richenza bei diesem unerwarteten Auftreten des schönen Unbekannten da. Aber sie verriet sich durch keinen Laut, keine Miene. Sie hielt es für ausgemacht, daß er ihnen Allen das Leben gerettet habe. Wie sollte sie ihm ihren Dank aussprechen! aber so, daß es ein Geheimnis zwischen ihm und ihr bleibe! Sie sann die

halbe Nacht vergebens darüber nach. Als sie am andern Morgen in der Gemäldegallerie zu ihrem Platz ging, war er nicht auf dem seinigen. Ihr war zu Mut, als falle ihr Herz in einen bodenlosen Abgrund und zitternd sank sie auf ihren Sitz vor der Staffelei. Da fiel ihr Blick auf ein zerknittertes, graues Stück Papier, das ganz unscheinbar zwischen ihrem Malapparat steckte und das sie gestern Abend nicht dahin gelegt hatte. Während sie zwischen ihren Gerätschaften kramte, glättete sie das Papier und las, was mit Bleistift in französischer Sprache darauf geschrieben war: „Wie glücklich ist der, welcher der Herrin dienen darf. Würde er nur, wohin allabendlich ihre Wege gehen.“ — Das fragt er, um mich außerhalb der Gallerie zu sehen, sprach Richenza zu sich selbst, denn ein so glückliches Ereignis, wie das gestrige, kommt einmal vor und nimmer wieder. Da naheten Schritte dem Nachbarfenster. Er war es! Er bestieg sein Gerüst. Richenza wendete sich flüchtig nach ihm um und ihr Blick winkte ihm eine Genehmigung seines Wunsches zu. Sie verließ wie gewöhnlich ein paar Augenblicke vor ihm die Gallerie. Da eilte er, ein rosenfarbenes Bondonpapier aufzunehmen, das neben ihrem Stuhle lag. Mit verschörfelsten Pinselstrichen stand darauf: „Konzert im großen Garten.“ Auf diese Weise erfähr der junge Mann täglich den Ort, wo er, wenn auch

nur aus der Ferne, Richenza sehen konnte. Das eigentliche Gesellschaftsleben, das in allen großen Städten mit dem Eintritt der guten Jahreszeit aufhört, hatte sich bereits aus den Salons zurückgezogen und sie verödet; da sich aber gerade im Sommer sehr viel Fremde in Dresden befanden, theils durchreisend, theils im längeren Aufenthalt: so fehlte es nie an eleganter Welt, die aber mit der gewissen Ungezwungenheit der Reisenden lebte. Es war durchaus nicht gegen den guten Ton, die öffentlichen Konzerte zu besuchen, die an gewissen Tagen jeder Woche auf der Elbterrasse, im großen Garten und in Findlators Weinberg im Freien stattfanden und sich dort an kleinen Tischen für kürzere oder längere Zeit niederzulassen. Sie erregten überreichlich den Salon, denn man hörte und sah, man wurde gesehen und man hatte überdas die lieblichsten Naturbilder und freie Bewegung in frischer Luft. Außerdem gibt es in Dresdens nächster Umgebung eine Menge reizender Punkte, die zu kleinen Ausflügen locken und auf denen sich immer Menschen einfinden. In der Oper endlich, damals wohl die beste in Deutschland, war es immer — Dank dem alten engen Hause — gedrückt voll; — und so konnte der Unbekannte es möglich machen, ohne im Geringsten aufzufallen, der Anweisung zu folgen, die Richenza ihm fortan gab. Als sie einmal auf ihr gewöhnliches Bon-

bonpapier mit einer Stecknadel „Tieck“ bezeichnet hatte, war ihr Bandhft, wie sie ihn in ihrem Sinn nannte, nicht dort; aber er sorgte dafür, daß es zum zweiten Mal nicht umsonst geschehe, ließ sich bei Tieck einführen, was für jeden anständigen Menschen sehr leicht war; und als Richenza nach einigen Wochen abermals die Losung „Tieck“ gab — fand sie richtig ihren Bandhft in der Vorlesung des Macbeth.

Der junge Mann war bezaubert von Richenza's blendender und reizender Erscheinung, bezaubert auch durch den Eindruck, den er auf sie machte. Die Empfänglichkeit für Schönheit, welche eng mit dem Kunstfönn verbunden ist, und in straffen Zügeln gehalten werden muß, um auf richtigen Bahnen zu bleiben, wurde für ihn zur Tyrannin, deren Fesseln er sich entgegen drängte. Er schrieb ein paar Seiten im höchsten Pathos über das ungeahnte namenlose Glück der Sympathie — in der Kunst, und versteckte das Blatt dort, wo Richenza das erste gefunden hatte und auch dieses fand. Es war zu lang, um es auf der Stelle zu lesen. Sie nahm es mit. Als sie am Nachmittag wieder kam, lag in ihrem Auge ein Ja, das er nur zu gut verstand. Sie schrieb ihm nicht; aber er schrieb wieder und wieder — und sie nahm es an. Zimmer fester ließ sie sich von einem Netz umspinnen, in welchem sie gefangen zu werden wünschte.

Der Sommer war vorüber, „Karl I. von England“ war vollendet. Der junge Künstler wollte es nach Brüssel schicken und dann selbst abreisen — „mit gebrochenem Herzen,“ wie er an Richenza schrieb und wie es ihm auch schien. Da kritzelte sie die zwei Worte: „Nicht allein!“ und ließ sie ihm zu Füßen fallen. Der entscheidende Schritt war geschehen. Richenza entwarf einen Plan, den sie schriftlich ihrem jungen Bandyt mittheilte. Fortan erschien er nur flüchtig in der Gemäldegallerie.

In nächster Zeit sollte Euphrosynens Vermählung stattfinden. Ursberg war auf drei Wochen nach seiner Heimat gereist, um Vorkerkungen zur Heimführung der Braut zu machen. Gräfin Meerhain wollte auf ein paar Tage nach Leipzig gehen, um die letzten Einkäufe für Euphrosynens Ausstattung zu machen; — damals war Leipzig der Sammelplatz der Pariser Wodensendungen, die sich von dort aus über Norddeutschland ergossen und deshalb war eine Reise nach Leipzig äußerst anziehend für Damen. Eine Reise war es, denn erst mit dem Jahr 1835 begann Deutschland sich aus der verschollenen Epoche zu erheben, die man voreisenbahnisch nennen muß — wie man ja von einer noch früheren vorrindflüchtig sagt. Im Jahr des Heils 1835 wurde die erste deutsche Eisenbahn eröffnet und zwar in Bayern zwischen Nürnberg und Hürth. Aber es währte noch ein paar Jahre,

bis man anderwärts diesem Beispiel folgte. Von Dresden nach Leipzig fuhr man im eigenen Wagen mit Extrapost auf einer sehr guten Chaussée äußerst bequem in einem Tage, wobei man weder früh aufzustehen, noch das Frühstück in fliegender Gatt zu verzehren brauchte. Der Wagen, der Postillon, die Pferde — alles wartete. Man war Herr der Reise. Jetzt ist man ihr Sklav.

Richenza bat um Erlaubnis, daheim zu bleiben, da es sich ja nur um eine Expedition in Modemagazine handle, die ihr kein Vergnügen mache. Das wußte Gräfin Meerhain: Richenza durfte mit Emanuel in Obhut der treuen Lambert bleiben. Gleich am ersten Vormittag bewog Richenza Madame Lambert, sie nicht in die Gallerie zu begleiten, sondern Emanuel zu hüten, der trotz eines heftigen Stutens und trotz des Regens durchaus den Garten der „Stadt Wien“ wie gewöhnlich zum Tummelplatz seiner Spiele machen wollte. Madame Lambert sah ein, daß sie viel notwendiger Emanuel als Richenza zu bewachen habe — und Richenza war allein in der Gallerie. Da sprach sie zum erstenmal mit dem jungen Manne und erfuhr, daß er sich William Saint-Clair nenne. Sie war wie jemand, der entschieden ist, mit geschlossenen Augen den Todesprung in die Tiefe zu tun. Aber diese Tiefe — nannte sie ihr Glück. Am zweiten Morgen* hatte Emanuel ein leichtes Schnupfen-

lieber, so daß in der That Madame Lambert ihn nicht verlassen konnte und Richenza fuhr abermals allein nach der Gemäldegallerie. Der Wagen, der sie um Mittag abholen sollte, kam leer zurück und der Diener brachte ein Billet von Richenza an Madame Lambert, in welchem mit Bleistift geschrieben stand: „Warte nicht auf mich, gute Lambert. Die Tante nimmt mich mit nach Tharand.“ — Madame Lambert war vollkommen ruhig: Richenza war also mit einer Cousine von Gräfin Meerhaim nach Tharand gefahren! Als es acht Uhr Abends tief dunkel wurde und ein heftiges Unwetter ausbrach, Richenza aber nicht heimkehrte, wurde Madame Lambert freilich besorgt; doch zum Glück traf ein Brief von Richenza an ihre Mutter ein. Madame Lambert dachte, es wäre wohl vernünftiger gewesen, wenn Richenza ihr geschrieben hätte; denn jetzt mußte der Brief mindestens bis zum nächsten Abend uneröffnet auf Gräfin Meerhaim warten. Doch was war zu machen! Madame Lambert begab sich zur Ruhe und schloß den Schlaf der Gerechten.

Am nächsten Morgen schickte sie in aller Frühe den Diener in die Wohnung von Richenza's Tante mit der Frage, ob vielleicht die Damen die Nacht in Tharand geblieben wären. Er kam zurück mit der Antwort: das wisse man nicht, da die Chanoinesse von Dresden abgereist sei und erst nächsten Sommer wiederkomme; ihre erste Station sei

allerdings Tharand gewesen. Der Diener setzte hinzu:

„In der Wohnung der Chanoinesse standen Thür und Fenster auf und die Hausleute richteten alles her, weil morgen andere Herrschaften einziehen.“

So war denn keine Hoffnung! Die Chanoinesse war fort — und über Tharand hinaus. Aber wo war Richenza? Gräßliche Angst überfiel die unglückliche Madame Lambert. Zwanzigmal stand sie auf dem Punkt, den Brief zu öffnen, um sich Gewißheit zu verschaffen. Doch sie wagte nicht, der Gräfin vorzugreifen und geheime Furcht vor dem Inhalt des Briefes ließ überdies eine Handlung nicht zu, welche durch die besonderen Umstände wohl zu entschuldigen gewesen wäre. Bald mit hochklopfendem und bald mit verzagendem Herzen hielt sie Nachsuchung unter Richenza's Sachen und fand zu ihrem grenzenlosesten Entsetzen, daß ein gewisser großer Mantel fehlte, den Richenza im vorigen Winter getragen hatte und ein Kästchen von grünem Saffian. In demselben befand sich ein vollständiger kostbarer Schmuck von Amethysten mit Diamanten eingefast, den Richenza vor einigen Jahren von ihrer verstorbenen Großmutter geerbt hatte, mit der Bestimmung, ihn an ihrem Hochzeitstage zu tragen. Und dieser Schmuck fehlte jetzt!! Madame Lambert war einer Ohnmacht nahe. So verging der Tag. Der

Abend kam; mit ihm die Gräfin und Euphrosyne. Ganz betäubt vor Seelenangst reichte Madame Lambert der Gräfin Richenza's Brief und ohne die Handschrift zu betrachten, ahnungslos, daß er von ihrer Tochter sei, erbrach ihn die Gräfin und las:

„Geliebte Mutter, um Dir und mir schwere Kämpfe und bittere Stunden zu sparen, folge ich *diesmal*, nach reiflicher Überlegung, dem Zug meines Herzens, der inneren Stimme, welche mir das höchste Lebensglück verheißen und mich einer seligen Zukunft zuführen. Frage nicht, forsche nicht, geliebte Mutter! mein Schicksal ist entschieden. Sobald der Schmidt von Gretna-Green uns auf ewig verbunden hat, sollst Du wieder Nachricht empfangen von Deiner Dich zärtlich liebenden Tochter Richenza.“

„Die Unglückselige! sie ist verloren!“ ächzte die Gräfin und sank befinnungslos zusammen.

Die schöne Richenza Meerhaim war und blieb verschwunden. Euphrosyne Meerhaim wurde bald darauf in aller Stille mit Bernhard von Ursperg vermählt, und während sie ihm in seine Heimat folgte, begab sich ihre Mutter mit dem Kleinen Emanuel auf ihr Schloß Trohnenberg in Schlesien.





Jenseits des Rheins.

Strasburg 1840.

Wie ein Wartturm, von dem ein unsichtbarer Wächter gen Osten herabrufst: Habt Acht! — so stetgt der riesenhafte Strasburger Münster, weithin durch's Land sichtbar, zum Himmel auf. Jener Wächter aber heißt der deutsche Genius. Uraltet, ächtdeutsches, allemannisches Land ist der Elsaß, sind die Vogesen mit ihren gebrochenen Burgen und den Ruinen ihrer zerfallenen Thürme und Mauern. Uralt, ächt deutsch ist Strasburg, der Bischofssitz, die freie Stadt des heiligen römischen Reichs. Uralt, ächt deutsch, ist die Sprache des Volkes, die allemannische Mundart; sind die Namen der Städte des Elsaß, der Dörfer und Weiler so gut, als die der Familien. Französisch ist nichts, als die Eroberung und die nach dem französischen Prinzip der Centralisation dressierte Oberfläche der Erscheinungen, die der Staat der bürgerlichen Gleichheit unter den verschiedensten Regierungsformen mit wahren Fanatismus aufrecht hält. Unter der absoluten Monarchie so gut wie

unter der absoluten Guillotine, unter dem absoluten Eroberer Napoleon so gut wie unter dem Königtum von Gottes Gnaden und dem Bürgerkönigtum, unter der Diktatur der Republik wie unter der Diktatur Louis Napoleons — ist eine und dieselbe Tendenz, nämlich die: von einem Punkt aus das Gesamtleben Frankreichs an einem Schnürchen in Bewegung zu setzen, zu übersehen und zu bewachen. Jenes Centrum ist die Regierung oder der Regierende, und wie das Netz einer Spinne in äußerst regelmäßigen Radien, breitet sich dies System sorgsam und vorsichtig über die Regierten bis zu den letzten möglichen Grenzen aus. Wäre nicht der französische Charakter ungemein lebhaft und regsam — und besäße er nicht das große und glückliche Talent, für seine Regsamkeit praktische Wege zu finden: so müßte das Volk längst zur Mumie ausgeiröcknet sein. Aber nun setzt es seine Findigkeit und Tatkraft dem Bevormundungssystem der Centralisation, oft unbewußt, entgegen und stolziert überdas sehr gern mit seinem Gleichheitsprinzip, in welchem es eine Verbriefung seiner hohen Menschenwürde und das Monopol erblickt, die erste Nation der Welt zu sein. Mit der wunderbaren Gedankenlosigkeit, die überall, zu aller Zeit, unter allen Völkern, den großen Massen eigen ist, wenn man ihnen für die Fragen, welche außerhalb ihres

gewohnten Gedankenkreises liegen, ein hochtönendes Schlagwort hinwirft, hat sich denn auch der französische Geist des Schlagwortes Freiheit! als eines naturwüchsigem Anhängels der Gleichheit bemächtigt, und vergißt über dem Wort, das er hat, die Sache, die er nicht hat und nicht haben kann, so lange er in einem Staatssystem existiert, anstatt in einem Staatsorganismus zu leben — denn nur in letzterem ist die politische Freiheit möglich. Dank jener wunderbaren Gedankenlosigkeit hält sich der Franzose für den Vorkämpfer der Freiheit und geht in ihrem Namen auf Eroberungen aus. Das Eroberte aber wird in die Staatsmaschine der Centralisation eingefügt — und das ist denn auch dem grunddeutschen Elßaß geschehen. Und wann ist das geschehen? Damals, als nach dem gräßlichen Bruderkrieg des 17. Jahrhunderts Deutschland im Glauben zerrissen, eine Spaltung erfuhr, wie sie in der Weltgeschichte in solchem Maß noch nicht vorgekommen ist. Das ist richtig und unleugbar, und die Geschichte lehrt es: Abgefallene vom Glauben werden auch zu Apostaten der bürgerlichen Ordnung und Treue; aber so gründlich, so tief, so schneidend im Bruderhaß, so gierig nach fremdländischer Unterstützung, um mit Hilfe fremdländischer Schwerter gegen den Bruderstamm zu wüthen, hat sich der Glaubensabfall nie gezeigt, als in jener unseligen Zeit, wo Schweden und Frankreich.

durch protestantische Fürsten dazu aufgefordert, ihre mordbrennerischen Raubzüge durch Deutschland hielten. Furchtbare Warnung für ein uneinigtes Deutschland! Schon in den Kriegen des 16. Jahrhunderts war Ähnliches geschehen. Der vom Glauben abgefallene Kurfürst Moriz von Sachsen überließ die deutschen Bistümer Metz, Toul und Verdun reichsverrätherisch und zu seiner ewigen Schmach an Frankreich. Und es ist sehr heilsam, wenn die Katholiken dergleichen Thatfachen nicht vergessen, da manche Protestanten sich nicht entblöden zu behaupten, der Katholik habe kein Herz für Deutschland, während Deutschland nur groß war, so lange es katholisch war. Nun, Frankreich hatte im 16. wie im 17. Jahrhundert den Vorteil des grauenhaften Bruderkrieges, indem es einen deutschen Landstrich nach dem andern an sich brachte. Das schöne Elsaß ging an Ludwig XIV. verloren. Aber Deutschland ist seitdem eine andere Niobe geworden, ist versteinert im Schmerz über ein unerhörtes Schicksal, stumpf und kalt für den deutschen Bruder. Denn als im Anfang dieses Jahrhunderts dem Eroberer Napoleon seine Beute wieder abgejagt wurde, da hätte man den Elsaß ebensowohl von Frankreich ablösen und mit Deutschland vereinigen müssen, wie man Pommern, die Eroberung Gustav Adolfs, von Schweden ablöste. Man hätte es tun müssen, um eines

der traurigsten Denkmale an Deutschlands Bruder-
kriege zu vernichten, um jene in Blut und Schmach
getauchte Erinnerung zu föhnen und um nicht einen
Bruderstamm in der Botmäßigkeit des Erbfeindes
von Deutschlands Größe und Stärke zu lassen.
Man tat es nicht. Gott weiß warum! Aber es ist
namenlos traurig, daß es jetzt immer in großen
Augenblicken, in entscheidenden Momenten so aus-
sieht, als hätten nicht alle deutsche Fürsten die
Ehre und Größe Deutschlands im Auge. „Habt
Acht!“ ruft der unsichtbare Wächter von den Bin-
nen des Münsters gen Osten. —

In dem kleinen Spezereiladen von Peter Sink-
ler zu Straburg herrschte die volle Tätigkeit, die
einem Geschäfte eigen ist, welches durch Bentimen
in Flor kommt. Es müssen täglich unzählige Men-
schen ihren Pfennigtribut für Zucker und Kaffee,
Syrup und Öl, Rauch- und Schnupftabak, in hal-
ben und viertel Pfunden gekauft, darbringen —
es müssen unzählige Worte gewechselt, unzählige
Redensarten vom Stapel gelassen, unzählige Ver-
sicherungen gegeben und Beteuerungen gemacht
werden, um denjenigen Regen von Pfennigen her-
vorzulocken, der in einem Silberbächlein von
Frank's zusammenläuft. Aber Frau Sinkler ver-
stand die Sache und war ganz auf der Höhe ihrer
Aufgabe. Mit grenzenloser Redefertigkeit ent-
strömten ihren Lippen diejenigen Worte, welche der

Käufer gern hört und bei denen „vortreffliche Ware“ und „unerhörte Billigkeit“ das Thema für tausend Variationen abgeben mußten; — und mit derselben Fingerfertigkeit war die viertel oder halbe Pfund-Düte gefüllt und lag rund und voll auf dem Ladentisch. Niemand hatte lange zu warten — was immer gefährlich ist; denn er könnte, wenn's nicht ein alter sicherer Kunde ist, die Geduld verlieren und zum nächsten Laden um die Ecke der Straße gehen. Trotz ihrer großen Behendigkeit hätte Frau Sinkler doch nimmermehr allein alle Ansprüche befriedigen können; aber ihre älteste Tochter ging ihr gewandt und tätig zur Hand; die zweite, ob schon ihr das Küchendepartement übertragen war, erschien ebenfalls in den Pausen ihres Amtes hinter dem Ladentisch; und sogar die jüngste, die noch in die Schule ging, mußte, wenn es eben Not tat, im Geschäft sich tummeln. Der Vater, Herr Peter Sinkler, war ein ruhiger, bedachtamer Mann, der die Buchführung und das Schreib- und Rechenwesen besorgte und den Augenblick ersehnte, wo sein jüngster Sohn, der ebenfalls noch schulpflichtig war, ihn würde unterstützen können. Ein älterer Sohn war aus unbezwinglicher Lust Soldat geworden und noch ein anderer hatte zu Herrn Sinklers größtem Schmerz eine entschiedene Abneigung gegen das väterliche Geschäft und lernte die Buchhandlung.

Herr Sinkler bewohnte sein eigenes Haus, das hoch, schmal und dunkel in einer keineswegs eleganten Straße lag. Es hatte neben der Haustür nur ein Fenster, das dem Laden gehörte und nach hinten ein Zimmer, in welchem Herr Sinkler an seinem Schreibtisch hauste. Eine finstere steile Treppe führte zu drei anderen Stockwerken hinauf, die von der Familie bewohnt wurden. Mit der größten Pünktlichkeit hielt Herr Sinkler die allgemeine Hausordnung aufrecht. Jeden Morgen um fünf Uhr ging er mit dem älteren Sohn und einer von seinen Töchtern zur Messe in seine Pfarrkirche. Wenn er zurückkam, frühstückte die Familie gemeinschaftlich. Dann ging die Mutter mit der anderen Tochter in die Messe; die beiden jüngsten Kinder, bevor sie in die Schule gingen; — und darauf begab sich jeder an sein Tagewerk. Um zwölf Uhr wurde zu Mittag gegessen; um sieben Uhr zu Nacht. Dann wurde Feierabend gemacht, die Mühen und Arbeiten des Tages wurden bei Seite gelegt und im munteren Geplauder vergessen, bis um halb neun Uhr Herr Sinkler nichts weiter sagte als:

„Sälmele!“

Alles verstummte. Salome, die älteste Tochter, stand auf, zündete die Kerze an, die nie auf dem Leuchter fehlte, welcher an dem Rahmen eines uralten Muttergottesbildes befestigt war. Herr

Sinkler jagte weiter, indem er seine schwarze Sammetkappe abnahm:

„Ein glückseliges Sterbestündlein, ihr Kinder! Bäbbele, fang' an!“

Und Sälmele reichte an Bäbbele den alten vielgebrauchten Rosenkranz von braunen Kugeln, der ebenfalls am Rahmen des Muttergottesbildes seinen bestimmten Platz hatte und von dem die Familientradition berichtete, er stamme aus dem heiligen Lande; wie? — das sei im Lauf der Zeit vergessen. Barbara, das jüngste Kind, kniete nieder, machte das Zeichen des heiligen Kreuzes und begann:

„Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.“

Und die ganze Familie betete auf den Knien den Rosenkranz, für den Herr Sinkler immer selbst die Intention angab. So hatte er es von seinen Eltern gelernt. So hatte er mit ihnen gedetet von seiner Wiege an; und wohl erinnerte er sich der Intention, die vor mehr als vierzig Jahren, während in Frankreich der Terrorismus der Revolution herrschte, sein Vater ihm, dem zehnjährigen Knaben gab: „Daß der Bürgengel diese Nacht an unserm Hause vorüber gehen möge.“ Denn häufig in der Nacht, wo die Flucht schwieriger und der Überfall unerwarteter war, erschienen die Schreckensmänner und schleppten ihre Opfer, die besten

und tüchtigsten Bürger, in die Kerker und von dort auf die Guillotine. Aber wirklich verschonte der Bürgengel das Sintler'sche Haus, wo es seitdem nicht bloß ein frommer Gebrauch, sondern ein Akt der innigsten Pietät wurde, sich allabendlich durch das Rosenkranzgebet dem Schutz der seligsten Jungfrau Maria zu empfehlen.

Der Sonntag brachte eine bescheidene Abwechslung, ein Ausruhen von aller Arbeit, unter dies Dach. Da ging man Vormittags in's Hochamt und Nachmittags in die Vesper; dann spazieren; immer gemeinschaftlich. Im Winter, wo der Spaziergang zuweilen ganz und zuweilen sehr abgefürzt ausfiel, machte man unter einander eine Partie Domino oder, wenn es recht munter hergehen sollte und die Mutter bei besonders guter Laune war, ein kleines Lotto, dessen Ternen und Quinternen einen reichlichen Gewinn — von Stecknadeln brachte, welche Frau Sinkler zu dem Zweck lieferte. Die männlichen Familienglieder hatten sich gegen diesen Gewinn zur Wehr gesetzt und etwas anderes begehrt, was auch sie brauchen könnten — waren jedoch durch das schöne Geschlecht überstimmt, da Frau Sinkler wohl wußte, daß sie unter allen Umständen ihren Töchtern Stecknadeln geben müsse. Im Sommer gab es an zwei Sonntagen große Freudenfeste: in der Pfingstoktav und in der Oktav von Mariä Himmel-

fahrt besuchte man die Verwandtschaft der Fran Sinkler, Landleute in der Gegend von Hagenau.

Außer dem Katechismus, Geschäfts- und Schulbüchern kamen nur Gebetbücher in's Haus, unter denen Goffine's Auslegung der Evangelien den Ehrenplatz einnahm. Jeden Sonntag nach dem Frühstück las Herr Sinkler das betreffende Evangelium samt der Auslegung laut vor, damit die Kinder desto leichter der Predigt folgen könnten. Sonstige Bücher waren nicht sowohl verboten, als unbekannt. Niemand interessierte sich für sie.

In der Hinterstube des zweiten Stockwerkes im Sinkler'schen Hause saß eine junge Frau neben der Wiege eines kleinen Kindes. Sie war das Bild der Schwermut! ihre großen, dunkelbraunen Augen blickten starr und traurig geradeaus; ihre Wimpern waren feucht von Tränen, um ihren schönen Mund schwebte ein beständiges Weinen; bleich und mager waren ihre feinen, edlen Züge, ihre kleinen Hände, die matt in ihrem Schoß lagen. Ihr Anzug war vernachlässigt; sie trug ein blau und weißes Rattunkleid, das schlecht gemacht war, und ihr reiches braunes Haar legte sich freilich in natürlichen, glänzenden Wellen um ihre weiße Stirn, war aber übrigens nur zusammengezwungen und von einem Kamm gehalten. Die Fenster ihres Zimmers boten die allertrübste Aussicht in einen Hof, der eng, tief, dunkel und feucht wie

ein Brunnen war und nur die schwärzlichen, räucherigen Hintermauern der Nachbarhäuser zeigte. Auf einem etwas niedrigeren Dach war neben der feuchten Regenrinne ein wenig grüngraues Moos gewachsen und ein paar Sperlinge hatten sich auf diesem Teppich, zu Kugeln geballt, niedergelassen und hielten sich still, denn es regnete heftig. Klirrend schlugen die Tropfen an die Fensterscheiben und fielen eintönig auf die Pflastersteine des Hofes. Mit starrer Traurigkeit sah die junge Frau durch den Regen und die trüben Scheiben auf die Sperlinge und dachte: Ihr seid glücklich! wenn die Sonne wieder scheint, fliegt ihr davon. Aber ich! o ich! — Mit einer Geberde von Verzweiflung drückte sie ihre Stirn auf ihre gerungenen Hände. Ein leichter Schritt flog die Stiegen hinauf. Man klopfte an die Thür und bescheiden ohne einzutreten sprach man freundlich:

„Michenza, willst Du zum Essen kommen?“

„Ich danke, ich habe gar keinen Hunger,“ antwortete Michenza mit gepreßter Stimme.

Salome klopfte an die Thür des andern Zimmers in diesem Stockwerk, das größer und der Straße zugewendet war, trat ein und sagte:

„Wilhelm, laß Dich doch nicht immer zum Essen rufen! Du weißt ja die Stunde und kennst des Vaters Bunktheit.“

„Aber meine Farben trocknen ein und ich verliere Zeit, wenn ich jetzt fortgehe,“ erwiderte ein junger Mann, der vor einer Staffelei stand und malte. Es war Wilhelm Sinkler, der älteste Sohn.

„Ach Gott, es gibt einen Sturm, wenn Ihr nicht kommt! merkt Euch das doch!“ sagte die Schwester, die in der größten Regelmäßigkeit der Lebensgewohnheiten auferzogen, gar nicht begriff, daß man nicht zur Mittagszeit von selbst den Weg zum Eßtisch finde.

Wilhelm seufzte, legte Pinsel und Palette fort, öffnete die Verbindungstür der beiden Zimmer und sagte:

„Laß uns gehen, liebe Richenza.“

Aber Richenza verneinte schweigend. Sprechen konnte sie nicht; ihre Lippen zitterten krampfhaft von unterdrückten Tränen, die sie ihrem Mann verbergen wollte. Um sie dennoch fortzuführen, nahm er ihre Hand; sie war eiskalt.

„Du machst Dich krank, Richenza,“ sprach er traurig.

„Ich werd' es . . . da unten,“ stammelte sie. „Bitte, geh' allein, bitte, bitte!“

Er ging mit einem traurigen Blick auf Richenza und seinen kleinen Sohn. Sie sank in ihr stumpfes Brüten zurück. Doch nicht lange. Ein rascher, kräftiger Schritt kam über die Treppe und Frau Sinkler trat in das Zimmer ihrer Schwiegertoch-

ter. Sie war achtundvierzig Jahre alt, groß und kräftig gebaut, mit ausgeprägten Gesichtszügen und knochigen Gliedmaßen. Sie hatte ein klares scharfes Auge und ihr Ausdruck war — wenn sie freundlich blickte und lächelte, sehr wohlwollend, wenn sie aber ernst aussah, hart und grob. Sie war eine kreuzbrave, arbeitssame, entschlossene Frau, bereit für ihren Glauben, ihren Mann und ihre Kinder zu leben und zu sterben; aber ein Verständnis für das, was außerhalb ihres Horizonts lag, eine gewisse Zartheit der Empfindung und eine Menschenkenntnis, die feiner gewesen wäre, als die, welche sie zur Behandlung ihrer Kunden nötig hatte, besaß sie nicht. Ihr Sprachton war laut und polternd, was der Eliaßer Mundart nicht zur Verschönerung diente. Wer sie und ihr gutes Herz nicht kannte, durfte wohl etwas vor ihr erschrecken. Richenza fuhr zusammen und stand unwillkürlich auf, wie wenn sie die Flucht ergreifen wollte, als Frau Sinkler erschien.

„Ei, Kenzele, was soll's denn gebe? warum kömmscht denn nit zum Esse? fehlt's dem Bübele wo?“ fragte sie mit krauser Stirn.

Richenza murmelte ängstlich eine Entschuldigung: sie habe Kopfschmerz.

„Ah bah, Kopfschmerz!“ rief Frau Sinkler in ihrem Eliaßer Deutsch, das noch schwerer zu schreiben, als zu lesen sein würde; — „der vergeht nach

dem Essen und verginge er nicht, so hat das auch nichts zu bedeuten. Von Kopfschmerz stirbt kein Mensch und wegen Kopfschmerz die Hausordnung drunter und drüber zu werfen, — das ist bei uns zu Lande nicht Mode. Also resolvier' Dich und komm'!"

Statt zu folgen brach Richenza in krampfhaftes Weinen aus. Die beflommene Spannung, die ihr auf dem Herzen lag, wich nur, wenn sie in Tränen sich ergoß und auch dann wich sie nur vorübergehend.

„Das ist alles die Folge des Nichtstuns, der Arbeitsscheu!“ sagte Frau Sinkler streng. „Da lernt man Grillen fangen; die steigen in den Kopf und beschweren ihn! Da wird man sich selbst und andern zur Last! Hat man denn auch nicht die gehörige Gottesfurcht, versäumt man das Gebet, so ist freilich nicht abzusehen, wie der Mensch vor Gott, vor dem Nächsten und vor sich selbst bestehen soll; denn es heißt: Bete und arbeite. Das ist die Grundlage jedes rechtschaffenen Lebens.“

So sprechend verließ Frau Sinkler das Zimmer und schlug die Lüre so kräftig hinter sich zu, daß das Kind in der Wiege erschreckt aus dem Schlaf auffuhr und Mutter und Sohn nun um die Wette weinten. Dahin war es gekommen mit der schönen, der klugen, der bewundernten Richenza Meerhain.

Es war nun ein Jahr, seitdem sie das Recht der Selbstbestimmung für sich in Anspruch genommen — und fast ein Jahr, seitdem sie diese That in der Stille ihres Herzens tausendmal bereut hatte. Sie war damals so schnell, wie es zu jener Zeit möglich war, mit dem Gilwagen von Dresden zur belgischen Grenze gereist, wo Wilhelm Sinkler sie mit einem Paß erwartete, den er für sich und seine Frau hatte ausstellen lassen, und der nach London lautete. Dort hatte er einige Freunde und Studien-genossen, auf die er rechnete, um in seiner Kunst für sich und für Richenza Beschäftigung zu finden, wenn demaleinst die Kasse leer werden sollte, die jetzt von seiner Seite mit dem Gelde gefüllt war, das ihm die Brüsseler Kunsthandlung für seinen Karl I. auszahlte. Richenza hatte ihren Juwelen-schmuck — von dem sie aber bereits in Dresden ein Stück verkaufen mußte, weil ihre Barschaft nicht ausreichte, um die Kosten der weiten Reise zu bestreiten. In London schöpfte sie Atem. Ein Freund Sinklers — Freimaurer wie er — schaffte Rat, daß ein anderer Bruder Maurer, der Prediger bei einer der unzähligen Sekten war, von denen es in London wimmelt, ohne Umstände das Paar verbinde und so ward denn Richenza Meer-haim Wilhelm Sinklers Frau! Hätte sie eine Ahnung gehabt von dem, was eine Gattin, eine Hausfrau, eine Mutter sein soll, von dem erhabenen

Veruf, der ihr erteilt ist, von den Opfern, die ihrer harren, von den Tugenden, die sie entwickeln soll: sie würde sich vor sich selbst und über die Art und Weise entsetzt haben, womit sie ihren neuen Stand antrat. Aber das lag ihr fern! unter dem unbeschränkten Einfluß romanhafter, leidenschaftlicher Phantasien, ungeübt in der Selbstbeherrschung, ungebrochen im Willen, ungeneigt zur Entjagung, — ohne Gott und ohne Glauben, begann sie den Ehestand, dessen Ernst und dessen Pflichten nur durch innige Frömmigkeit erleichtert und durch wahre Liebe gelichtet wird.

Aber sie liebte. Ja, was ist Liebe? — Ein großes Geheimnis, von dem sich viel leichter sagen läßt, was es n i c h t ist, als was es ist; ein Geheimnis der Natur, das niedrig und elend, ein Geheimnis der Gnade, das heilig und selig machen kann. Liebe ohne Gnade ist die bitterste unter allen Früchten, die vom Baum des Lebens abgefallen, außerhalb der Paradiesestür liegen. Liebe in der Gnade ist ein Stern, der mit einem Umweg über den Kalvarienberg in's Paradies zurückführt. Richenza liebte; — ja, aber wen liebte sie? —

Wilhelm Sinfler war der älteste Sohn des Herrn Peter Sinfler, Krämers in Straßburg. Von Kindheit auf hatte er ein stilles, sinniges Wesen, so daß seine Eltern schon meinten, er werde gut zum Geistlichen taugen. Doch dazu fehlte ihm

durchaus die Energie, die Entschlossenheit, über die Dornen des Lebens nicht nur, sondern auch über dessen Nojen, mit festem Schritt und weltverachtendem Blick hinwegzugehen. Er war von schwachem Charakter, weichlich und schwärmerisch, wie das bei schwachen Charakteren, die eine gewisse künstlerische oder poetische Begabung haben, oft der Fall ist. Ihn lockte die Welt; — und nicht die, welche in seines Vaters Kramladen aus- und einging. Frau Sinkler hielt ihn für stupide, weil er sich hinter dem Ladentisch, wo er manchmal auf ihren Befehl ihren Platz vertreten sollte, über alle Begriffe ungeschickt benahm. Herr Sinkler schüttelte sorgenvoll das Haupt: was sollte aus dem Buben werden, der weder zum Geistlichen, noch zum Soldaten, noch zum Handwerk, noch zum Kaufmann Lust hatte und der doch nicht — obschon die Mutter es behauptete — auf den Kopf gefallen war! Er zog den Pfarrer und den Schullehrer zu Rat und beide gaben ihm die tröstliche Versicherung, daß es dem Wilhelm mit nichts an der notwendigen Dosis von Intelligenz fehle, um mit der Zeit ein respektabler, seine Steuern pünktlich zahlender Staatsbürger zu werden. Auf welchem Wege? — das wußten beide freilich auch nicht anzugeben.

Zu Wilhelms Glück kam der älteste Bruder der Frau Sinkler gerade jetzt nach Strakburg. Als

armer Fabrikarbeiter war er vor fünfundzwanzig Jahren nach Vüttich gegangen und durch seinen Fleiß, günstige Umstände und glückliche Konjunkturen gehoben, besuchte er jetzt seine Heimat als ein gemachter Mann, war der Geschäftskompagnon seines früheren Prinzipals, beschäftigte einige hundert Arbeiter in seiner Stahlfabrik und benahm sich trotzdem sehr brüderlich gegen seine Geschwister. Jedes derselben erhielt von ihm die Unterstützung oder Hülfeleistung, die eben jedem am willkommensten war. Als er auch der Frau Sinkler seine Dienste anbot, wußte sie ihn um weiter nichts zu bitten, als daß er ihren Wilhelm auf ein oder zwei Jahre mit nach Vüttich nehme; vielleicht werde der Bube in anderer Umgebung zur Besinnung kommen. Herr Sinkler und ihr Bruder stimmten beide für diesen Versuch und mit stillen Tränen, aber doch heimlich erfreut verließ Wilhelm das Vaterhaus. Als ob die Mutterliebe prophetisch gewesen sei, ging Frau Sinklers Wunsch in Erfüllung: Wilhelm kam zum Entschluß über seinen Beruf. Freilich war dieser von der Art, daß die arme Frau Sinkler voll namenlosen Entsetzens die Hände über den Kopf zusammenschlug, als ihr Mann ihr Wilhelms Brief vorlas; denn ihr wollte es vorkommen, als habe sich ihr Sohn für's Bagabundenleben entschlossen, indem er Maler werden wolle. In der Mitte des Tages, ganz gegen ihre

Gewohnheit und Ordnung, ließ sie Laden und Kunden in Sälmele's Aufsicht, die erst zwölf Jahre zählte, und eilte zum Pfarrer mit der schreckenvollen Neuigkeit.

„Aber, liebe Frau Sinkler,“ entgegnete der Pfarrer gelassen, „ist's denn nicht der Maler, der die Bilder unsers göttlichen Erlösers, der seligsten Jungfrau Maria und der lieben Heiligen malt? Es gibt Maler, mit denen Kaiser und Könige freundschaftlich umgehen, die Stern und Ordensband bekommen, und es gibt Maler, die von heiligmänniger Frömmigkeit sind, wie ich z. B. von einem*), dessen Name mir nicht beifällt, gelesen habe, daß er die Mutter Gottes nie anders als auf seinen Knien liegend malte; und tadelte man dies oder das an seinen Bildern, so sprach er demütig: „Die Fehler kommen daher, weil ich nicht genug gebetet habe.“ Daß er Maler wird, hindert den Wilhelm also nicht, ein frommer und tüchtiger Mensch zu werden. Im Gegenteil! seine Kunst kann sehr dazu beitragen, daß er sich heiligt, den Nächsten erbaut und Gott verherrlicht.“

„Das klingt ganz schön und ganz gut, Herr Pfarrer,“ seufzte Frau Sinkler; „aber sicherer wär' es doch, wenn er bei seinem Vater oder seinem Onkel die Buchführung lernte.“

*) Fra Beato Angelico da Fiesole, Mönch des Dominikanerordens zu Florenz.

„Ich behaupte nicht das Gegentheil, beste Frau Sinkler,“ entgegnete der Pfarrer mit Langmut, da ihm die Liebhaberei des schönen Geschlechts für die „Aber“ bekannt war. „Ich jage nur, daß Sie den Wilhelm nicht als einen verlorenen Sohn betrachten dürfen!“

Herr Sinkler sowohl als sein Schwager waren ebenfalls nicht angenehm durch Wilhelms Entschluß überrascht; indessen meinte jener, es sei doch besser, als wenn Wilhelm in seiner Unlust und Untauglichkeit für jede Beschäftigung verblieben wäre und dieser beschränkte sich darauf, seiner Schwester die pekuniäre Last von Wilhelms Fortbildung abzunehmen, schickte ihn anfangs in Lüttich auf die Schule, später nach Brüssel auf die Kunstschule. Wilhelm entwickelte ein recht hübsches technisches Talent, korrekte Zeichnung, scharfen Blick und Geschick für die Farbengebung; aber kein Funke von Genie durchblitzte es. Nie fühlte er sich zum selbstständigen Schaffen innerlich aufgefordert; nie drängten sich ihm Bilder und Gestalten durch die Seele, die mit einer Art von Naturnotwendigkeit ihn trieben, sie durch seinen Pinsel auf die Leinwand zu bannen. Trug ihm der Lehrer auf, einen bestimmten oder selbstgewählten Gegenstand frei zu behandeln: so gab sich nie eine Spur von origineller Auffassung oder Darstellung in seinem Bilde kund. Bei dergleichen Aufgaben trug er dasjenige

zusammen, was er darüber studiert, gesehen, gehört hatte, und reihte es ungelent, frostig und leblos auf. Sein Talent war copierend, nicht schöpferisch und folglich nur zweiter Ordnung. Freilich war er noch sehr jung, daher in sich selbst unentwickelt. Der schwache Funke schlägt zuweilen als Flamme auf, wenn er fort und fort im Bereich großartiger Kunstgebilde bleibt, und ein langsam reisendes Genie überholt nicht selten ein frühreifes. Wilhelm kannte auch gar nicht die Seelenstimmungen, die bei schöpferischer Originalität — wenigstens in der Jugend — unausbleiblich sind: dies Sinnen und Brüten über einen Gedanken, der sich durch keine Form bändigen lassen will, woraus eine gewisse Gleichgültigkeit für andere Interessen entspringt: — dieser feurige Eifer, womit das Werk begonnen wird, wenn Gedanke und Form klar und lebendig, wie die Minerva aus dem Haupt des Zeus, hervortritt; — diese auftauchenden Zweifel und Verzagtheiten während der Arbeit, die doch immer wieder durch den Sporn des Schöpfertriebes überwunden werden; — diese große Entmutigung, wenn das Werk vollendet und ach! wie fern von der Vollkommenheit ist — Entmutigung, die aber immer ein Gegengewicht in dem Verlangen findet, es das nächste Mal ganz anders und viel besser zu machen. Das alles kannte Wilhelm nicht. Dieser starke innere Wellenschlag, der aus

dem Ringen und Kämpfen des Genies mit dem Ballast des Materials und der irdischen Mangelhaftigkeit hervorgeht, berührte ihn nicht. Zufrieden begann er seine Arbeit und nicht unzufrieden vollendete er sie. Er hatte wohl auch seine Träume, seine Schwärmerereien, doch waren es mehr Spiegelbilder des Gemüths als der Intelligenz und des Genies, welche sich kund gaben. Eine gewisse Idealisierung des Stilllebens im Vaterhause, nur mit anderen Umgebungen und mit edleren und poetischeren Gestalten, schwebte ihm vor als das höchste Ziel. Die beste Mitgabe aus dem Vaterhause, seinen guten katholischen Glauben, hatte Wilhelm insofern bewahrt, als er nur diesen für den wahren Glauben hielt. Wenn unter seinen Kameraden und Genossen die Behauptung auftauchte, diese und jene Lehre sei die wahre, so schwieg er dazu und dachte: Für euch mag das wahr sein. Mit seinem Glauben hervorzutreten, ihn zu behaupten, zu verteidigen, kam ihm nie in den Sinn. Er war eine durch und durch passive Natur. Daher geschah es denn auch, daß er ängstliche Rücksicht auf das Urtheil anderer Leute nahm und sich von ihnen beeinflussen ließ, ohne es recht zu merken. Diese Leute, seine Kunstgenossen, waren mit nichten lauter Tugendhelden, und die, welche es nicht waren, führten wie gewöhnlich das große Wort, um sich selbst zu betäuben und andere zu betören. Wilhelm glaubte

ihnen nicht; doch aus Mangel an Entschiedenheit und aus falscher Scham — welche die verkehrteste aller Verkehrtheiten ist — handelte er doch zuweilen und zu seinem allergrößten Schaden so, als ob er ihnen glaube. So wurde er denn auch Freimaurer, obschon die Kirche hundert und tausend Mal die geheimen Gesellschaften anathematifiziert hat. Er blieb natürlich in jenen alleräußersten Vorhöfen, wo man von Humanitätsreden, brüderlichen Trinksprüchen, menschenfreundlichen Liedern, Kolletten für Wittwen und Waisen überfließt, und wo der Meister vom Stuhl selbst keine Ahnung hat, daß im Tempel hinter und über ihm ganz andere Tendenzen verfolgt werden. Wilhelm, wie so viele unerfahrene und unbedachtame junge Menschen, ließ sich fangen durch den Humanitätsköder, der immer am Angelhaken oben auf schwimmt, und fand es höchst verständig, sich einem Bruderbunde anzuschließen, der stets bereit ist, auf allen Punkten des Erdballs seinen Mitgliedern durch Rat und That beizustehen. Der Carbonarismus war von der Kirche verpönt wegen politisch revolutionärer Umtriebe; der Illuminatenorden wegen kirchlich revolutionärer: das wußte Wilhelm; das ihm zu sagen hatte man nicht ermangelt. Aber ums Himmelswillen! was gingen jene finsternen, verbrecherischen Tendenzen die harmlosen, edlen Freimaurer an? —

Als Wilhelm in der Dresdener Gemäldegallerie

Nichenza erblickte, dies schöne Mädchen, das sich dem Studium und der Arbeit mit einer Beharrlichkeit hingab, die man selten bei Dilettanten findet, trat diese ganz ungewöhnliche blendende Erscheinung wahrhaft blendend in sein Leben hinein. Als sie ihn bemerkte — als sie von ihm bemerkt sein wollte — als sie froh war, daß es ihr gelang: da wallte ihm das Herz in zitternder, unfäglicher Freude auf. Seine Schüchternheit wurde durch ihre Entschiedenheit überwunden: Nichenza fesselte, bezauberte, beherrschte ihn. Wie einem höheren Wesen huldigte er ihr, folgte der Richtung, die sie ihm gab und im Grunde war er es, der von ihr entführt wurde.

Diesen Mann also, von schwachem Charakter, ohne feste Grundsätze, ohne überlegenen Verstand, ohne Stellung in der Welt und ohne Subsistenzmittel — liebte Nichenza. Die Sympathie in der Kunst war nach ihrer Meinung das Band, das ihre Herzen zu einander hingezogen hatte, und dies idealische Band sollte denn auch auf immer ihrer Verbindung eine höhere Weihe geben. Hätte sie mit dem vollen Ernst des guten Willens das Schicksal an- und die Stellung eingenommen, welche sie selbst sich erwählte: so hätten die gemeinjam getragenen Sorgen und Arbeiten gewiß ein Band gewebt, das dauerhafter war, als ihre künstlerischen Sympathien. Allein dazu wäre Entfagung, wäre

Beschränkung ihrer Ansprüche nach allen Seiten hin nötig gewesen; und daran dachte sie nicht. Sie verlangte Glück und Liebe. Sie machte mit ihrem Mann eine Reise durch England und Irland; dann ließen sie sich für den Winter in dem milden Klima von Devonshire, in Torquay, dem Rizza von England, am Ufer des Meeres nieder. Da wollten sie nun malen. Gern wären sie nach London gegangen, noch lieber nach Italien; aber es fehlte das Geld zum Aufenthalt in einer großen Stadt und zu einer großen Reise. Torquay war nun aber gar nicht der Ort, wo sie Mittel und Wege finden konnten, um die Kunst zum Erwerbsmittel zu machen. Sie hätten sich bemühen müssen, im Auftrag von Privatleuten oder von Kunsthandlungen Gemälde zu copieren oder, wenn die Aufträge fehlten, es nach eigener Wahl zu tun und dann den Käufer zu suchen oder zu erwarten — und hätten deshalb in einer großen Stadt leben müssen. Richenza aber sagte:

„Lieber William!“ — denn unter seinem wirklichen Namen kannte sie ihn gar nicht, da er denselben allzu gewöhnlich gefunden und deshalb dessen erste Hälfte englisiert und die zweite französisiert hatte; — „Lieber William, wir wollen unser häusliches Leben mit einer Idylle beginnen, ganz klein und traulich — und wollen in Torquay bleiben. Du bekommst vielleicht aus London Bestel-

lungen durch Deine Freunde. Einstweilen kannst Du ja hier Studien nach der Natur machen.“

Er that es; allein das brachte kein Geld! — Richenza hatte gleich, nachdem ihr Ehebund geschlossen war, aus London an ihre Mutter geschrieben und, ihr idealisches Glück bis über die Wolken erhebend, jede Mittheilung über ihre reellen Verhältnisse vermieden. Daraus schloß Gräfin Meerhaim sehr richtig, daß Richenza nicht ganz durch diese Verhältnisse befriedigt sein müsse — und das war ihr sehr lieb. Sie nahm sich vor, dieselben in keiner Weise zu erleichtern. Sie hoffte, Richenza werde umso leichter nach einiger Zeit zur Bestimmung über ihren unwürdigen Schritt kommen und den Bund trennen, den nur jugendlicher Leichtsinns geschlossen, wenn ihr keine Theilnahme irgend einer Art zukomme. Überdas war sie aufs tiefste in ihrer Mutterliebe und in ihrem Stolz beleidigt, und da Richenza sich ganz in ihrem Recht fühlte und nur sehr obenhin die Mutter um Nachsicht und Vergebung ansprach: so blieb der Brief unbeantwortet. Das reizte aber Richenzas Empfindlichkeit und Trotz. Nur eine christliche Seele nimmt eine Demütigung als heilsame Buße für eine Verfehlung an.

Wilhelms Freunde schrieben ihm, in London werde es möglich sein, obichon nicht leicht, ihm Arbeit zu verschaffen; aber in Torquay sei es unmöglich. Die Season beginne nächstens, ganz

England ströme in London zusammen: er möge auch kommen. Was war zu machen? Wilhelm hatte bereits Schulden in Torquay! Richenza überwand ihren Stolz und bat ihre Mutter um eine Unterstützung. Gräfin Meerhaim schickte ihr durch einen Bankier hundert Pfund; doch ohne selbst zu schreiben.

„Ein Almosen!“ jagte Richenza bitter.

Sie gingen nach London. Es war im Frühling. Richenza wäre viel lieber jetzt, da sie wieder Geld hatte, in Torquay geblieben, als sich in der Riesenstadt einzusperrern, die für den Unbemittelten ein ungeheurer Kerker ist, welcher in seinen vier Wänden abschließt. Richenza hatte nur Geringschätzung für die Genüsse, die Freuden und Annehmlichkeiten der Welt, so lange sie ihr zu Gebot standen; jetzt schien es ihr unmöglich, nicht ab und an wenigstens die italienische Oper zu besuchen und eine Spazierfahrt aufs Land zu machen. Dazu mußte man denn auch anständig gekleidet sein. Warum auch nicht? Wilhelm hatte Arbeit bekommen. Bei dem allen ging das Geld zehnmal so schnell fort, als es einlief, und Richenza war sehr fern davon, in dem Künstlerleben, das sie sich so bezaubernd gedacht hatte, auch nur den kleinsten Reiz zu finden. Dazu ihre Einsamkeit, ihre Abgeschlossenheit, eine ärmliche Wohnung, mangelhafte Bedienung, keinen Umgang, keine Unterhaltung, keine Bücher! Ihr

Mann — beständig an der Staffelei und — wenn er es nicht war — doch nicht dazu geschaffen, sie jezt zu unterhalten! Welche Existenz für eine Person, die sich immer sehnte, in außergewöhnlichen Anregungen und Begebenheiten zu leben und die nicht die Pflicht anerkannte, jene Sehnsucht ihrem Lebensberuf zu unterwerfen. Sie machte sich ebenfalls an die Malerei. Aber ach! weich ein Unterschied — Dresden und London! Dort war ihre Erscheinung auf der Bildergalerie täglich ein kleiner Triumph ihrer Eitelkeit; wo sie eintrat, blickte man auf, wo sie ging, blickte man ihr nach. War sie nicht aufgelegt zur Arbeit, so legte sie den Pinsel fort, suchte ihre Lieblingsbilder unter den Meisterwerken auf, an denen jene Gallerie so reich ist, und verbrachte manche Stunde mit deren Bewunderung, so daß bei der Arbeit auch schon die Erholung ihr geboten wurde. Hier sollte sie malen in dem leeren Zimmer, wo ihr Mann seine Staffelei und das Bild aufgestellt hatte, mit dessen Kopie er sich fünfmal beschäftigen sollte: es war das Porträt eines guten alten Krämers der City, der seinen sechs Kindern ein jezt bedeutendes Vermögen hinterließ, wofür sie ihm denn sämtlich in ihrem Prunkgemach einen Platz an der Wand im prächtigsten Goldrahmen zudachten. Eine dieser Copien übernahm Michenza. Nach den allerliebsten farbenreichen, geist- und lebenvollen „Söhnen

des Rubens“, diesen braven, dicken Londoner Spießbürger im schwarzen Tract mit weißer Halsbinde und einem so steifen Hemdkragen, daß seine feisten braunroten Wangen sich darauf stützten — Welch ein Kontrast! — Ein Bild meines Schicksals! Jeuzte Michenza; aus der Poesie bin ich in die Prosa geraten! — Ungekannt, unbemerkt, unbewundert, ohne Zerstreung und Erholung sollte sie in diesem armjeligen Atelier die Kunst als Broterwerb treiben. Für eine wahrhaft starke Seele wäre dies ein Sporn gewesen; Michenza aber, die nur stark im Eigenwillen war, fand darin eine Ungerechtigkeit des Schicksals. Hatte sie nicht freiwillig schon so manches Opfer gebracht, so manche Entsagung geübt? Warum denn noch mehr ihr aufbürden? Warum ihr den Bodensatz des bitteren Kelches zu trinken geben? — — Trotz ihrer Arbeiten fehlte es immer an Geld. Sie verstand weber sich einzurichten noch sich einzuschränken. Von der Leitung eines Hauswesens hatte sie keine Ahnung. Sie machte alle Einkäufe, wie sie es gewohnt war: gut — und daher teuer; oder sie machte sie so billig, daß die Sachen nichts taugten und nicht gebraucht werden konnten.

Wilhelm sah mit großer Betrübniß, wie Michenza litt. Er, der von seinem Oheim immer knapp gehalten und von Kindheit auf unvernünftig, dabei mit dem Gedanken vertraut war, sich sein

Brot ermalen zu müssen und dies auch in Dresden ganz glücklich ausgeführt hatte, er fühlte sich nicht gedrückt durch die Ebbe in der Kasse und mit einem gewissen oberflächlichen Gleichmut dachte er, es würden auch wieder bessere Tage kommen. Aber er litt für Richenza, er gedachte der Opfer, die sie ihm gebracht hatte, er liebte sie wirklich. Da das Leben in London außerordentlich kostspielig war, und ihnen wenig Arbeit und gar keine Annehmlichkeit bot, so schrieb Wilhelm an jene Kunsthandlung in Brüssel, die ihn fast zwei Jahre in Dresden beschäftigt hatte, ob sie ihm keine Aufträge geben oder verschaffen könne. Doch andere hatten inzwischen seinen Platz eingenommen; die Antwort war verneinend.

„Willst Du Dich nicht an Deine Mutter wenden?“ fragte er beklommen.

„Schon wieder betteln? — das kann ich nicht!“ erwiderte Richenza finster.

Doch mußte ein Entschluß gefaßt werden. Der Sommer war vorüber. Richenza sah ihrer Niederkunft entgegen. Ohne Freunde, ohne Pflege, ohne Geld konnte sie unmöglich in London bleiben. Wilhelm schlug vor, zu seinen Eltern nach Straßburg zu gehen; sie würden Richenza mit offenen Armen aufnehmen. Er hatte ihnen seine Verbindung mit der schönen liebenswürdigen Gräfin angezeigt, ohne sich auf nähere Umstände einzulassen.

Der Vater antwortete: nach seinen Ansichten paßte ein Krämersohn und Maler nicht gut zu einer Gräfin und deshalb könne er sich nicht über diese Mitteilung freuen. Die Mutter ließ einen fast unleserlichen Brief vom Stabel laufen, denn sie war nicht geübt in der edlen Schreibkunst, und erklärte ihrem Sohn, daß sie seine Heirat äußerst unvernünftig nennen müsse, es sei denn, daß seine Frau ein großes Vermögen habe; denn mit seinem Malerpinsel könne er sie nicht so halten, wie sie das gewohnt sei, und aus ihrer Unzufriedenheit werde kein Segen für die Ehe entspringen. — Nach diesen Äußerungen war es wohl sehr zweifelhaft, ob man das junge Paar mit offenen Armen aufnehmen werde. Allein es blieb keine Wahl. Wilhelm meldete sich bei seinen Eltern an und ohne ihre Antwort abzuwarten, verließ er London und traf mit Richenza in Straßburg ein.

Keine Worte vermögen die allseitige Überraschung der ersten Begegnung zu schildern. Herr Sinkler war empört durch den dummen Streich dieser Heirat, die seinem Sohn für's Leben in dieser Frau eine Last aufbürdete; Frau Sinkler war empört, daß diese Last ihr und ihrem Hause aufgewälzt werden sollte; Wilhelm war empört über den frostigen Empfang, durch den die Eltern ihre Verstimmung und Mißbilligung zu erkennen gaben; Richenza war empört über alle und alles.

Wilhelm hatte ihr die Briefe seiner Eltern nie gezeigt, immer nur von dem patriarchalischen Leben gesprochen und die große Liebe und Einigkeit gerühmt, die in der Familie herrschten; — hatte ihre traditionellen Gebräuche, ihre ernste Sitte, ihre feste einfache Lebensordnung gepriesen. Richenza's Phantasie hatte sich dies Bild mit den schönsten Farben, im gemüthlichen und kräftigen Stil eines Holbein ausgemalt, so daß sie sich ihren Schwiegervater ungefähr wie einen alten Fugger von Mugsburg vorstellte. Und nun diese namenlose Enttäuschung! ein Kramladen, von der Familie selbst beiorgt! ein finsternes, enges Haus mit alten spärlichen Gerätschaften und Möbeln! eine einzige Magd als Dienerschaft! derbe gewöhnliche Kost! — und nun dieses breite elasser Deutsch, diese laute Sprache, dies bäurische Benehmen! — Wilhelm hatte seine Mutter „ein Hirtenkind des Wasgauts“ genannt. Diese poetische Schäferin verwandelte sich nun in eine klembürgerliche Krämersfrau. Auch nicht Saint-Clair, wie Wilhelm sich nannte, indem er den deutschen Namen französisch aussprach, hießen diese Leute — jondern Sinkler. Und er selbst nicht William, jondern ganz prosaisch Wilhelm! Wilhelm, der seit seinem fünfzehnten Jahr in Gütlich und Brüssel war, hatte sich dort die französische Sprache vollkommen zu eigen gemacht; und da seinem Deutsch beständig etwas von

der elsässer Mundart anlebte: so vermied er es zu reden und sprach immer französisch mit Richenza. In Straßburg ist die Sprache des guten Tons, der Gesellschaft, der höheren Stände und Geschäftswelt ebenfalls französisch. In den untern Klassen ist die Sprache gemischt, weil der Verkehr mit der ländlichen Bevölkerung es notwendig macht und solche Mischung ist stets für beide Sprachen unvortheilhaft. Nachdem sich Richenza über das barbarische Deutsch ihrer Schwiegereltern genugsam entsetzt hatte, entsetzte sie sich noch mehr über deren ohrzerreißendes Französisch. Aber ach! bald gab sich ein Entsetzen ganz anderer Art auf jener Seite kund. Ohne das Tischgebet zu beten, ohne die Hände zu falten, ohne das heilige Kreuzzeichen zu machen, setzte sich Richenza zum Nachtessen. Wilhelm hatte aus Rücksicht für die Eltern wenigstens das Beste getan; Richenza blieb während des Gebets starr stehen: sie hatte so etwas nie erlebt. Eine tiefe Traurigkeit bemächtigte sich der Familie Sinkler. Hatte Wilhelm eine Gräfin geheiratet, so war das unvernünftig; hatte sie kein Vermögen, so war sein Schritt einfältig; hatte sie aber auch keine Religion und keine Achtung vor deren frommen Gebräuchen: so konnte das unmöglich eine gottgefällige Ehe sein. — Mit dem Glockenschlag halb neun sagte Herr Sinkler:

„Sälmele!“ und die Tochter ging an ihr all-

abendliches Geschäft. Richenza bemerkte eine gewisse feierliche Stille und fragte gespannt:

„Was wird vorgehen?“

„Wir beten den Rosenkranz,“ antwortete Herr Sinfler ernst.

„Da will ich mich lieber vorher zurückziehen, denn ich verstehe das nicht,“ sagte sie ängstlich.

„Und Du, Wilhelm?“ fragte Herr Sinfler, als Wilhelm mit Richenza das Familienzimmer verließ.

„Ich bringe Richenza auf ihr Zimmer und komme wieder, Vater,“ antwortete der Sohn.

Er führte Richenza die steilen dunklen Stiegen hinan, ins dritte Stockwerk. Herr Sinfler zog seine Kappe ab und sagte ernst:

„Bäbbele, fang' an! . . . Für Wilhelm und seine Frau.“

Frau Sinfler weinte große Tränen; die jungen Mädchen hatten Lust dazu. Ein unheimliches Gefühl drückte alle. Richenza aber, nachdem sie das äußerst schlichte Zimmer im dritten Stock erreicht hatte, fiel auf einen Stuhl und rief mit einem Ausdruck und einer Geberde, die an Verzweiflung grenzten:

„William, o William . . . wohin sind wir geraten!“

Er suchte sie zu trösten, zu beruhigen; doch sie wies ihn ab, sie wollte sich nicht trösten lassen; sie

wollte allein sein. William ging bekümmert in's Familienzimmer zurück, wo eben das letzte Ave Maria gebetet war.

„Wilhelm, warum verstehst Deine Frau nicht den Rosenkranz zu beten?“ fragte Herr Sinzler.

„Weil sie protestantisch ist, Vater!“ erwiderte Wilhelm.

Es sind freilich sehr viele Protestanten in Strassburg, ja, diese betrachten die Stadt recht als die feste Burg des Calvinismus in Frankreich; aber das hat keinen andern Einfluß auf die Katholiken als den, sie zu g u t e n Katholiken zu machen. Sie leben in Frieden mit ihren reformierten Mitbürgern und in Beziehungen des Wohlwollens, so weit bürgerliche und gesellschaftliche Pflichten es erfordern oder die christliche Nächstenliebe es gebietet; aber Familienverbindungen und Ehebündnisse mit ihnen liebt man nicht. Und mit Recht! Der Katholik hält an der Unauflösbarkeit der Ehe für's ganze Leben fest; der Aukatholik nur so lange, als Neigung und Leidenschaft sich in ihr befriedigt fühlen. Ihm ist die Scheidung und ein anderer Ehebund erlaubt. Man kennt nicht die Schwäche des menschlichen Herzens, wenn man meint, diese bequeme Erlaubnis bleibe ohne Einfluß auf dasselbe, wenn böse Leidenschaften es bestürmen. Schon dadurch allein — und von allen andern Gnadenmitteln zu schweigen, die der akatholischen

Ehe fehlen, ist der Katholik immer im Nachtheil und ohne Garantie bei einem gemischten Ehebunde. Dann die Kindererziehung! dann das kirchliche Leben! dann das häusliche Leben! dann die geistige Gemeinschaft in einem Glauben, welche die Seele, der Anker, der Regulator der Ehe ist! — was wird daraus? wie steht es damit? wer ist da maßgebend? —

Wenn der Blix in das Sinkler'sche Familienzimmer hineingefahren wäre, so hätte er keine größere Verstörung anrichten können, als Wilhelms Erklärung. Richenza war protestantisch! Herr Sinkler jagte im Ton eines so tiefen Schmerzes:

„Wilhelm! eine solche Tochter bringst Du in mein Haus!“ —

daß Wilhelm darüber den heftigen Ausbruch seiner Mutter weniger empfand.

„Hast Du denn auch Deinen Glauben verloren?“ sagte Sälmele wehmüthig.

„Das wollen wir gleich hören!“ rief Frau Sinkler ganz außer sich. „Wilhelm, wer hat Euch kopuliert?“

„Ein protestantischer Prediger,“ entgegnete er kleinlaut.

„Da hört Ihr es!“ rief sie bleich und zitternd.

„Und was ist über Eure Kinder bestimmt worden?“ fuhr sie in ihrem Gramen fort.

„Nichts!“ entgegnete Wilhelm.

„Nichts!“ rief sie; — „ist es möglich, daß ein Katholik nicht daran denkt, seinen Kindern durch den wahren Glauben die Anwartschaft auf das ewige Leben zu sichern? . . . Nichts! . . . nun aber dann ist, Gott sei tausendmal gelobt und gedankt! auch von protestantischer Seite nichts geschehen und die Kinder bleiben unserm heiligen Glauben. O Wilhelm! welchen Kummer bringst Du unter unjer Dach!“ — —

Niemand auf Erden ist schlimmer daran, als ein prinzipienloser Gefühlsmensch, wenn er in's Gedränge zwischen scharfgeprägte Charaktere und Meinungen kommt, keinem wehe tun, jedem etwas Recht geben, alles ausgleichen möchte. Ein solcher Gefühlsmensch war Wilhelm. Er liebte Richenza mit Zärtlichkeit, Bewunderung und Dankbarkeit; denn da diese Menschen eben ganz von dem Eindruck abhängen, den ihre Gefühle empfangen, so ist ihr Selbstgefühl — als dasjenige, welches so gern überall die erste Rolle spielen möchte — meistens sehr stark entwickelt und spricht sich als Eitelkeit aus. Die größte Befriedigung seiner Eitelkeit hatte ihm Richenza's Liebe gegeben; das fesselte ihn, so wie auch der Einfluß, den aktive Charaktere über passive leicht gewinnen. Aber Wilhelm liebte auch seine Eltern, seine Geschwister, das Vaterhaus ganz voll Jugenderinnerungen, die alten Gewohnheiten der Kindheit. Wie sollte er es anfangen,

um die widerstrebenden Elemente, zwischen denen er sich bewegte, beruhigend zu vereinen! ihm war zu Mut, als ob ihm hundert Centner auf die Schultern fielen, die er tragen sollte und nicht konnte. Er sagte etwas von Richenza's edlen und schönen Eigenschaften.

„Wir tadeln nicht sie, sondern Dich,“ entgegnete Herr Sinkler.

„Nun sie wird sich schiden müssen!“ setzte Frau Sinkler resolut hinzu.

„Und wovon lebt Ihr?“ fragte der Vater.

„Wir lebten bis jetzt von meiner Arbeit und von Richenza's Geld.“

„Ihr lebtet — gut! Aber ich frage, wovon Ihr jetzt lebt?“

„Ich hoffe hier Beschäftigung zu finden . . . und Richenza wird mir helfen; sie malt sehr schön.“

„Hat sie kein bestimmtes Einkommen?“

„Nein.“

„Hat sie Vermögen zu erwarten?“

„Ich weiß nicht . . . ich glaube wohl.“

„Wie kann man darüber in Zweifel sein, Wilhelm! Unter allen Umständen ist das verkehrt, aber vollends, wenn man ein Mädchen heiratet, das weder die Gewohnheit noch die Lust haben wird, eine tüchtige, bürgerliche Hausfrau zu werden.“

„Und was wollt Ihr jetzt anfangen?“ jubr Frau Sinkler hastig zwischen die ruhige Redeweise ihres Mannes.

„Fortarbeiten;“ — entgegnete Wilhelm, „hier so lange, bis Richenza ihre schwere Stunde überwunden hat — und dann, wohin Gott uns führt.“

„Er führt nur die, welche ihn um seine Führung bitten,“ versetzte Frau Sinkler scharf.

„Das tun wir auch, aber in unserer Weise,“ erwiderte Wilhelm; „es braucht ja nicht durch Rosenkranz und Vitaneien zu sein.“

„O nein, lieber Wilhelm!“ jagte Salome sanft: „schon ein frommer Seufzer genügt, wie König David spricht: Ein gedemüthigtes und zerschlagenes Herz wirft du, o Gott, nicht verachten.“

Die Familie ging auseinander in einer Verstörung, wie sie unter diesem Dach seit Menschengedenken nicht vorgekommen war.

Und man blieb auch in der Verstörung, denn jeden Augenblick ergab sich irgend etwas, wodurch beide Teile entweder an die Luft erinnert wurden, welche sie trennte, oder etwas sagten und taten, was diese Luft vergrößerte.

„Zu welcher Konfession gehörst Du, Renzele?“ fragte Frau Sinkler in unbehaglicher Spannung ihre Schwiegertochter.

„Ach?“ erwiderte Richenza unfählich befremdet

über diese Frage; — „nun, ich gehöre zu den Alt-Lutheranern.“

„Alt-Lutheraner? — ei, Kenzele, gibt es denn auch Neu-Lutheraner?“

Richenza wich der Antwort aus, indem sie sagte.

„Ich bekümmere mich nicht um Sekten.“

„Und was glaubt Ihr denn, Ihr Alt-Lutheraner?“

Richenza rief sich den Unterricht in's Gedächtnis, den sie von einem Prediger in Schlesien erhalten hatte, und sagte:

„Wir glauben, daß wir durch die Verdienste Christi selig werden.“

„Nun, das ist ein guter Glaube,“ sagte Frau Sinkler höchst beifällig; „und was weiter, Kenzele?“

„Und daß uns, wenn wir diesen Glauben haben, keine Sünde schaden kann; denn die Verdienste Christi, die unendlich viel größer sind als unsere größten Sünden, werden uns zugerechnet und bedecken diese über und über.“

„Das ist nicht richtig, Kenzele! Die Sünde schadet der Seele ganz fürchterlich, denn sie raubt ihr die Ebenbildlichkeit Gottes und die heiligmachende Gnade.“

Da Richenza hierauf nichts zu erwidern wußte, schwieg sie und Frau Sinkler fragte:

„Wirft Du hier in die Predigt der Reformirten gehen?“

„Gott behüte!“ rief Richenza mit großem Widerwillen.

Der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen hatte ungefähr fünfzehn Jahre vor dieser Zeit für gut befunden, eine Verschmelzung der reformirten und der lutherischen Konfession in seinen Staaten zu versuchen und dringend zu empfehlen. Man nannte diese Verschmelzung die Union und ihr Erzeugnis: die evangelische Kirche. Aus dem königlichen Kabinet ging eine Art von Liturgie für dieselbe hervor, die man Agende nannte — und Heinrich Heine, der damals in der Blüte seiner Berühmtheit stand, schrieb von dieser Agende: sie sei auf den Flügeln des roten Adlerordens vierter Klasse von einem Kirchturm zum andern geflogen. Eine Minderzahl von lutherischen Predigern war aber auf keine Weise zu bewegen, dieser Union, welche auf die hohle Grundlage der Gleichgültigkeit gegen jedes Dogma gebaut war, beizutreten. Sie hielten fest an der Lehre Luthers, die nach ihrer Meinung nimmermehr mit der Lehre Kalvins verschmolzen werden könne und ließen sich lieber suspendieren und absetzen, als für sich und ihre Gemeinden auf jenen Unionsversuch einzugehen. In Schlesien wurden im Anfang der dreißiger Jahre verschiedene dieser unbeugsamen Luth-

riichen Prediger abgesetzt, weil sie die königliche Reformation der lutherischen Reformation nicht anerkennen, sondern bei dieser Halt machen und in dieser Beziehung keinen Fortschritt wollten. Denn es war ihnen äußerst einleuchtend, daß man mit diesem prinzipienlosen Unionsystem von Fortschritt zu Fortschritt in ein Meer des Indifferentismus geraten müsse, auf dessen Oberfläche hie und da allenfalls eine christliche Idee ankerlos umherschwimmen könne, das aber für ein positives christliches Dogma keinen Grund und Boden darbiete. Ein solcher Prediger hatte Richenza's religiösen Unterricht besorgt. Daraus folgte aber keineswegs, daß Richenza von der Wahrheit der lutherischen Lehre durchdrungen gewesen wäre, sie als göttliche Offenbarung geglaubt hätte. Ein religiöses, oder gar ein kirchliches Leben kannte Gräfin Meerhain nicht: folglich blieb es auch ihren Kindern unbekannt. Der Glaube aber will gelebt sein; wer ihn nur denkt und nicht lebt, der wird ihn aus den Gedanken verlieren, sobald andere Bilder, Gegenstände und Vorstellungen ihm interessanter sind; und das wird sehr bald geschehen! denn der zarte Tau der Gnade, durch den die himmlische Blüte des Glaubens sich nährt, versiegt schnell vor der irdischen Blut natürlicher Neigungen und Leidenschaften. Aber Richenza wollte sich in dem Luthertum, von dem ihre Seele nichts

wußte, der Frau Sinkler gegenüber verschanzten, um sich auf jede Weise so fern wie möglich von der Schwiegermutter zu stellen, deren Kleinbürgerliche Formen ihr widerwärtig waren und immer mehr wurden.

Schließlich besuchte Richenza gar keinen Gottesdienst. Bald war sie leidend, bald der Weg zu weit, bald der Regen zu stark. Man ließ sie gewähren. Als sie aber auch ihren Mann zurückhalten wollte vom sonntäglichen Gottesdienst, sagte Herr Sinkler in seiner wortkargen Art, welcher in wichtigen Angelegenheiten auch die wortreiche Gattin sich fügte:

„Die Kirche befiehlt uns, dem sonntäglichen Gottesdienst beizuwohnen. Wer ihr nicht gehorcht, begeht eine schwere Sünde und unter meinem Dache dulde ich, wissentlich, eine schwere Sünde nicht. Wilhelm! . . . Punktum!“

Richenza hatte in dem Jahr ihrer Ehe niemals Gelegenheit gehabt, bei Wilhelm eine Beobachtung seiner Kirchengebote zu bemerken, und er war doch auch katholisch — in dem Sinn nämlich, wie alle, die nicht Juden oder Katholiken sind, Protestanten sind. Sie nannte also die Familie Sinkler unerträglich bigott und machte zuweilen ihrem Mann schneidende Vorwürfe, daß er sich seine Gewissens- und Denkfreiheit rauben lasse und auf die geisterniedrigende Bigotterie eingehe. Sie hatte sich um

feinen protestantischen Prediger in Straßburg gefühnert. Dennoch weinte sie heiße Tränen, als ihr kleiner Sohn in der katholischen Pfarrkirche getauft wurde. Der Name des Kindes hatte auch Stürme erregt. Richenza wollte ihn — zur Erinnerung an Meister Gottfrieds von Straßburg holdem Minnesang — Tristan nennen. Frau Sinkler fragte, ob es einen Hetigen dieses Namens gebe? sie finde die Sinkler'schen Namen Peter Wilhelm oder Wilhelm Peter ganz unerläßlich. Herr Sinkler war auch dieser Meinung. Wilhelm selbst wünschte seinen Sohn Rafael zu nennen. Endlich bekam das Kind alle vier Namen und wurde Tristan genannt. Bis jetzt war Richenza in einer gewissen physischen und geistigen Spannung gewesen, welche nun zusammenbrach. Sie verfiel in einen krankhaften, nervösen Zustand, dem Produkt ihrer äußeren peinlichen Lage und ihrer inneren halt- und ratlosen Unbefriedigtheit. Sie war weder glücklich genug, um die Dornen ihrer Verhältnisse zu verichmerzen, noch gottergeben genug, um sie geduldig hinzunehmen.

Herr Sinkler ließ eines Morgens Wilhelm in das untere Hinterstübchen zitieren, wo er, am Schreibtisch sitzend, diejenigen Angelegenheiten zu beschreiben pflegte, die er unter vier Augen abmachen wollte.

„Mein Sohn,“ hieb er an, „Du bist nunmehr

zeit sechs Monaten mit Frau und sind ein Gast im elterlichen Hause. Du hast wenig Arbeit, folglich geringe Einnahmen; — ich weiß es. Darum habe ich mich bis jetzt auch mit den kleinen Süsswägen begnügt, die Du mir zuweilen eingehändigt hast und die doch kaum, wenn ich rechnen wollte, den Mietzins für Eure Wohnung decken, — Kost, Licht und Feuerung ganz bei Seite gelassen. Um nicht ungerecht gegen Deine unverjorgten Geschwister zu sein, scheint es mir um so billiger, daß die Familie Deiner Frau sich jetzt Eurer annehme, als diese sich durchaus nicht in unsere Art zurecht finden kann, noch will. Sie bringt Störung in's Haus und in unsere Lebensweise. Bei ihren Verwandten werdet Ihr vielleicht sehr glücklich sein, da Du Dich leichter zu schicken verstehst, als sie."

Mit möglichster Schonung theilte Wilhelm diese Eröffnung an Richenza mit und bewog sie, sich an Gräfin Meerhaim zu wenden. Diese glaubte aus dem Ton tiefer Entmutigung, der durch Richenza's Brief ging, schließen zu dürfen, daß der Moment gekommen sei, den sie lange vorausgesehen habe. Deshalb beantwortete sie diesen Brief und zwar dahin: Da Richenza zur Erkenntnis ihres törichten Schrittes gekommen sei und dessen Bitterkeit fühle, so sei sie ganz bereit, ihr hilfreich die mütterliche Hand zu bieten. Sie werde mit Freuden Richenza und ihr Kind bei sich aufnehmen und

sie in allen Rechten der Tochter belassen, vorausgesetzt, daß diese sich von ihrem Mann trenne und er jeden Anspruch an sie, als an seine Gattin aufgebe. Niemals werde sie ihn als ihren Schwiegerohn anerkennen; doch sei sie erbötig, ihm eine lebenslängliche Pension zu zahlen, wenn er auf ihren Vorschlag eingehe.

Riczenza's ganzer Stolz empörte sich gegen diese Zumutung. Sie schrieb an Gräfin Meerhaim zurück: sie sei die glücklichste der Frauen; sie liebe ihren edlen, genialen William grenzenlos; sie sei gedrückt, weil er von der Welt nicht anerkannt und dadurch gezwungen werde, bei seiner Familie zu leben, zu der er sich verhalte, wie der Schwan zum Hühnerhof; — und sie würde lieber sterben, als ihn verlassen.

Gräfin Meerhaim antwortete beleidigt: „Fern davon, ein solches Glück zu trennen, sei es nunmehr ihre Überzeugung, daß Riczenza sich ganz und gar demselben widmen müsse. Daher werde sie ihr ein für allemal zehntausend Taler geben — was viel mehr sei, als das Pflichtteil, das Riczenza nach dem Tode der Mutter gesetzlich zu beanspruchen habe — und damit möge sie denn ihren Künstlertraum fortträumen — was ihr nicht schwer fallen werde, da sie ihn ja ohne Zustimmung der Mutter begonnen habe. Aber unter keiner Bedingung werde je Herr Sinkler als ihr Schwiegerohn

ihre Schwelle betreten. Bis die Geldangelegenheit geordnet sei, schicke sie Nadelgeld für Richenza.“

Ein Wechsel auf 2000 Franks begleitete den Brief, der wie ein Schwert durch Richenza's Herz ging. Nun erst, da das Vaterhaus ihr verschlossen und sie eine Enterbte, Verstoßene war, schien sie über den Leichtsinns ihres Schrittes zur Besinnung zu kommen.

„Jetzt habe ich nur Dich!“ sprach sie finster zu Wilhelm. Doch allmählig fand sie ihren Trost darin, nunmehr selbstständig leben und Straßburg verlassen zu können.

Ihre Schwiegereltern, die den inneren Zusammenhänge dieser Angelegenheit weder kannten noch kennen sollten, waren hocherfreut über eine für ihre Verhältnisse glänzende Wendung der Dinge. Mit dieser Mitgift ließen sie die vornehme Schwiegertochter gefallen. Richenza fand nun wieder solche Gesinnung unfählich gemein, ohne zu bedenken, daß Leute, die im mühsamen Tagewerk ihr Brot verdienen, berechtigt sind, von erwachsenen und selbstständigen Kindern zu verlangen, daß sie nicht die Familienorgen vermehren.

„Eins!“ rief Frau Sinkler, als sie in Richenza's Zimmer trat und ihr scharfes Auge über den Fußboden gleiten ließ. „Eins! zwei! und drei!“ — sie hücte sich dreimal und hob etwas auf, das sie triumphierend in die Höhe hielt. „Schau’,

Kenzele, drei Stechnadeln, die in unsere Lottokasse wandern! Da Du eine reiche Frau bist, brauchst Du auf dergleichen Dinge nicht zu achten. Mit unsereins ist es anders! da heißt es: Wer den Heller nicht ehrt, ist des Talers nicht wert.“

Richenza legte lächelnd einen Brief Stechnadeln in Frau Sinklers Hand; denn es schmeichelte ihr, für eine reiche Frau zu gelten.

„Lohn's Gott!“ jagte die Schwiegermutter — immer dankbar, auch für das Geringste. „Wo werdet Ihr denn jetzt eine Wohnung nehmen?“

„In Paris!“ jagte Richenza trocken.

„Hilf Gott!“ rief Frau Sinkler; „warum denn in dem Paris! Bleibe im Lande und nähre Dich redlich — ist ein gutes Sprüchwort. Es ist Euch doch in dem England wahrlich nicht so vortrefflich gegangen, daß Euch die Fremde locken könnte. Wilhelm würde hier nach und nach bekannt werden und mehr Arbeit finden. Von Eurem Kapital habt Ihr einen Zuschuß an jährlicher Rente, so daß Ihr leben könnt. In Paris ist das Leben sehr teuer.“

„Das mag sein!“ entgegnete Richenza; „dafür hat man denn aber auch Genuß des Lebens und Anregung für Herz und Geist. Überdas jagt mir die hiesige Luft nicht zu. Wenn die Geldsache abgetan ist, geht's nach Paris, wozu ich mich unbeschreiblich freue.“

Und wie sie es wollte, so geschah es auch. Nach einigen Monaten war die Familie Sinkler wieder allein in ihrem Hause. Richenza war so froh, es zu verlassen, daß sie einen zärtlichen Abschied nahm, während Wilhelm mit Tränen im Auge seinen Eltern für ihre Güte und Liebe dankte. Frau Sinkler sagte später zu ihrer jüngsten Tochter:

„Komm, Bäbbele, hilf mir oben die Zimmer aufräumen.“

Und als sie oben waren, lehnte sie den Kopf an eine Staffelei und weinte bitterlich. Bäbbele schmiegte sich an die Mutter und blickte mit stummer Teilnahme fragend zu ihr auf.

„Ach, Bäbbele!“ seufzte Frau Sinkler und bemerkserte mühsam die strömenden Tränen; — „ich muß so weinen um den Wilhelm! . . . Das ist keine Frau für ihn! . . . Sei sie reich und vornehm, was hilft's! — sie ist nicht katholisch und sie hat kein Herz für ihn.“





Eine glückliche Ehe.

1840.

Auf einem reich belaubten Hügel, der ringsum frei, aber doch dem Höhenzug zwischen Baden-Baden und Freiburg so nahe liegt, daß er, aus der Entfernung gesehen, als ein Vorsprung desselben erscheint, erhebt sich das Schloß Kreuzbrunn*), das bis zum Anfang dieses Jahrhunderts ein Cistercienser-Kloster war. Es gehörte jetztdem einem Mann, der durch den Ankauf sehr reich geworden war und der es doch nicht bewohnen mochte. Ein breiter bequemer Fahrweg wand sich spiralförmig unter einem Laubdach von Ahorn, Eschen und Ulmen um den Hügel herum und führte zum Portal des Schlosses, welches ein stattliches Viereck bildete, das einen innern Hof umgab. Der nördliche Flügel dieses Vierecks war die Klosterkirche, die im edlen, einfachen romaniichen Stil angelegt und in dem der Renaissance vollendet war. Jedes Jahr-

*) Es ist aber auf keiner — auch nicht auf der genauesten Spezialkarte zu finden.

hundert hatte in seiner Weise sie geschmückt. Litt darunter die Einheit des Stils, so sprach sich doch die Einheit der Liebe darin aus, die das teure Haus Gottes mit dem Schönsten verziert, was ihr in jeder Zeit zu Gebot steht. Das große Eingangsportal der Kirche befand sich, von zwei Glockentürmen überragt, neben dem des Schlosses im westlichen Flügel. Dieser und der südliche waren zu einer großartigen herrschaftlichen Wohnung angelegt, indem man die langen Gänge gelassen, aber die Wände, durch Hinzuräumung der Zwischenwände, in Zimmer und Säle verwandelt hatte. In dem östlichen Flügel hatte man die Pfarrwohnung eingerichtet, so daß der Pfarrer unmittelbar neben der Kirche wohnte und aus seinem Zimmer in die Sakristei gehen konnte, die an der Epistelseite des Hochaltars lag. Außerdem war dieser Flügel von Wirtschaftsbeamten bewohnt und verschiedene Oekonomiegebäude lagen ihm gegenüber und bildeten einen Wirtschaftshof, dessen profane Nothwendigkeit bescheiden hinter dem Hauptgebäude sich verbarg. Vor dem südlichen Flügel lief eine breite Terrasse hin. Halb aufgemauert, halb von dem Felsen abgesprengt, welcher den Kern des Hügel bildete, trug sie einen Blumengarten, durch den sich Kieswege schlängelten und an ihren beiden freien Ecken sprangen zwei steinerne Erkertürmchen hervor, durch deren offene Bogenfenster man weit

in's Land hinabschaute, über lachende Fluren, die zu Rebgebänden anstiegen, welche von Bergen, mit Laub- und Nadelholz dicht gekrönt, überragt wurden. Im Westen blitzte hie und da wie ein Silberfunke in günstiger Beleuchtung der Rhein auf und jenseits der blauen, dämmernden, langgestreckten Vogesen ging die Sonne unter. Im innern Schloßhof befand sich das Monument, welches in alter Zeit dem Kloster Entstehung und Namen gegeben hatte. Unter einer mächtigen Linde stand ein uraltes steinernes Kreuzifix, zu dessen Füßen drei Röhren eine Fülle des frischesten, klarsten Wassers in ein weites Becken gossen. In diesem Hof herrschte beständig eine wunderbare Stille. Er wurde nur von den wenigen Leuten des Schloßes betreten, die Trinkwasser holten; sonst kam niemand dahin, und auf dem feinen Kies, mit dem er bestreut war, hüpfen sorglos Tauben, Finken, Meisen und Spatze umher. Kaum der Blick eines Menschen fiel in diesen stillen Raum! Auf der einen Seite befanden sich die hohen Kirchenfenster; auf zwei andern Seiten die Fenster der langen Gänge, welche an den Gemächern des Schloßes fortliefen. Auf der vierten Seite endlich hatte man sämtliche Gangfenster zugemauert — bis auf ein einziges, und das gehörte der Zelle des Vater Smaragd in der Pfarrwohnung an. Als eine besondere Vergünstigung, welche mit seinem Leben aufhörte,

hatte der Besitzer von Kreuzbromm dem Vater Smaragd dies Fenster gestattet, als dieser durch die Säkularisation aufhörte, Prior von Kreuzbromm zu sein und Pfarrer daselbst wurde. Besitzer war der Baron Ursperg, ein unfreundlicher, harter, geiziger Mann, der — nachdem er aus Hoffahrt das Kloster in ein Schloß verwandelt hatte, aus Geiz es weder bewohnte, noch einrichtete, sondern ein ehemaliges Wächterhaus für sich ausbaute, das am Fuß des Hügels, unterhalb der Terrasse, in einem großen Baum- und Gemüsegarten lag. Sein ältester Sohn, Bernhard Ursperg, bewohnte das Schloß seit einem Jahr mit Euphrosyne Meerhamn, und obchon es noch die Spuren der Vernachlässigung eines Vierteljahrhunderts trug, so zog doch mit dem jungen Paar so viel Liebe, so viel Glück, so viel Freude, so viel Segen in das alte ernste Gebäude ein, daß es davon ganz heiter wurde.

Bernhard Ursperg war ein ganz edler Mensch, von unbeugbarer Geradheit und frommer Milde, von klarer Intelligenz und tatkräftigem Willen. Er besaß diese Vernunft und diese Tugend, weil seine Erziehung ihm den Besitz ewiger Gesetze und die Gewohnheit gegeben hatte, gemäß denselben zu leben. Erzogen war er von einer gottseligen, leidenvollen Mutter und von den Jesuiten zu Brieg in der Schweiz — in der heiligen Schule des Gehorsams, also im wahren Christentum. Diese Er-

ziehung hatte seine Intelligenz zum Glauben gebildet, sein Herz zur Liebe, seinen Willen zur freien Unterwerfung unter eine Autorität, die ihren Grund und ihr Centrum in Gott hat, von dem jede rechtmäßige menschliche Autorität ausgeht — des Fürsten, der Eltern, des Priesters, des Lehrers und so fort durch alle Stufen der sozialen Hierarchie in der christlichen Gesellschaft. Bernhard hatte gehorchen gelernt und somit das Fundament seiner sittlichen Freiheit gelegt, denn die Unterwerfung unter göttliche Autorität, welche die Essenz der menschlichen ist, möge immerhin ein Joch und eine Kette genannt werden — aber es ist das Joch, das Christus getragen, und die Kette, durch die er uns an sich gefesselt hat. Ihm unterworfen sein, heißt frei sein, denn sein Dienst schließt den Dienst der Sünde aus.

Baron Ursperg hatte einen tiefen Haß gegen alles Himmlische und Heilige, also auch und hauptsächlich gegen die Kirche, die Priester, die Ordensleute. Dieser Haß entsprang bei ihm daraus, daß er ein Knecht seiner bösen Leidenschaften war und die Schranken nicht dulden wollte, welche die christliche Sittenlehre, durch den Mund der Kirche, der sündigen Natur des Menschen setzt. Nie würde er seine drei Söhne einem Jesuiteninstitut anvertraut haben; aber seine fromme Frau, — übrigens eine Heldin im Dulden und Schweigen — setzte

dies durch, indem sie erklärte, sie selbst wolle die Pension ihrer Söhne bezahlen. Seine Liebe zum Gelde überwog seinen Haß der Jesuiten. Er ließ die Knaben gehen und die Baronin, die ein ganz geringes Vermögen hatte, entsagte ihrem süßen Trost des Almosenspendens und ihrer unschuldigen Liebhaberei für schöne Blumen, um ihre Söhne von Männern erziehen zu lassen, welche die Bildung der Seelen für's ewige Leben nicht über dem Unterricht, den Studien und der Bildung für die Welt vergaßen. Als Bernhard, der älteste, auf die Universität ging, starb die Baronin. Ihr ganzes Leben an der Seite ihres Mannes war ein stilles Hinwelken gewesen. Nach einigen Jahren hatten die Söhne den Schmerz, daß ihr bejahrter Vater zu einer zweiten Ehe schritt, und zwar mit derjenigen, welche der armen Baronin jahrelang den bittersten Kummer gemacht und eine furchtbare Herrschaft über den Baron gewonnen hatte, und die als eine unbemittelte Cousine zur Führung des Haushaltes aufgenommen worden war. Der alte Baron wehrte sich gegen diese zweite Ehe so sehr er konnte; doch Fräulein Urkens zäher Wille überwand ihn und sie wurde das, wonach sie fünfzehn Jahre mit allen Mitteln, die einem gewissenlosen Weibe zu Gebot stehen, gestrebt hatte: Baronin Urperg.

Der alte Baron freute sich sehr, als Bernhard ihm seine Verlobung mit Euphrosyne Meerhaim

anzeigte. Das war denn doch ein Mädchen aus guter alter Familie und vermögend dazu! Keine so alberne Heirat, wie sie sein zweiter Sohn aus unsinniger Leidenschaft, als Leutnant von vierundzwanzig Jahren, mit einem blutjungen Mädchen ohne Namen, ohne Vermögen geschlossen hatte, das übrigens schon im ersten Wochenbett gestorben war. Er freute sich auf die junge Schwiegertochter, zum großen Verdruß der Baronin, die eine Nebenbuhlerin in der Tyrannei, welche sie über ihren Gatten übte, zu bekommen fürchtete.

„Sie soll unser mürrisches Alter erheitern, die Euphrosyne,“ sagte der alte Herr und rieb sich mit boshaft stiller Freude die Hände, so daß alle Fingergelenke krachten; denn er wußte recht gut, wie bitter es seiner Ehehälfte war, unter die mürrischen Alten gerechnet zu werden, da sie zwanzig Jahre weniger zählte als er. Dergleichen Aufsetzungen erlaubte er sich aber nur in Gegenwart anderer. Unter vier Augen mit ihr gab er seinem beständigen Brummen und Murren nur unbestimmte Ausdrücke. Er glich einem alten bissigen Kettenhund, der durch die Kette noch bissiger wird; aber die Baronin fand nicht für gut, sie zu lockern. Er war von der Gicht gekrümmt, zu Zeiten gelähmt. Sie pflegte ihn vortrefflich: das war ihre gute Seite. Leider nährte sich diese Tugend auch durch die Herrichsucht der Baronin, denn so lange

der alte Herr lebte, war sie die Herrin seiner Güter, später nur — eine Stiefmutter. Doch sorgte sie emsig und bei Zeiten dafür, daß, wenn auch dereinst ihr Wittuan karg ausfiel, sie dennoch ein reichliches Einkommen habe. Sie sah scheinlich zu der Bestimmung des alten Herrn, Bernhard solle im Kreuzbronner Schloß wohnen und gewisse Ländereien beselben in Pacht nehmen und bewirtschaften. Sie fand, daß sich Bernhard wohl mit einem Nebengut begnügen könne. Doch der alte Baron erwiderte: Bernhard wolle das Schloß in gutem baulichen Zustande erhalten und damit sei ihm, dem Vater, sehr gedient, da er nicht gewillt sei, auf seine alten Tage solche Verschwendung zu treiben und das Schloß sonst verfallt.

Bernhard und Euphrosyne lebten jetzt seit einem Jahr in Kreuzbronn. Ihre Ehe war unter trüben und schmerzlichen Umständen geschlossen: zu Richenzas unseligem Schritt kam noch der unerwartete Tod von Bernhards jüngerm Bruder, der am Nervenfieber starb und einen dreijährigen mutterlosen Knaben ganz verwaist zurückließ.

„Willst Du des kleinen Adrian Mutter sein, Euphrosyne?“ fragte Bernhard traurig.

„O gewiß! o wie gern! er wird mir mein liebes Brüderchen Emanuel ersetzen!“ rief sie in ihrer anmutigen kindlichen Weise.

Bei ihrer ersten Ankunft wurde sie feierlich in Kreuzbrunn empfangen, das seit seinem Bestehen eine solche Feierlichkeit noch nicht erlebt hatte. Ehrenpforten, wehende Banner, Inschriften, Blumen und Kränze bewillkommneten die junge Schloßfrau. Laubgewinde umgaben das Portal und der kleine Adrian sollte unter diesem Triumphbogen mit einem herrlichen Blumenstrauß in der Hand stehen. Man hatte ihn weiß gekleidet und ihm einen Kranz von weißen Aestern auf die blonden Locken gesetzt. Aber in dem allgemeinen Tumult vergaß man ihn und er vergaß seine Aufgabe, so daß er nicht auf seinem Platz war, als Euphrosyne aus dem Wagen stieg und an Bernhards Arm unter das Portal trat. Dafür fiel ihr Auge auf ein wunderliebliches Bild. Die sinkende Abendsonne goß ihr Gold- und Rosenlicht durch das Portal in den inneren Schloßhof, der davon erglühete, wie von einem natürlichen bengalischen Feuer, das allen Gegenständen eine strahlende Färbung verlieh. Das Laub der Linde blitzte wie Goldfitter zwischen Smaragden. Das Wasser des Brunnens rann dahin wie aufgelöste Diamanten. Das Kreuz von rotgrauem Sandstein glühte in Purpur getaucht. Die Luft selbst zitterte wie von goldenen Atomen, — wie das in klaren warmen Herbsttagen wohl geschieht; — und mitten in dem glänzenden Duft stand das weiße Kind mit seinem

Sternenkrantz an das Brunnenbeden gelehnt und während Tauben gurrend zu seinen Füßen spielten, schaute es mit großen, stillen, jerabhyischen Augen dem ungewohnten Treiben zu — ein Engel, der aus der himmlischen Glorie auf die Menschenwelt herabblickt. Euphrosyne verließ Bernhards Arm und eilte mit zärtlicher Freude zu dem Knaben, der ihr nun seinen vergessenen Rosenstrauß entgegenstreckte. Sie warf einen Blick auf die Umgebung, auf das blutrote Kreuz. Sie hatte die natürliche Frömmigkeit der reinen Seelen.

„O wie schön, daß ich Dich zu Füßen des Kreuzes finde!“ jagte sie halblaut, als sie sich zu Adrian herabneigte und ihn küßte. Dann nahm sie ihn bei der Hand und ging mit ihm und Bernhard in ihre Gemächer.

Auf Euphrosynens große Herzensreinheit hatte Bernhard gerechnet, als er nach langer Überlegung und schweren Kämpfen seiner Neigung zu ihr folgte. Es schien ihm unmöglich, daß eine so laudere Seele sich nicht willig von der Wahrheit der katholischen Glaubenslehre überzeugen lassen solle, da nichts in ihr dieser Wahrheit entgegenstand, als ihre Unkenntnis derselben. Weil er aber fürchtete, er könne einer natürlichen Liebe für Euphrosyne über Gebühr gefolgt sein: so nahm er sich vor, kein übernatürliches Mittel zu vernachlässigen, um sie für den katholischen Glauben zu gewinnen. Nächst

dem Gebet war das nächste Mittel dies: er bemühte sich, seine Pflichten aufs vollkommenste zu erfüllen und immer darauf hinzutreiben, daß er aus jenem Glauben allein die Kraft zu diesem Streben schöpfe. Er war der beste Sohn, nicht bloß für den grillenhaften Vater, sondern auch für die widerwärtige Stiefmutter, deren Vergangenheit ihm doch nur allzugut bekannt war. Seine natürliche Anlage zu Härte und Schroffheit hatte sich durch die lange, mühselige Übung der Selbstbeherrschung zu Kraft und Stärke abgeklärt, und weil er stark war, so konnte er tragen und ertragen, und Schonung haben für alle. Euphrosyne staunte ihn mehr und mehr an.

„Du bist ein Mirakelmensch, Bernhard!“ sagte sie; „immer tust Du das Allervollkommenste, aber es sieht immer ganz einfach aus.“

„An der Vollkommenheit fehlt leider so viel, daß ich das wenige, was ich tue, recht anspruchslos tun muß,“ entgegnete er lächelnd. — —

„Bernhard, wohin verschwindest Du regelmäßig jeden Morgen eine halbe Stunde vor dem Frühstück?“ hatte Euphrosyne halb schelmisch, halb schüchtern in der ersten Zeit gefragt.

„Ich verschwinde nicht,“ sagte Bernhard lachend, „ich gehe nur in die Kirche zur Messe.“

„Jeden Morgen?“ fragte sie verwundert.

„Täglich wird das heilige Opfer für uns dargebracht; — da ist es doch wohl in der Ordnung, daß wir der erhabenen Feier beizuhohnen und die Gnaden uns zuwenden, die von dort uns zufließen, und die wir so nötig haben für unser Tagewerk; — nicht wahr, liebes Herz?“ sprach er sanft und innig.

„O gewiß!“ sagte Euphrosyne kleinlaut.

Bernhard hatte ein kleines Oratorium im westlichen Flügel des Schlosses, mit einem inneren Fenster, das in die Kirche selbst ging, eingerichtet und angeordnet, daß sich in demselben alle Schloßbewohner, die nicht unumgänglich durch ihre Verrichtungen anderswo beschäftigt waren, täglich vor dem Nachteffen zum Abendgebet versammelten. Das geschah sofort ganz regelmäßig und Bernhard selbst sprach das Abendgebet. Euphrosyne war immer gegenwärtig, und wenn sie auch nicht mitbetete und nicht in den Anruf der Vitaneien einstimmete, so hörte sie doch aufmerksam zu und erbaute sich aufrichtig an Bernhards ernster Andacht.

Aber wohin begab sich Bernhard dann? — Es waren nur einige Minuten — allein er brachte sie weder in seinem Zimmer, noch in dem ihren, noch außerhalb des Schlosses zu. Sie war verlegen, abermals neugierig zu fragen und hätte es doch für ihr Leben gern gewußt. Sie sollte es erfahren! Adrian hatte ein leichtes Schnupfenfieber und lag

im Bett. Euphrosyne saß neben ihm; sie hatte die Kinderfrau zum Abendgebet fortgeschickt. Ein grüner Schirm umgab das Licht; es war still und heimlich im Zimmer und das Kind schien zu schlafen. Da ertlang Bernhards Schritt draußen auf dem Gang und Adrian rief, indem er sich lebhaft aufrichtete:

„Mama, ich muß aufstehen! Papa kommt.“

Euphrosyne hielt dies für eine Fieberphantasie und sagte:

„Ruhig, Adrian! Papa will sehen, wie es Dir geht.“

„Nein, nein!“ rief der Kleine, „wir beten jetzt.“

„Ah ja!“ sagte sie halblaut und hüllte das Kind in einen Shawl. — Nun mußte sie, wohin sich Bernhard jeden Abend begab!

Bernhard war eingetreten. Freundlich nickte er Euphrosyner zu und kniete dann vor Adrians Lager nieder, der schon auf seinen Dedern auf den Knien lag und auf ein Kreuzifix mit jenem wunderbaren Ausdruck schaute, den Reynolds Winjel dem Knaben Samuel gegeben hat, da er nachts, Jehobas Stimme hörend, aufsprang und ehrfurchtsvoll auf seine Knie fiel — ein Ausdruck von erhabener Unschuld. Bernhard betete mit dem Kinde das Vaterunser, den englischen Gruß, ein Gebetchen zum Kind Jesu und eins zum Schutzengel. Euphrosyne war aufgestanden, um ihrem Mann Platz zu

machen; aber unwillkürlich sank sie hinter ihm auf die Knie, als sie auf die wunderbaren Worte lauschte, welche, die Bedürfnisse und die Bitten einer Welt zusammenfassend, langsam und andächtig von dem Mann und dem Kinde gesprochen wurden. Leise sprach ihre Seele sie nach: „Dein Reich komme . . . Erlöse uns vom Übel . . . Mutter Gottes . . . bitte für uns arme Sünder . . .“ — O bitte auch für mich! bitte für mich! flüsterte sie unter strömenden Tränen, die sanft wie Maitau über ihr schönes Antlitz flossen. — —

„Bernhard,“ sagte sie, nachdem beide das Kind verlassen hatten; — „welche Lehre gibst Du mir! was Du tust, hätte ich tun sollen. Ach, das ist die Sache der Mutter — und ich tat es nicht!“

„Darum tue ich es in Deinem Namen,“ jagte Bernhard mit einer Liebe in Wort und Blick, die nur derjenige hat, der an das stellvertretende ewige Opfer glaubt und sich in dessen Kraft versenkt.

„O!“ rief sie ganz überwältigt von dem Himmlischen, das in der Liebe eines Menschenherzens sein kann; — „ich will glauben, was Du glaubst, um so gut zu werden, wie Du bist.“

„Besser — hoff' ich!“ sagte er zärtlich.

„Aber nun lehre mich Deinen Glauben, lieber Bernhard,“ rief sie lebhaft.

„Der lernt sich ganz leicht, wenn das Herz guten Willens ist! Bitte Gott recht demüthig und recht

beharrlich um die Gnade, glauben zu können — und Du wirst glauben! Du wirst in Deinem innersten Gemüt eine Fähigkeit finden, welche die offenbarten religiösen Wahrheiten erfafst, umschlingt, ins tiefste geistige Leben hineinzieht, sie zu eigen Dir macht, ohne sie je zu erschöpfen, und dann, von diesem Kern aus, Blüten und Früchte ins äußere Leben hineinwachsen läßt.“

Das begriff Euphrosyne nach und nach. Ihr Seelenleben war unentwickelt, weil es nicht unter der Sonne einer positiven Glaubenslehre sich entfaltet hatte. Ihr Religionslehrer hatte ihr unbestimmte, verschwommene Gefühlsansichten vom Glauben hergebracht, die nur gerade ausreichten, um ihr zu zeigen, daß sie mit ihnen auf den Triebfand wechselnder Stimmungen gerate und nicht die mindeste Richtschnur fürs praktische Leben besäße. Sie halfen ihr nicht ihre Fehler bekämpfen, nicht ihre natürliche Güte regeln. Sie gaben ihr nicht den festen Standpunkt, von welchem aus die Bestimmung des Menschen einer Grundlinie folgt, die in die Ewigkeit hineinläuft. Sie öffneten ihr nicht jenen unendlichen Horizont für ihre Sehnsucht, ihre Gedanken, ihr Streben, der sich zwischen der Seele und Gott aufthut, wenn die Glaubenswahrheiten wie unwandelbare Gestirne in der sonst so unbestimmten Leere aufgehen.

Das wurde nun alles anders — und doch blieb

sie, was sie war! Der zitternde Tauropfen ihrer Seele wurde nur zum lichten, festen Krystall. Sie las, sie sprach mit Bernhard, sie ließ sich von Vater Smaragd unterrichten. Bisher hatte sie sich ein wenig vor ihm gefürchtet und nicht begreifen können, daß Bernhard sich so gern mit ihm unterhalte. Er war ein hagerer, sechs Fuß langer Mann, mit einem tiefgefurchten Antlitz, das durch breite, gerade, schwarze Augenbrauen auf den ersten Blick streng erschien. Die Gewohnheit der Contemplation und die heilige Ascese gaben ihm diesen allgemeinen, weltentfremdeten Ausdruck. Aber unter den finsternen Brauen lag ein Augenpaar so klar und so feurig, wie wenn die Abendsonne unter einer Stratuswolke untergeht — und dies Feuer war die unirdische Flamme, die über dem vertohlenen Scheiterhaufen seines Ichs schwebte. Aber sie brannte meistens nach innen, vor dem Gefreuzigten und für ihn. Er kannte nichts anderes als das Kreuz. Es genügte ihm. Bei siebenzehn Jahren trat er in das Noviziat des damaligen Klosters Kreuzbrunn; bei vierundzwanzig wurde er Priester; bei dreiunddreißig schon Prior — weil er auf jeder Stufe des geistlichen Lebens immer der Vollkommensten einer war. Und als er nun eben Prior geworden und im Begriff war, mit seinen Brüdern die heilige Ascese des Ordenslebens, wie die großen Ordensstifter sie geübt und gewollt hatten,

in Kreuzbrunn frisch zu wecken und zu üben — da trat die ewig schmachvolle Säkularisation der geistlichen Güter in Deutschland ein und die weltliche Macht bedeutete der Genossenschaft, sie habe auseinander zu gehen, es sei jetzt aus und vorbei mit dem Klosterunfug, mit dem mönchlichen Unwesen. So lange Recht und Gerechtigkeit auf Erden gegolten haben, hat vielleicht nie eine so brutale, so massenhafte Ungerechtigkeit gegen Tausende von wehrlosen Menschen stattgefunden. Aber der giftige Haß gegen die Kirche, den die englischen Philosophen, die französischen Schriftsteller und die deutschen Illuminaten und Freimaurer während des achtzehnten Jahrhunderts erregt und gepflegt hatten, verbunden mit dem politisch-sozialen Blutrausch, der die Revolutions-Atmosphäre Frankreichs auch nach Deutschland hinüber trug — bekehrte sein Opfer: der Kirche sollte ihr Herzblatt ausgebrochen werden — der Ordensstand! vertrieben sollte er aus seinen Klöstern oder zum Aussterben verurteilt, auch hie und da dem Weltklerus eingereicht werden — bis die glückselige Zeit komme, wo man auch diesen säkularisieren und die kirchlichen Berrichtungen von respektablen Familienvätern, eingeschult im bureaukratischen Geschäftsgang der alleinigmachenden Aktenschreiberei, besorgen lassen könne. Gegen brutale Vergewaltigung ist die Kirche so wehrlos, wie Chri-

stus gegen seine Fenster! — Genug, Kreuzbrunn wurde verkauft, die Klosterkirche zur Pfarrkirche des Dorfes gemacht, das sich um den Hügel, wie eine Heerde um den Hirten lagerte — und Vater Smaragd wurde auf sein Ansuchen Pfarrer. So blieb er der Wächter des Heiligtums und unzertrennlich von den geliebten Mauern, in denen er sich dem Dienste des Gekreuzigten gewidmet hatte; — zugleich auch Seelenhirt! zwar nicht von seinen teuren Brüdern, die er auf die Pfade der höheren Vollkommenheit zu führen gedachte, aber doch von anderen Brüdern, die Gott ihm anvertraute und die zum Teil noch tief in Disteln und Dornen der Verirrungen steckten. Der alte Baron hatte einen tiefen Widertwillen gegen Vater Smaragd, der so weit ging, daß er seiner ersten Frau, unter Androhung seines heftigsten Zornes verbot, ihn zum Beichtvater zu wählen. Die alten Leute im Dorf wußten wohl, daß dies früher anders gewesen sei; aber seine Familie wußte nichts davon, da dies vor seiner Verhehlung gewesen war. Bei seiner zweiten Frau konnte der Baron ganz sicher sein, daß sie seine Antipathie gegen Vater Smaragd im gewissen Grade theile. Gingen war er empört über die Ehrfurcht, die Bernhard ihm erwies, besonders seitdem dieser sich im Schloß niedergelassen hatte. Als der Baron erfuhr, daß Bernhard zuweilen den Vater besuche, ihn einlade und im

freundschaftlichen Verkehr mit ihm stehe, jagte er eines Tages in seiner hämischen Weise zu Euphrosyne:

„Ich höre, daß bei Euch im Schloß der Wolf umgeht.“

„Wie so?“ fragte sie verblüfft.

„Der alte Schleicher Smaragd geht ja bei Euch aus und ein.“

„Pater Smaragd . . . ein Schleicher!“ rief sie. „Nun, wenn d e r nicht fest genug auftritt, Papa, so tut es niemand.“

„Komödie von Gradfynn, um Euch zu betören — weiter nichts! Laß Dir gesagt sein, daß er an nichts anderes denkt, als Dir Deinen Glauben zu rauben.“

„Ach, lieber Papa,“ jagte sie ehrlich, „ich habe gar keinen Glauben, den man mir rauben könnte! Aber Du darfst versichert sein, daß Pater Smaragd nie ein religiöses Gespräch mit mir angeknüpft hat.“

Das war auch ganz richtig! jetzt aber begann Euphrosyne solche Gespräche mit Pater Smaragd anzuknüpfen und dabei faßte sie ein solches Vertrauen zu ihm, daß sie ihre frühere Scheu gar nicht begriff.

„Bernhard,“ jagte sie; „ich habe gelesen, daß man früher zum Trost der Wanderer zuweilen mitten im Walde, in den Stamm eines großen

alten Baumes ein Heiligenbild gestellt habe. Wie ein solcher Baum kommt mir Pater Smaragd vor — hoch und ernst, und drinnen das Abbild eines Heiligen.“

Bernhard freute sich unaussprechlich über das Verständnis der göttlichen Glaubenswahrheiten und aller himmlischen Dinge, das mehr und mehr wie ein geistiges Morgenrot in Euphrosyne aufging. Wenn ein reiner Spiegel der Sonne gegenüber gestellt wird, so strahlt er selbst wie eine Sonne auf. Das Herz wird bald von den Strahlen des Glaubens durchleuchtet, wenn es nicht von Gedanken, Leidenschaften und Vorstellungen erfüllt ist, die aus einer niederen Sphäre stammen und das Charakteristische haben, Zweifel gegen die Wahrheit der Offenbarung zu erregen und Schatten auf sie zu werfen. Das reine Herz sonnt sich mit stiller Wonne in dem hellen Tag des Glaubens und ist auch immer ein gelehriges Herz.

In der glorreichen Osterzeit, wenn die Kirche durch die österliche Kommunion in allen ihren Gliedern ein allgemeines Auferstehungsfest, ein Brautfest der Seelen in der innigsten Liebesgemeinschaft mit dem göttlichen Heiland feiert — da war auch Euphrosynens Ostertag, da empfing sie zum erstenmal den Leib des Herrn im hochheiligen Martsiaframent.

„Jetzt möchte ich sterben!“ jagte sie ganz überwältigt von solcher Gnade zu Bernhard.

„Das sollst Du auch; — aber Dir selbst und nicht der Erde,“ antwortete er mit tränenstimmerndem Blick.

Dem alten Baron hatte man Euphrosynes Vorhaben nicht mitgeteilt. Bernhard kannte dessen Gesinnung und nie berührte er dem Vater gegenüber religiöse Fragen oder Dinge des höheren und inneren Lebens. Euphrosyne folgte dem Beispiel ihres Mannes. Jetzt aber fanden beide es schicklich, ihm die vollendete Tatsache mitzuteilen.

„Was sind denn das für Neuerungen?“ murrte er. „Da ist der A. und der B. Beide haben protestantische Frauen, doch keine denkt daran, katholisch zu werden.“

„Das müssen wir abwarten,“ sagte Euphrosyne.

„Bleibe doch jeder bei seinem Glauben!“ rief er sehr aufgebracht. „Der eine ist nicht besser und nicht schlimmer als der andere! Ja, könnte einer besser sein, so wär' es derjenige, bei dem der Priester am wenigsten Hofuspokus macht und bei dem es heißt: leben und leben lassen.“

„Mein Gott!“ sagte die Baronin, „wenn eine junge, schwärmerische Person in die Hände eines Fanatikers fällt, so ist ein solcher Schritt erflärlich.“

„Ich bin nicht schwärmerisch, Mama, und Bernhard ist kein Fanatiker,“ versicherte Euphrosyne.

„Du wirst mir gestatten, mein Urtheil abzugeben und nicht das Deine!“ jagte die Baronin scharf.

„Wenn Bernhard kein Fanatiker ist, so ist es doppelt und dreifach der alte Heuchler, der Pfaff,“ rief der Baron dunkelrot vor Zorn. „Solch ein Pfaff ist ganz dazu gemacht, einem die Kirche, den Glauben, ja Gott selbst verhaßt zu machen.“

Euphrosyne stand auf, küßte schweigend die Hand des grimmigen Alten und verließ sein Zimmer.

„Was soll das vorstellen? warum läuft sie fort?“ polterte er.

„Weil sie nicht an dergleichen Expektorationen gewöhnt ist, lieber Vater! sie tun ihr allzu weh;“ — entgegnete Bernhard ruhig. „Ich bitte Dich aber sehr, Deinen Zorn und Tadel in dieser Sache nur auf mich zu wenden und Vater Smaragd aus dem Spiel zu lassen, denn Du könntest Dich gegen ihn versündigen.“

„Bah! bah! fällst Du in den Predigerton? — Du weißt, wie ich den liebe!“

„Was weißt Du denn vom Predigerton? wann hörtest Du eine Predigt?“ fragte Bernhard und seine Stimme klang wohl scherzend, aber tief traurig war sein Blick.

„Hast Recht, mein Sohn!“ entgegnete der Alte mit seinem häßlichen Lächeln; — „in dreißig Jahren vergißt sich Manches.“

Bernhard schauderte innerlich. Er wußte wohl, daß sein Vater ein totes Glied der Kirche sei; aber dies Seelenelend in so cynischer Weise auszusprechen zu hören — das war entsetzlich. Euphrosyne hatte dies Elend bis jetzt nicht erkannt. Nun aber würdigte sie es in seinem ganzen Umfang.

„Bernhard!“ sagte sie erirst, „das ist ein Schatten auf unserm Glück!“

Er legte sanft einen Finger auf ihre Lippen und sagte:

„Liebes Herz, davon wollen wir nie anders sprechen, als zu Gott! — Man spricht sich so leicht in eine Erregung hinein, die von der Sache auf die Person übergeht. Laß uns das vermeiden. Für solche Fälle gerade haben wir ja das Gebet, die fromme Fürbitte — und in ihr begegnen sich unsere Seelen, was diesen Punkt betrifft, inniger als in Worten.“

Sie küßte zärtlich seine Hand und rief:

„O Bernhard! jetzt, da ich glaube . . . jetzt will ich auch lieben — und das werd' ich lernen im Gebet.“

Ihre Seele war wie eine Lerche, die frohlockend und singend aus der winterlichen Erdfurche zum heitern Frühlingshimmel auffliegt. Auch an Mi-

Richenza dachte sie mit viel innigerem Bedauern, weil sie jetzt in der Sünde — die Gottesbeleidigung erkannte, die Verachtung der göttlichen Liebe, des göttlichen Gebots.

„Nie hab' ich früher dies Wort gehört, dies entsetzliche Wort: Gottesbeleidigung!“ sagte sie zu Bernhard: — „und wie notwendig ist es doch, daß sich uns recht einpräge, wie jede unserer Übertretungen nicht diesen oder jenen Menschen nur kränkt, sondern den Gott, der von allen Schätzen seiner herrlichen Schöpfung nichts für sich begehrt, als das gehorjame Herz seiner Geschöpfe. Ach, die arme Richenza! davon weiß auch sie nichts!“ —

Von Richenza's Aufenthalt in Straßburg hatte Euphrosyne keine Ahnung. Die Nachforschungen, die Gräfin Meerhaim in Dresden anstellen ließ, bezeichneten den Maler Wilhelm Sintler aus Brüssel, denn von dort und dahin lautete sein Paß. Dies hatte sie von dem Direktor der Dresdener Gemälde-Gallerie und von Richenza's Professor erfahren. Die Brüsseler Kunsthandlung, für die er arbeitete, erwiderte auf ein nachfragendes Schreiben, er sei mit seiner Frau nach Irland gereist; — und damit hörten alle Nachrichten, wenigstens für Euphrosyne auf, da Gräfin Meerhaim mit nervöser Aufgeregtheit jede Erinnerung an Richenza von sich wies. Richenza wußte wohl, daß Kreuzbronn nicht gar fern von Straßburg sei und daß

Euphrosyne auf den leisesten Wink zu ihr eilen werde. Allein ihre stolze Seele fühlte sich viel zu gedemüthigt durch ihre Anmut und durch die Umgebung der Familie Sinkler, um nicht tausendmal lieber vor Euphrosyne zu fliehen, als sie aufzujuchen. Während die eine Schwester, äußerlich trost- und mutlos, innerlich starr, im blindesten Egoismus jedes Band zerriß, das sie mit zwei Familien verknüpfte, suchte die andere sich in die Eintracht der übernatürlichen Liebe mit allen zu setzen, an die Gott sie gewiesen hatte.

Das Gnadenjahr, wie Euphrosyne und Bernhard es nannten, war überreich an Gnaden: ehe es zu Ende ging, brachte es ihnen ein Töchterchen. Es wurde Grazia genannt. Der Name sollte beständig an göttliche Gnade und an ewigen Dank erinnern.

„O Bernhard!“ sagte Euphrosyne, „wir sind zu glücklich! was wird nun kommen?“

„Was Gott will, liebes Herz!“ erwiderte Bernhard aus tiefster Seele.

Aber es kam nichts, wodurch ihre Eintracht, ihre innige Zufriedenheit gestört worden wäre. Freilich waren ihre äußeren Verhältnisse nichts weniger als glänzend und Euphrosyne empfand recht oft, wie schwer es ist, eine gute Hausfrau zu sein, wenn man es mit beschränkten Mitteln sein soll. Freilich ließ ihre Stellung, dem alten Baron

Ursperg gegenüber recht viel zu wünschen übrig, da an ein trauliches Familienleben mit ihm nicht zu denken war. Auf der andern Seite aber bewirkten gerade diese Umstände, daß sich Bernhard und Euphrosyne um so fester an einander schlossen und umsomehr sich gewöhnten, ihr Glück in dem engen, aber geheiligten Kreise ihrer Ehe und ihrer Pflichten zu suchen; — und wer es da sucht, der findet es auch. Und vollends diese beiden, auf deren gegenseitiger, zärtlicher Zuneigung ein so wunderschöner Widerschein der göttlichen Liebe ruhte! Bernhard sah in Euphrosyne über dem lieblichen Weibe, über der holden Mutter seiner Kinder — die Seele, die an seiner Hand in das Reich der Erlösung eingegangen war; — und Euphrosyne sah in Bernhard mehr als den Geliebten ihres Herzens, mehr als den Gemahl, dem sie vertrauen, den sie verehren konnte; denn neben dem irdischen Glück, das sie auf ihn gründete, verdankte sie ihm den Blick und den Weg zur ewigen Glückseligkeit. Diese Empfindungen machten ihr Verhältnis ungemein zart und edel, und ganz ungesucht nahm ihr Leben das Gepräge eines frommen Glückes an.

„Wer hätte je gedacht, daß das Schloß ein solches unschuldiges Turteltaubennest werden würde!“ sagte die Baronin Ulrike Ursperg einmal zu ihrem Mann.

„Wir beide hätten es freilich nicht dazu ge-

macht!“ entgegnete er mit seiner beständigen heimlich schadenfrohen Bereitwilligkeit, sie zu kränken.

Sie sah ihn an mit einem Blick, in welchem Haß und Verachtung zusammenschmolzen, Haß — wegen der Beleidigung, Verachtung — wegen des ohnmächtigen Großs des alten Mannes, der gerümpft und mit schweren erlahmenden Gliedern im Lehnstuhl saß, und sie sagte eiskalt:

„Hätte ich nicht mehr Taubensanftmut, als Du mir zuzutrauen scheinst, was würde aus Dir? wer pflegte Dich? wer führte Deine Geschäfte? wer machte sich zu Deinem Sekretär, Deinem Verwalter, Deinem Arzt, Deiner barmherzigen Schwester“ —

„Und wer stände dafür obenan in meinem Testament?“ unterbrach er sie mit einem süßlichen Ton, der die Verhöhnung noch schärfer hervorhob. „Aber Du hast Recht, Ulrichen,“ setzte er ablenkend hinzu, „das Turteltaubennest da droben ist drollig genug ist aber doch immer besser, als wenn es noch das Schlangennest der früheren Zeiten wäre.“

„Nur ist die Schlange noch da!“ warf sie ein.

„Weider!“ murrte der Baron; — „er lebt ewig der Smaragd!“

„Ewig?“ fragte sie spöttlich; — „Smaragd ist ja kaum so alt wie Du! man muß anderen das gönnen, was man selbst gern genießt.“

„Ja, ich genieße wahrlich mein Leben!“ rief der Baron mit einem so bittern, so schneidenden Hohnlachen, daß ein Grauen die Baronin überfiel. „Gefesselt an meine Gicht, gebunden an meinen Lehnstuhl, geschmiedet an meine Urife — kann es einen höheren Genuß des Lebens geben? Nein, ich möchte ihn beneiden, diesen Schurken, diesen Smaragd! kerngesund ist er, kerzengerade geht und steht er, Wind und Wetter schaden ihm nicht. Wenn ich so wäre, was würde ich dann noch für ein guter Jägersmann sein! . . . Er ist freilich ein stupider Pfaff, der nichts versteht von der edlen Jägerei.“

„Siehst Du, daß Du es besser hast!“ sagte die Baronin. „Du kannst Dir doch Freuden wünschen, von angenehmen Erinnerungen zehren, an Deinem Reichthum Dich ergötzen, Dein Vermögen vermehren, was ein ächter, ein solider Genuß in alten Tagen ist. Aber er! er hat ja nichts, was einem vernünftigen Menschen im spätern Leben Trost gewähren kann.“

Vater Smaragd gehörte allerdings zu jenen Menschen, denen der heilige Apostel Paulus sich selbst zuzählte, als er sagte: „Wir haben nichts und besitzen alles;“ — denn er besaß das höchste Gut — Gott; und in Gott — alles.

Vater Smaragd stand in seinem kleinen zellenhaften Zimmer am Fenster und blickte sinnend in den inneren Schloßhof. Er war in der Mitte der Sechzig mit schneeweißem Haar, mit einer so lich-

ten, majestätischen Stirn, als hätten erhabene Gedanken sie sich ausgewölbt und mit schwarzen Augen, aus denen ein Etwas, wie der übernatürliche Glanz der ewigen Jugend leuchtete, wenn er sie aufschlug oder seinen Blick fest auf einen Gegenstand richtete. Das tat er aber gewöhnlich nicht. In tiefer, weitgeschnittener Höhle ruhte still sein Auge und schaute nach Innen oder über die Welt hinweg. Seine edlen, äußerst bestimmt geschnittenen Züge waren durch die Jahre und durch die Mühen und Anstrengungen seines Lebens scharf und hart ausgearbeitet; aber ein Ausdruck von unsäglichem Wohlwollen verbannte alle Strenge von seinem Antlitz und nur ehrfurchtgebietend, nicht furchterregend sah er aus. Die Abendsonne des Dezembers fühlte mit dem eigentümlichen kupferroten Licht des Winters seine Zelle, an deren Hinterwand die große Linde des Schloßhofes ein Schattengeflecht ihrer entlaubten Äste und Zweige trug. Die Dohlen flogen mit eintönigem Gefrächz um die Wipfel der Linde und um die Türme der Kirche, während im Hof Meisen, Goldammern und Spazzen umherhüpften, die Brotkrümchen aufspickten, die Vater Smaragd ihnen eben gestreut hatte, und zum Brunnen flatterten, auf dessen Rand sie sich setzten, zierlich ein Wassertröpfchen mit ihrem kleinen Schnabel auffangen und dann wieder zwitschernd und schwirrend davonflogen.

„Du gibst ihnen ihre Speise zu rechter Zeit,“ sagte Pater Smaragd halblaut mit den Worten des Psalmisten und schaute dem Treiben dieser kleinen Geschöpfe so freundlich und teilnehmend zu, wie nur der es kann, der in den Naturwesen die wunderbare Hand des Schöpfers erkennt. Dann verließ er seine Zelle, die nebst einem Schlafkammerchen sein Gemach bildete, öffnete die Thür der Küche und sagte zu einem Mann, der dort nicht mit Kochen, sondern mit Korbflechten beschäftigt war:

„Amandus, zur Vesper.“

Amandus erhob sich, brachte schnell seinen armen ländlichen Anzug in geziemende Ordnung und folgte dem Pater über eine kleine Wendeltreppe in die Sakristei und von dort in die Kirche, wo sie in der langsam feierlichen Weise der ersten Benediktiner die Vesper beteten.

Amandus war das einzige Wesen, welches den Hausstand des Paters bildete und seit einer Reihe von Jahren den Laienbruder ersetzte, der sich in treuer Anhänglichkeit nicht von seinem ehemaligen Prior trennte, als derselbe Pfarrer zu Kreuzbronn wurde. Aber als der Tod den guten Laienbruder abrief, trat Amandus, ein armer Waisenknabe, an dessen Stelle und übernahm, wie jener, die Geschäfte des Kochs, des Dieners, des Botengängers, des Krankenträgers bei armen Leuten, womit er

dann noch sein besonderes Handwerk, das Vorklechten, verband und mit großer Aufmerksamkeit und Andacht das Breviergebet von Vater Smaragd erlernte. Sie lebten zusammen wie jene Väter der Wüste, wo häufig ein älterer Einsiedler einen jüngeren in seine Felsengrotte nahm, um kleine Dienste von ihm zu empfangen und ihn anzuleiten im inneren Leben. Nie hatte ein weibliches Wesen die Schwelle von Vater Smaragds Gemach betreten. Er hielt streng die Clauſur inne, die oberhalb seiner Treppe begann und ohne Ausnahme jede Frau ausschloß. Am Fuß der Treppe, neben der Sakristei, hatte er in eine armselige Kammer ein Kreuzifix gehängt und ein paar hölzerne Bänke gestellt. Das nannte er sein Sprachzimmer und da empfing er mit großer Freundlichkeit die Frauenwelt.

Nachdem Vater und Complet gebetet waren, ertönte vor der äußeren Türe des Sprachzimmers ein bescheidener Schellenzug, und als Vater Smaragd öffnete, trat der kleine Adrian mit seiner Wärterin ein und übergab ein Billet von Euphrojyne, das die dringende Bitte aussprach, der Vater möge sie am nämlichen Abend besuchen. Er liebte das zarte schöne Kind, versprach zu kommen und ging zu einem Kranken hinab ins Dorf, dessen erste Häuser schon am Abhang des Berges lagen. Nicht auf dem breiten, bequem gewundenen Fahr-

weg ging Vater Smaragd, sondern auf der sogenannten Kreuzwegstreppe, die steil und schnurgerade von der Kirche ins Dorf führte. Sonst hatten sich zu beiden Seiten derselben, in regelmäßiger Entfernung von einander, die vierzehn Stationen des Kreuzweges in Stein gehauen erhoben, und die alten Leute im Dorf sprachen noch mit Liebe davon, wie schön ihr „Walbarienberg zu Klosterszeiten“ gewesen sei. Als aber der Baron Ursberg ans Regiment kam, fand er, daß sein Kunstsinns beleidigt werde durch die ziemlich roh gearbeiteten und überdies verwitterten Bildstöcke von Sandstein — und sein religiöses Gefühl durch den Götzendienst, den das verdummte, abergläubische Landvolk mit diesen Steinblöcken treibe. Unter dem Vorgeben, in besseren Zeiten diese Mißgestalten nach und nach durch schöne Figuren zu ersetzen, verschwanden allmählich die alten Stationsbilder, wurden zu Fundamenten und Mauern von Ochsen- und Pferdeställen verwendet und natürlich niemals ersetzt. Die schrecklichen Kriege und Umwälzungen, welche im Anfang des Jahrhunderts eine tausendjährige Ordnung der Dinge in den Verhältnissen Europas über den Haufen warfen, gewöhnten nach und nach das katholische Volk an so viel Fremdartiges und entwöhnten es so sehr von den traulich lebendigen Äußerungen seines Glaubens, daß es auch in Kreuzbrunn den Verlust

feines „Kalbarienberges“ verdammerte. Pater Smaragd aber behielt eine besondere Andacht zu der Kreuzwegstreppe und niemals ging er ihre ausgetretenen und verschobenen steinernen Stufen hinab und herauf, ohne die heiligen Geheimnisse des bitteren Leidens Jesu mit gerührtem Herzen zu betrachten. Am stillen, späten Abend, wenn im Dorf und im Schloß schon Ruhe eingekehrt war, wollte man häufig den Pater Smaragd bemerkt haben, der auf den Knien die steile Treppe erklimmte. An diesem schönen Winterabend voll Mondschein und Sternenlicht, ohne Schnee und Frost, versagte er sich gewiß nicht diese Freude.

Bernhard und Euphrosyne empfingen ihn später auf's herzlichste und Euphrosyne sagte mit freudestrahlenden Augen:

„Hochwürdiger Pater, Sie müssen uns jetzt Ihren allerbesten Rat geben. Meine gute Mutter hat mir zum Christfest ein Geldgeschenk gemacht. Das möchte ich nun in meinem, in Bernhards und in Grazias Namen so anwenden, daß viele davon eine Freude hätten. Was meinen Sie? . . . soll ich es den Armen geben? und welchen Armen?“

„Den Armen im Geist, gnädige Baronin,“ sagte Pater Smaragd nach kurzem Besinnen.

„O mein Pater,“ rief Bernhard lachend, „zu Ihren Höhen erschwingen wir uns nicht; wir wollen bei den materiell Armen bleiben.“

„Wohlan auch ich, Herr Baron!“ entgegnete Vater Smaragd mild; „aber auch der ärmste der Armen lebt nicht vom Brot allein, sondern vom Wort, das aus dem Munde des Herrn kommt. So steht's in heiliger Schrift. Mancher Arme ist zwar arm an Brot, doch ärmer noch an Geduld, an Ergebung, an Gottvertrauen, denn er vernimmt nicht das Wort, das der Herr zu ihm spricht.“

„Das dürfen Sie nicht jagen, hochwürdiger Vater!“ rief Euphrojne ganz erregt vom kindlichen Eifer; „Sie lehren und predigen ja so wunderschön!“

Ohne diese Einwendung zu beachten, sprach er:

„Nimm dein Kreuz und folge mir nach! — Dies Wort ist der Wegweiser zum ewigen Leben. Dies Wort soll vor unserem Auge schweben, in unser Ohr klingen, unser Herz erfüllen. Dies Wort soll nicht nur von der Kanzel gepredigt, im Gebetbuch gelesen werden, — nein! zu unserem innersten Bewußtsein, zum Regulator unseres ganzen Lebens soll es werden, mit uns verwachsen und verschmelzen soll es, damit wir durch das Kreuz und auf dem Kreuz vereint werden mit unserem Gott, dem menschengewordenen, dem Leidvollen, dem gekreuzigten. Dies Wort anschaulich zu machen, vertraut zu machen, o welch ein gutes Werk ist das! und gar es beliebt machen — o welche Gnade! Es ist nicht

zu sagen, wie viel Elend aus der Welt verschwinden würde, wenn man dies Wort beherzigte.“

„Nun also?“ fragte Euphrosyne gespannt; „was kann ich tun?“

„Sie können einen stummen, aber sehr beliebten Prediger anstellen, gnädige Baronin.“

„Ach!“ rief sie munter, „ich glaube gern, daß ein stummer Prediger beliebt ist! Er hält keine unbequeme Ermahnungen.“

„Damit wäre mir nicht gedient,“ jagte Bernhard. „Ich mag gern die Ermahnung, sei sie bequem oder nicht. Es ist in meiner Natur etwas so Laues, so Hinfälliges, daß ich, wenn ich hundert Schritt gegangen bin, schon den Sporn bedarf.“

„Und ich nach fünfzig Schritten!“ versicherte Euphrosyne eifrig, damit Vater Smaragd nur nicht ihren geliebten Bernhard unterschätze.

„So geht es uns allen, gleichviel ob wir Freiherrn oder Bettler sind,“ jagte der Vater; „denn wir alle — sind Seelen und haben als solche die nämlichen Bedürfnisse. Mein stummer Prediger aber ist doch äußerst beredt, denn er besteht in den Kreuzwegstationen.“

Euphrosyne war erst seit dem Frühling ein Kind der Kirche, also noch fremd in dem herrlichen Blumengarten, der aus dem katholischen Glaubensleben in Fülle erblüht. Sie erwiderte kleinlaut:

„Ich bin eine Unwissende, mein Vater, und kenne diese Stationen nicht.“

„Es ist eine Lieblingsandacht des frommen Volkes, gnädige Baronin, unseren göttlichen Erlöser in den letzten Stunden seines Leidens zu betrachten und seinem Marterwege auf Schritt und Tritt zu folgen, um aus dieser Andacht die Kraft zu schöpfen, Dornen und Wunden, Trübsal und Bitterkeiten, an denen jedes Menschenleben so reich ist, in dem Sinn zu tragen, wie Jesus sie trug — aus übernatürlicher Liebe. Um diese Andacht eindringlicher zu machen, hat man in alten Zeiten, die ein tiefes Verständniß für seelische Bedürfnisse befaßen, gewisse Momente aus dem bitteren Leiden und Sterben bildlich dargestellt und sie in einer Reihenfolge, von der Verurteilung durch Pilatus an bis zum Begräbniß durch Joseph von Arimathia — aufgerichtet. Gewöhnlich steigen diese Stationen, die man so nennt, weil man bei ihnen betend und betrachtend verweilt, einen Berg hinauf, den eine beliebte Wallfahrtskirche krönt. Es hat fromme Männer gegeben, die eigens nach Jerusalem gepilgert sind, um die Entfernung der Stationen von einander, wie die fromme Tradition es aufbewahrte, nach Schritten abzumessen und danach in ihrer Heimat einen Kalvarienberg oder sonst wo an heiliger Stätte, zum Beispiel auf dem Kirchhof, einen Kreuzweg zu errichten. Die An-

dacht scheint durch heimkehrende Kreuzfahrer, die liebeglühend vom heiligen Grabe kamen, eingeführt zu sein. Vielleicht bestand sie schon früher und wurde nur um so volkstümlicher, je mehr man durch die Kreuzzüge Kunde von Jerusalem erhielt, und je größer das Verlangen wurde, das doch nur die allerwenigsten befriedigen konnten, die heiligen Stätten mit eigenen Augen zu schauen. Als Kreuzbrunn noch Kloster war, hatten wir auch unjeren Kalvarienberg, ja das Kloster stand auf demselben und umging ein Golgatha — das Kreuzifix unter der Linde.“

Eine namenlose Wehmut flog über sein Antlitz und durch seine Stimme, als er hinzusetzte:

„Ich vermisse nichts, denn ich habe ja meinem Kalvaria treu bleiben dürfen; allein meine Armseligkeit bedürfe so sehr eines Hilfspriesters, der das Volk beten, lieben und leiden lehrte — und das wären eben die Kreuzwegstationen.“

Tränen zitterten an Euphrosynens Wimpern, als sie fragte:

„Ist es so schwer, mein Vater, beten, lieben und Leiden zu lernen?“

„Schauen Sie auf den Gefreuzigten, gnädige Baronin, und sehen Sie, was es ihn gekostet hat, um vollkommen zu beten, vollkommen zu lieben, vollkommen zu leiden: sein Herzblut! Es tut dem irdischen Menschen immer weh und deshalb wird

es ihm immer schwer, sich bis aufs Blut zu verleugnen. Aber Gebet ohne Selbstverleugnung — was ist das? — Äußere Angewöhnung oder Heuchelei. Liebe ohne Selbstverleugnung — was ist das? — Eigenliebe. Leiden ohne Selbstverleugnung aber . . . das ist etwas Entsetzliches, das zum Gipfel des starren Hochmuts und in die Tiefe der Hölle treiben kann. Weil die Welt in diesem Sinn leidet, darum leidet sie furchtbar, denn sie leidet ohne Gott . . . trostlos und gottlos.“

„Ja!“ rief Bernhard, „der Kalvarienberg ist wahrhaftig ein guter Lehrmeister, den wir alle recht nötig haben, weil er uns fort und fort Bilder der heiligen Liebe, an der wir so arm sind, vor's Auge stellt. Ich, Euphrosyne, stelle mich unter den Armen, die Du erfreuen willst, obenan.“

„Selig die Armen im Geist; sie haben die Verheißung des Himmelreichs,“ sagte Vater Smaragd und blickte liebevoll Bernhard an; während Euphrosyne fröhlich in die Hände klatschte und rief:

„Also es bleibt dabei, mein Vater! wir machen aus der alten zerfallenden Kreuzwegstreppe eine Himmelsleiter.“

„Nehmen Sie mich mit hinauf, gnädige Baronin.“ antwortete er demüthig.

Sie aber entfernte sich leise, ging nach dem Zimmer, wo die kleine Grazia schlief, kniete neben

ihr nieder und flüsterte zärtlich: „Kind meines Herzens, wenn Du nur auf Rosen in den Himmel kommst, so will ich schon gern unter dem Kreuz und auf Dornen gehen lernen.“

Die Baronin Ulrike war stets von allem unterrichtet, was im Schlosse geschah. Es haben manche Personen die Neigung, alles wissen zu wollen, was der Nächste tut und treibt — und das Talent, es zu erfahren. Sie war eben neugierig — die gute Baronin. Freilich behauptete sie, daß sie dadurch Stoff zur Unterhaltung mit ihrem Gatten sammle — und das war richtig! allein diese Unterhaltung war ihr höchst willkommen. So blieb ihr denn auch Euphrosynens Absicht, die Stationen aufzurichten, nicht lange verborgen, und obgleich sie wußte, daß sich der alte Baron halbtot ärgern werde — und obgleich nichts leichter war, als ihm, der niemals ausging, die Sache zu verichweigen, so ermangelte sie doch nicht, sie ihm mitzuteilen. Der alte Herr wütete.

„Richtig! der Pfaff macht eine Betschwester aus ihr! nolens volens muß das kleine muntere Ding eine Kopfhängerin werden! Dazu verwendet sie ihre paar Talerchen! Wenn Gräfin Meerhaim ihr ein glänzendes Nadelgeld gäbe, wollt ich nichts sagen; aber sie gibt eine Misere — und das wirkt das einfältige Ding nun gar in so unsinniger Weise fort. Hab ich denn nicht die garstigen Steinklöße

im Fundament meiner Stallungen vermauern lassen, damit Gottes Schöpfung nicht durch sie verunstaltet würde! — Und dieser Bernhard! soll ich ihm nicht die Pachtung des Gutes wieder abnehmen? er ruiniert ja sich und mich! — Aber kein anderer Pächter hält mir das Schloß in Ordnung! . . . im Gegentheil! es wird vermohnt und verwüstet. Nun, was sagst denn Du dazu, Du Ulrike! Du bist doch sonst zungenfertig genug!

„Ich sage, daß Du Deine Herren Söhne kurz und knapp halten mußt, knapp und kurz!“

„Damit Dir am Ende alles zustehe, nicht wahr?“ rief er mit zornigem Groll.

Da öffnete sich die Thür und Euphrosyne trat ein — der lebendigste Gegensatz zu aller Kopfhängerei. Sie hatte sich in einen schwarzen Sammetmantel eingehüllt und dessen Kapuze über den Kopf gezogen, so daß ihr feines, blühendes Antlitz ganz allerliebste frisch und anmutig aus der Pelzeinsassung hervorshaute. Phantasievolle Maler haben zuweilen Arabesken gemalt, in welchen Amoretten allerhand Spiele und Vermummungen treiben, durch die sie gerade recht reizend erscheinen. Euphrosyne sah aus wie eine Amorette, die sich zum Scherz als Winter maskiert hätte. So trat sie vor den grimmigen Alten und küßte ehrerbietig seine knochige, harte Hand, indem sie ihm guten Morgen wünschte.

„Setz Dich und höre zu!“ sagte er barsch. „Ich habe gestern etwas gelesen, das ich Dir erzählen will. Vor Mahomed's Zeit war zu Mecca in Arabien ein Tempel, genannt die Caaba, und in demselben befand sich der Fetisch, den die Araber anbeteten. Dieser Fetisch war ein schwarzer Stein, von dem die Sage berichtete, er sei rubinrot vom Himmel gefallen, aber die Sünden der Welt hätten ihn kohlen schwarz gemacht. Jetzt sage mir, welche Ähnlichkeit besteht zwischen Dir und den alten vor-mohamedanischen Arabern?“

Euphrosyne lachte hell auf und sagte: „Keine.“

„So will ich Dir den Punkt auf's T setzen!“ fuhr er immer heftiger fort: „Du betest, wie sie den Fetisch eines Steinblocks an.“

„Liebes Bäterchen,“ erwiderte Euphrosyne schwankend zwischen Lachlust und Erstaunen, „ich höre zum erstenmal in meinem Leben von diesem wundersamen schwarzen Stein; ich finde die Sage, die sich an ihn knüpft, sehr schön; aber von da bis zur Anbetung ist eine Kluft, die kein vernünftiger Mensch, viel weniger ein Christ, überspringen kann.“

„Und doch willst Du eine ganze Sammlung von Steinblöcken machen, willst sie zu menschlichen Figuren ausshauen lassen, die Du Christus und Maria und ich weiß nicht wie! benennst; — willst sie an der Bergtreppe öffentlich aufstellen und den

Skandal erneuern, den ich abgeschafft habe, daß vernünftige Menschen diese Figuren anbeten! Ist das erhört im neunzehnten Jahrhundert? Ist es unsinniger zu glauben, daß ein roter Stein schwarz wird, als daß ein Gott Mensch wird? Unsinniger, den schwarz gewordenen Stein um dieses Wunders willen anzubeten, als eine Steinfigur, weil sie ein gottmenschliches Monstrum vorstellt? Bist Du nicht in einer aufgeklärten Religion geboren und erzogen, der solchen mönchischen Aberglauben spinnefeind ist, was denn freilich ihre einzige gute Seite ist! warum denn läßt Du Dich von Bernhard betören und vom Pfaffen beschwören, an die Christus-Sage zu glauben und katholisch zu werden? Welcher vernünftige Mensch auf Erden glaubt denn überhaupt noch daran? Alte Weiber und dumme Jungen — ja! aber Männer von rationaler Bildung — nein! die haben mit dem Glauben abgetan! die wissen! die verachten Dich und alle Betschweftereien — möge sie von Männern oder Weibern getrieben werden!“

Er schwieg atemlos und überwältigt von Bohn. Seine Frau nickte ihm schweigend und wohlgefällig ihre Übereinstimmung zu. Euphrosyne hatte sich aus ihrem Mantel herausgewickelt. Immer größer wurden ihre Augen, immer ernster ihr Ausdruck. Aus der Amorette wurde eine Pflanze. Sie zog ein winziges Büchlein hervor, das sie bei

sich trug, schlug ein Blatt auf und las mit sanfter, fester Stimme:

„Ich weiß, an wen ich geglaubt habe.“ Und dann setzte sie hinzu, indem sie unerjchrocken in das wilde Auge des Barons sah:

„Das sage ich mit dem Apostel Paulus, mein liebes Väterchen, und mit allen apostolischen Männern, allen Marthyrern, Heiligen und Gläubigen der heiligen katholischen Kirche. Wenn mich Männer von rationeller Bildung deshalb verachten, so muß ich mir das gefallen lassen, indem ich sie und ihre Bildung von Herzen bedauere. Ich finde es für Zeit und Ewigkeit sicherer, mit dem Apostel Paulus zu glauben, als mit den rationell Gebildeten zu wissen.“

„Wohl bekomm's!“ fuhr der Baron auf. „Aber ich sage Dir, ich! daß ich den Unfug mit Deinen steinernen Puppen nicht dulden werde. Ich will sie nicht auf meinem Grund und Boden — da bin ich der Herr, nicht Bernhard. Ich will sie nicht für die Kirche — da bin ich der Patron, nicht Du. Punktum.“

„Ich wette, Väterchen,“ sagte Euphrosyne scherzend, „daß Du nichts dawider hättest, wenn wir die Statuen von Apoll und Diana aufstellten.“

„Als Geldverschwendung könnte ich es nicht billigen,“ antwortete er besänftigt. „Aber die Vernunft käme dabei nicht zu kurz, denn die Gebildeten

erfreuen sich an den schönen Gestalten und das Volk wird nicht durch sie verdummt, denn es weiß nichts von ihnen.“

„Dafür wird es aber von den rationell Gebildeten verachtet, das arme Volk! es soll ja wissen — nicht wahr, Väterchen?“ sagte sie schelmisch und mit ihrem allerliebsten Lächeln, das den Baron einigermassen entwaffnete.

„Du bist eine kleine unzurechnungsfähige Marionette in den Händen Bernhards und des Pfaffen,“ sagte er weniger barsch. „Mit Dir ist gar nicht zu reden über rationelle Dinge. Aber Bernhard! den werd' ich vornehmen!“

Sie küßte seine Hand und begann Wunderdinge von Grazia und ihrer frühen Entwicklung zu erzählen, so daß der Baron bei ihrem munteren Geplauder seine Verstimmung vergaß. Als er später allein mit seiner Frau war, die es nicht leiden konnte, wenn man andere Frauen lobte, sagte er wohlwollend:

„Es ist doch gar ein gutes Kind, das Rosinerl! Bernhard hat wahrhaftig das große Los gezogen, denn sie besitzt zwei Eigenschaften, die ein Ehemann gar nicht genug schätzen kann: sie ist fröhlich und sie ist treuherzig. Das versüßt den schweren Stand der Ehe. Was meinst Du?“

„Ach meine, daß sie trotz aller Treuherzigkeit . . . listig genug ist,“ sagte die Baronin scharf.

„Nun ja, Ulrichchen! welche Tochter Eva's wäre nicht etwas zur List geneigt! aber sie ist es *cum grano salis* — und eigentlich nur so, um sie ganz allerliebft zu machen. Und das ist und bleibt die Haupttugend einer Frau: das Allerliebftsein.“

„Schade, daß diese hohe Tugend mit der Zeit abnimmt! Bei fünfzig Jahren ist keine Frau allerliebft,“ sagte die Baronin kalt.

„Hm!“ murmelte er halb für sich, „ich könnte mir doch vorstellen, daß eine Frau, wie das Rosinerl, auch bei fünfzig Jahren ihrem Mann die Allerliebste wäre.“





Chiara Stella.

Rom 1847.

Es gibt viele Schmerzen im schmerzenreichen Leben. Keiner ist größer, als wenn eine Seele mit ernüchtertem, enttäuschem Blick in ihre eigene Verwüstung schaut.

Tiefe Stille ruhte auf den Pinienhainen der Villa Pamfili. Der Oktobermorgen, der reine blaue Himmel, durchleuchtet vom Sonnenlicht, das mannigfache Grün der italienischen und nordischen Bäume, die in großartigen, malerischen Gruppen den gewellten Boden der Villa bedecken, der berühmte Blick auf den Weltom der Peterskirche, die weite Aussicht auf das wunderbar schöne Gebirg, von dem einsamen Sorakte an, der gegen Norden wie ein Altar aus der Ebene emporsteigt, bis hinab zum Süden, wo sich die Albanerberge an die calabresischen schließen — alles stimmte zusammen wie ein harmonischer Akkord und machte einen Eindruck vom tiefen Frieden. Und der ist etwas so seltenes auf Erden, daß er sogar in Naturzonen nicht häu-

fig gefunden wird. Damals war die Villa Pamfili noch nicht, wie jetzt, dem spazierenfahrenden Publikum geöffnet, also in dieser Beziehung noch nicht die Nebenbuhlerin der Villa Borghese, der sie jetzt an gewissen Tagen der Woche die schöne Welt zum Wagen und zu Pferd entführt; — man durfte nur zu Fuß ihre Gaine durchwandern. Da sie ziemlich entfernt vom Mittelpunkt der Stadt vor dem St. Pancratiusstor liegt und der Weg zu ihr bergan führt: so war sie früher wenig besucht und in den Morgenstunden besonders ganz einsam. Deshalb gerade mochten die beiden Personen, die in den langen Alleen von immergrünen Eichen wandelten, sie aufgesucht haben. Es war ein Mann und eine Frau. Beide schwiegen; aber sie hatten lange mit einander gesprochen. Von dem Frieden, der in diesen Elysiumsgeländen herrschte, waren sie weit entfernt. Sie schwiegen; — nicht weil sie sich den Eindrücken der Natur hingaben, sondern weil jedes Wort ihnen weh that. Es waren zwei Menschen, die von trauriger Verleumdung zu einander gerissen waren und nun nach unsäglichen Qualen und namenlosen Kämpfen erkannten, daß sie in diesem Verhältnis zu Grunde gingen und keine andere Rettung sahen — als Trennung. Endlich blieb der junge Mann stehen und rief:

„Bleibt es bei dem letzten Wort?“

Schweigend bejahte sie.

„Nicht ich spreche es aus! Das Zeugnis kann ich mir geben; — nicht ich!“

Sie bejahte abermals stumm, doch mit einem zweifelhaften Lächeln.

„Wer von uns wird fortgehen?“ fragte er.

„Ich!“ sagte sie eiskalt und über ihr schönes Antlitz flog ein Ausdruck von unüberwindlicher Entschlossenheit.

Als er das sah, rief er:

„Ich sage aber Nein! zu allem . . . Nein!“

„Das ist jetzt zu spät,“ erwiderte sie. „Die Toten werden nicht wieder lebendig. Mein Herz ist tot und ich handle fortan so, wie dies tote Herz es mir eingibt. Ich gehe meinen Weg.“

„Aber nicht allein!“

„Allein! denn ich will allein sein, ich, mit meinen Kindern,“ sprach sie und sah ihn fest in's Auge.

„Chiara Stella!“ rief er bittend.

„Ich heiße nicht mehr Chiara Stella,“ sagte sie; „Michenza heiß' ich . . . und unsere Wege trennen sich, von heute an, von jetzt an, Lebwohl.“

Sie ging seitwärts aus der Allee heraus und auf den Rasen, um in die entlegenen Partien der Villa zu gelangen. Er wartete auf derselben Stelle. Da sie aber nicht nach ihm zurückblickte, eilte er ihr nach, trat ihr in den Weg und rief:

„Nein! so nicht! das ist kein Lebwohl!“

„Ist die Komödie noch nicht zu Ende gespielt?“
fragte sie, immer in demselben eifigen Ton.
„Meine Rolle ist's! ich weiß kein Wort mehr zu
sagen als Lebewohl.“

Und abermals wendete sie sich von ihm ab und
ging über den Rasen langsam fort. Wäre sie eilig,
unruhig gegangen, vielleicht wäre er ihr nochmals
gefolgt; allein jetzt sah er, daß sie ihn nicht floh,
wohl aber ihren Weg ging. Da schlug er die ent-
gegengesetzte Richtung ein, verließ mit raschem
Schritt die Villa und schwang sich auf sein Pferd,
mit welchem sein Jockey ihn vor dem Gittertor er-
wartete. Als er aufgejessen war, richtete er sich
plötzlich, fast unwillkürlich, hoch auf in den Bügeln,
indem er einen tiefen Atemzug tat und seine Reit-
gerte nach allen vier Winden schwenkte, als ob er
im Bewußtsein seiner Befreiung Besitz nehmen
wolle von der ganzen Welt; — dann ritt er der
Stadt zu.

Sie blieb allein. Sie hatte es gewollt. Aber
jetzt, da sie es war, erschauerte sie. Sie umschlang
eine Linde und lehnte ihre Stirn an den rauhen
Stamm. Ihr Hut fiel zu Boden und eine Fülle
von dunkelbraunen Locken ringelte sich regellos
um ihr schönes Antlitz, das von ganz eigentüm-
licher, ergreifender Schönheit war. Sie sah aus
wie jenes wunderbare Bildwerk der antiken Kunst,
die Medusa Rondanini, auf deren herrlichem An-

gesteht die erstarrenden Schatten des Todes sich über das üppigste Leben lagern. So stand sie lange da, unbeweglich — und erst, als die harte Kinde ihre Stirn verlegte, ließ sie sich am Fuß der Pinie im Grase nieder und überdachte ihre Gegenwart, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft — und die Zukunft ihrer Kinder. O Gott! welche Bilder gingen da an dem Auge ihrer Seele vorüber! Acht Jahre waren es, seitdem sie Wilhelm Sincklers Frau geworden. Ach! gab es in diesen acht Jahren wohl acht glückliche Tage für sie? . . . oder drei Tage? . . . oder einen einzigen Tag? — — Nicht einen gab es; nicht vierundzwanzig Stunden hintereinander war sie im innersten Herzen zufrieden mit ihrem Schicksal, mit ihrem Anteil am Leben gewesen. Immer war ein Dorn im Herzen, der es verlegte, aufstachelte, unruhig machte, keine Zufriedenheit aufkommen ließ. Ein Traum folgte dem andern, eine Enttäuschung der andern, eine Verzweiflung der andern. Jetzt war sie siebenundzwanzig Jahre alt, die schönste Jugendzeit dahin, das Herz leer, der Kopf wüst, die Hand lahm; — und jetzt wollte sie ein neues Leben beginnen! —

Gleich im Anfang ihrer Ehe in England hatte sie sich unglücklich gefühlt, als sie ihren Mann von der idealischen Höhe, auf welche sie ihn ganz ohne sein Zutun erhoben, herabfinken und in ein alltägliches Menschenkind sich verwandeln sah. Sie fand

ihn ungebildet, langweilig, einseitig, ohne Erziehung, unfähig sie zu beraten, außer über Farbenmischung. Das war alles ziemlich richtig, denn die Kunst war für ihn ein Brotstudium gewesen und nur damit hatte er sich beschäftigt und nie nach einem weiteren Horizont ausgeschaut. Seine guten Eigenschaften: beharrlicher Fleiß, wohlwollendes Naturell, große Liebe für sie — brachte sie gar nicht in Anschlag. Er war in ihren Augen ein Mann, den sie gering schätzen mußte. Als die Schwierigkeiten ihrer pekuniären Lage eintraten und sie ihre gedrückten Verhältnisse mit den glänzenden und angenehmen verglich, die ihr als Gräfin Meerhaim erreichbar gewesen wären, fühlte sie sich noch viel unglückseliger, und da sie sich immer schrankenlos ihrem Gefühl hingab: so wuchs es in Straßburg im Hause ihrer Schwiegereltern zu trostloser Verzweiflung an. Wie alle diejenigen Menschen, die in hochmütiger Verblendung nicht in sich, sondern in Außendingen und in anderen Menschen den Grund ihres Mißbehagens suchen, glaubte sie sich gerettet, als sie von Gräfin Meerhaim ihr Pflichttheil ausgezahlt bekam. Für diese erste Lebens-epoche war in Straßburg der Culminationspunkt ihres Glends gewesen. Sie stürzte sich besinnungslos einem neuen entgegen, als sie nach Paris ging und sich dort häuslich niederließ.

Paris war vor fünfundsanzig Jahren bei

weitem nicht die luxuriöse, vermögensverschlingende Stadt, die es jetzt ist, denn die wütende Speculation und die Raserei nach plötzlichem Reichtum begannen erst unter Louis Philipps Bürgerkönigtum ihre Tollkrautblüten zu treiben. Eine kleine unscheinbare Existenz hätte sich bei Wilhelm Sinflers Arbeitsamkeit, unterstützt durch ein zwar geringes, doch regelmäßiges Einkommen, schon gründen lassen. Seine bescheidenen Ansprüche gingen auch keineswegs darüber hinaus und mit Freude und Zufriedenheit hätte er seine Pflichten innerhalb dieser Sphäre erfüllt, wenn Richenza mit ihm übereingestimmt und ihm das lohnende Bewußtsein gegeben hätte, daß sie durch ihn glücklich und mit ihrer bescheidenen Lage ausgehört sei. Aber Richenza und Beschränkung — Richenza und Selbstverleugnung — das waren unvereinbare Begriffe; besonders für sie selbst. Richenza war eine Person von nicht geringen Anlagen und nicht kleinen Fähigkeiten. Nach positiven Grundsätzen erzogen, gebildet und entwickelt hätte sie etwas sehr Ausgezeichnetes werden können. Aber über eine Seele, in der Gott nicht herrscht, herrscht Luzifer, sei es in dieser oder in jener Gestalt. Sie war von einem Stolz, der sich nicht mit den gewöhnlichen Siegen der Eitelkeit befriedigte, sondern nach Ruhm, nach Größe, nach außerordentlichen Dingen verlangte. Sie wollte sich ihr Leben, ihre Stellung schaffen,

und zwar so, daß die Blicke der Welt auf ihr ruhten. Sie wählte, als sie Wilhelm Sinkler kennen lernte, die Verbindung mit ihm, einem Künstler, werde ihr dazu verhelfen. Später, während ihrer trübseligen Existenz bei ihren Schwiegereltern, bestand ihre liebste Unterhaltung darin, sich auszumalen, wie sie es anzufangen habe, um recht berühmt zu werden, welche Laufbahn sie wählen, ob sie dichten, malen, schreiben solle. Sie bevölkerte ihr kleines, finsternes Stübchen mit den glänzendsten Gebilden ihrer Phantasie und die zauberhaftesten Genüsse, die der Ehrgeiz, der Stolz, der Ruhmdurst erträumten, zogen an den fahlen, dunkeln Wänden wie die Bilder einer *Laterna magica* hin. Natürlich wurde sie durch die ununterbrochene Beschäftigung mit diesen Träumereien immer unzufriedener mit der Wirklichkeit und mit unsäglichem inneren Frohlocken begrüßte sie die neue Ära, die in Paris für sie beginnen sollte. Ihr Mann fand Freunde aus Brüssel in Paris und fand sogleich Arbeit. Ja, auch ihr bot man Arbeit an, und obgleich ihre hochfliegenden Pläne ihr alle Lust am Copieren genommen hatten, so nahm sie doch den Vorschlag an, um ihren Pinsel nicht müßig zu lassen und um noch klarer über ihre Laufbahn zu werden, und copierte das Gemälde eines jungen Mädchens, das mit einem Vogel spielt, von Greuze, welcher wegen seiner zarten, etwas weichen

Frauen- und Kinderköpfe im vorigen Jahrhundert so beliebt in Frankreich war. Sechs bis acht solcher Bilder nach Greuze in ovalem Rahmen sollten ein Zimmer schmücken, das ein Kunstliebhaber im elegantesten Pompadourstile einrichten wollte. Ihr Mann hatte die übrigen Copien übernommen. Während Richenzas Finger mit großer Zartheit und Gewandtheit den Pinsel führten, arbeitete ihr Kopf rastlos um ein Chaos von Gedanken, von Ideen, von Ansichten, von Empfindungen, das sich mehr und mehr in ihr aufstürmte, zu entwirren und in eine bestimmte Bahn zu lenken. Sie las sehr viel und verbrachte halbe Nächte bei der Lektüre von Romanen, Kunstgeschichte und politischen Blättern. Sie hörte auch sehr viel; denn Wilhelms Freunde besuchten ihn fleißig, brachten wiederum Freunde mit — und so sah sich Richenza von einem Kreise junger Männer umgeben, die alle Erscheinungen auf dem Gebiete der Kunst und der Belletristik besprachen. Das gab ihr denn Veranlassung zu immer neuen Studien. Sie wollte ihr eigenes Urtheil bilden — kein fremdes blind annehmen. Sie wollte bei den häufigen Diskussionen wissen, wem sie Recht geben sollte, wem Unrecht. Daß sie der Magnet sei, und nicht ihr Mann, der die jungen Leute anziehe und festhalte, war ihr sehr bald klar — und sie freute sich dessen; denn sie brauchte Bewunderer und in diesem Kreise war sie unum-

schränkte Königin. Grenzenlos war das Frohlocken, als Richenza eines Abends erklärte, sie errenne diese Herren zu ihrem Areopag, dem sie einige Blätter zur Beurteilung vorlesen wolle. Sie hatte vor wenigen Wochen ein paar Gedanken niedergeschrieben, um sie bestimmter und klarer zu fassen, und siehe da! die Feder räumte ganz leicht den Damm hinweg, der bisher ihren geistigen Arbeiten keinen Ausweg gestattet hatte. Es war wie flüssiges Metall, das dem Glutofen entströmt und sich in bestimmte Formen gießen läßt. Sie schrieb weiter und weiter — bis das erste Kapitel eines Romans fertig war. Triumphierend ging sie damit zu ihrem Mann und jagte:

„William, ich wag' es! ich habe eine Bahn für meine innerste Tätigkeit gefunden! ich muß selbstständig auf meinem eigentümlichen Gebiet halten und walten. Ich werde versuchen, einen Roman zu schreiben. Das Material liegt massenhaft in mir aufgespeichert. Dies ist nur der Anfang; — höre!“

Er, der sie immer wie ein Wunderwesen anstaunte, bewunderte auch jetzt sehr aufrichtig ihr Genie, bestärkte sie in ihrem Entschluß, freute sich in der Hoffnung, sie fortan recht zufrieden zu sehen und bezweifelte keinen Augenblick den glänzendsten Erfolg ihres Romans.

Richenza machte sich mit unglaublichem Eifer an

ihre Arbeit; sie aß nicht, sie schlief nicht, sie malte nicht — sie schrieb nur. Es war wie ein Fieber, das ihr nicht Ruh noch Rast ließ. Ein höheres Ziel im Auge zu haben, ihre Feder dem Dienst der Wahrheit zu widmen — oder der Verherrlichung des Ewigschönen — oder dem Kampf gegen eine verderbliche materialistische Richtung, die gerade damals glänzende Vertreter in der Belletristik hatte — das fiel ihr nicht ein. Für wahrhaft große Ideen war Richenza nicht zugänglich, denn sie war zu erfüllt von sich selbst. Sie begehrte nur den Genuß, sich auszusprechen und dann ihr Werk wie eine Leuchtkugel über der erstaunten Welt aufgehen zu lassen und einen gefeierten Namen zu erringen. Kaum sechs Wochen — und das Manuskript war fertig. Mit unsäglichlicher Befriedigung legte sie die Feder fort. Ihr war zu Sinn, als habe sie Großes geleistet. Aber daß ihr jetzt nur die gebührende Guldigung zu teil werde! Sie las also ihrem Areopag einige Blätter vor, die stürmischen Beifall fanden; dann mehr — und als der Beifall sich steigerte, das ganze Werk, das freilich nur ein kleines Bändchen ausmachte. Bis zwei Uhr nachts saßen ihre Zuhörer da und lauschten gespannt; denn Richenza war sehr schön und sah durch die innere Bewegung, die von diesem ersten Schritt unzertrennlich war, ungemein interessant aus — was natürlich ihren erhabenen Areopag in Entzücken versetzte,

so daß er am Schluß der Vorlesung einstimmig erklärte, Richenza sei ein Genie und ihr Buch werde nicht bloß Aufsehen, sondern Epoche in der Literatur machen. Da Richenza dies wünschte, so glaubte sie es, obschon sie bei anderen Beurteilungen keineswegs immer mit dem Areopag übereinstimmte. Es tauchte sogar der blasse Wunsch in ihr auf, eine gediegene Kritik, die auf feiner, gründlicher Prüfung beruhe, zu finden; doch sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß diese Kritik ihrem Buch folgen werde und sie dieselbe für die zweite Auflage benutzen könne. Jetzt handelte es sich nur darum, das Manuskript sobald wie möglich drucken zu lassen. Dies übernahmen sofort einige junge Männer des Kreises. Sie waren mit einem Buchhändler befreundet, der Tagesliteratur verlegte und schrieb gewöhnlich ungeheuer pomphafte Ankündigungen und lobende Rezensionen der Werke, die bei ihm erschienen. Sie gingen mit Richenzas Manuskript zu ihm, beteuerten, es sei etwas ganz Unerhörtes, noch nie Dagewesenes — was er schon aus dem Titel schließen könne — und daß ihm Goldberge eintragen werde; sie würden ein Konzert von Lob- und Jubelposaunen anstimmen, — auch über verschiedene andere seiner Verlagsartikel; — sei das Buch aber nicht binnen drei Wochen erschienen, so würden sie seine Firma durch ihre Katzenmusikrezensionen zu Grunde richten.

Auch einiges Honorar müsse er zahlen, um die junge Muse zu ermutigen, die den Barnaß im Sturmschritt erobere. Genug, sie redeten so viel und so lange und so unsinnig — und kamen immer wieder auf den bezaubernden Titel zurück, daß der betäubte Mann in all' ihre Forderungen willigte. Dann lieferten sie ihm das Manuskript aus und er las nun den Titel: „Chiara Stella.“ Als ächtes Pariser Kind war er ahnungslos über fremde Sprachen und der Titel kam ihm vor wie ein Abrakadabra. Doch seine Quälgeister bedeuteten ihm, „Chiara Stella“ sei italienisch, heiße übersetzt „lichter Stern“ und sei zugleich der Name der Heldin des Romans.

Richenza frohlockte über den glücklichen Erfolg, der die Bemühungen ihrer beiden Beschützer krönte; und noch mehr, als ihr der eine am nächsten Abend das Blatt eines Journals brachte, welches sagte: „Es ist ein Buch unter der Presse und erscheint in einigen Tagen bei K. K., welches das höchste Interesse aller Menschen, die nur einigermaßen auf Bildung Anspruch machen, erregen wird. Wir können unmöglich die Fülle der Gedanken, den Reichtum der Phantasie, die Frische der Auffassung, die Originalität des Stils hervorheben. Wir müssen uns begnügen zu sagen, daß man — wie man bis jetzt von der Muse der Dichtkunst und der Muse der Tragödie sprach — nunmehr auch von

der Muse des Romans sprechen darf, denn die Verfasserin von „Chiara Stella“ hat sich als solche erwiesen.“ Freilich wollte es ihrem guten Geschmack dünken, es streife ein solches Lob ans Lächerliche; allein ihr Mann wand ihr einen Lorbeerzweig, der sich in seinem Studium vorfand, durch die braunen Locken und Richenza wurde jubelnd als Muse proklamiert. Endlich, nachdem die Anzeige in allen Journalen gestanden, erschien „Chiara Stella“ und wurde wirklich anfangs stark gekauft. Doch bald legte die Kritik scharfen Protest gegen das Lob ein, mit dem Richenzas Anhänger verschwenderisch umgingen — und sie hatte Recht. Das Buch war schlecht geschrieben. Richenzas Muttersprache war die französische nicht. Sie sprach zwar immer mit ihrem Mann französisch, hörte und las nichts anderes, seitdem sie in Paris war; doch eine Sprache kann dem Ohr und der Zunge geläufig sein und genügt doch nicht den Ansprüchen, die man einer Feder auf dem Gebiet der Öffentlichkeit stellt. Von deutschen Wendungen, deutscher Ausdrucksweise hatte sich Richenza nicht frei gemacht. Die Kritik riet also „der Muse des Romans“ ganz einfach, französisch schreiben zu lernen. Ein Donner Schlag für Richenza! jeder andere Tadel wäre ihr minder schmerzlich gewesen, als dieser, der sie auf die demütigende Schulbank verwies. Ferner behauptete die Kritik — und hatte

abermals recht! — Chiara Stella, die Heldin, sei ein Nebelbild, ein wesenloser Schatten, ohne innere Wahrheit und ohne sympathischen Zusammenhang mit Leid und Lust und Kampf und Streben der Menschheit, sei eine Mosaik von Vortrefflichkeiten, die nicht in ihrem Wesen motiviert, sondern von der Verfasserin ihr oktroyiert wäre. Und endlich sei das Buch gar kein Roman, denn ein solcher begehre Charakterzeichnungen, Seelenschilderungen, die uralten und ewig neuen Spiegelungen der Leidenschaften im Menschenherzen. Dies sei eine kleine Erzählung mit einigen anmutigen Bildern und einigen feinen Bemerkungen; — weiter nichts. Das Buch wurde vergessen.

Und so hatte denn Chiara Stella entschieden Fiasco gemacht! Richenza war im Stillen untröstlich darüber; aber sie verheimlichte ihren Kummer und gab sich den Anschein zu glauben, als stecke eine Kabale dahinter, die sich mit der Zeit entschleiern werde. Sie ließ nicht ab von ihren belletristischen Studien, sie fing auch wieder an zu malen; aber ein namenloses Ungenügen bemächtigte sich ihrer und ließ sie neue Eindrücke und Verstreuungen mit hastigem Durst aussuchen. Unter dem Vorwand, daß das Schauspiel ihre Sprachkenntnis ausbilde, verlangte sie, mit ihrem Mann fast jeden Abend ins Theater zu gehen, was ihn freilich ebenfalls außerordentlich unterhielt, nur leider ein sehr kostspie-

liges Vergnügen war, denn Richenza beehrte auch einen zwar nicht kostbaren, aber eleganten Anzug. Sie sah wohl, daß ihre Kasse dazu nicht ausreichte, aber sie leuzte:

„Es ist so schwer, sich alles zu verjagen.“

Troßdem, daß sie sich so wenig wie möglich verjagte, wuchs ihre Unruhe, ihre Unzufriedenheit mit ihrem Schicksale mehr und mehr, denn so lange der Mensch nicht jeden Funken des höheren Lebens in sich ausgelöscht hat, dürstet er nach himmlischen Gütern und das irdische Treiben übersättigt ihn, ohne sein Verlangen zu erfüllen.

„Nektar begehre ich im Kelch des Lebens,“ jagte Richenza — „und ich finde nur schalen Wein. Ist das denn wirklich mein trauriges Loos für immer? gibt es keine andere Bestimmung für mich? soll ich stets wie ein gefangener Vogel mir die Flügel wund schlagen im Käfig, statt zum Himmel aufzufliegen!“

Arme Richenza! Niemand antwortete ihr: Zum Himmel kann Deine Seele nur dann auffliegen, wenn Du suchst, die Welt und Dein Ich Dir unter die Füße zu legen. Geh' ein in die Schule des willigen Leidens; — das und nur das ist der Weg zum Himmel.

Solche Worte hörte sie aber nicht! die Menschen, mit denen sie lebte, sprachen vom Recht der Selbstbestimmung — nicht in Verbindung mit den heil-

ligen Grundjagen der christlichen Glaubenslehre, welche diesem Recht ein Fundament, ein Ziel und Schranken setzt — sondern in Verbindung mit subjektiven Ansichten, die so leicht — oder mit Leidenschaften, die immer irgend einen Götzen, nie Gott, im Auge haben. Oder sie sprachen von der Berechtigung des Genies, sich in keine Fesseln schlagen zu lassen, welche hemmend auf die Entfaltung schlummernder Fähigkeiten wirkten; — oder von dem unvergleichlichen Aufschwung, den die tropische Sonne einer mächtigen Leidenschaft dem menschlichen Wesen verleihe. In ihren Romanen, in ihren Schauspielen, hörte Richenza dieselbe Sprache: überall die Idealisierung des Bösen und die Vergötterung des Satans — feiner oder gröber, verschleiert oder nackt — je nachdem! aber überall für die Lüge eine Ehrenpforte und für die Sünde eine Glorie. So ist die Welt. Darum gefällt ihr das.

Wie oft sprach Richenza bei sich selbst: Ja! Das Leben hat seine Festtage — und das sind die großen Leidenschaften. Warum geht für mich kein solcher Festtag auf? — William? Nein! William war nicht der Gegenstand einer Liebe, wie ich lieben könnte. Die Umstände ließen ihn anders erscheinen, als er wirklich ist. Ich war unbesonnen und täusche mich in ihm. Das rächt sich nun! . . . ich gehe zu Grunde am Ungenügen meiner Exi-

stanz. Und dann seufzte sie mit Diefz's „Schöner Magelone“:

„Gedenke mein! Daß nicht mein Leben
Als liebeleeren Traum verschweben.“

Und einer war, der an sie dachte — aber sie dachte nicht an ihn; und der ihr Antwort gab — aber sie verstand ihn nicht. Das war Gott. Er legte ein zweites Kind an ihr Herz. Richenza sah darin weder eine Mahnung, noch eine Ermunterung. Sie schäkerte und spielte täglich ein paar Augenblicke mit ihren Kindern, allein sie füllten ihre Gedanken nicht aus, am wenigsten jetzt, wo eine gewisse nervöse Abspannung sie in krankhaften Trübsinn versetzte. Der arme Wilhelm war sehr zu beklagen. Richenza gab sich nicht mehr die Mühe, vor ihm zu verbergen, daß sie ihre Ehe als ein großes Unglück betrachte und unfehlbar zu Grunde gehen müsse, wenn ihr keine Rettung werde. Er fragte, was sie darunter verstehe. Sie erwiderte:

„Mehr Bewegung, mehr Anregung, mehr sympathisches Streben, größere Verhältnisse. Ich ersticke in der furchtbaren Enge, die man in einer Stadt wie Paris leidet, wenn man nicht eine große soziale Stellung einnimmt. Laß uns nach Rom gehen.“

Dagegen sprach er sich entschieden aus. Es fehlte ihm in Paris nie an Arbeit, während sie in Rom

für den fremden, unbekanntem Maler zweifelhaft sein mußte. Er wollte nicht die Mittel zur Subsistenz seiner Familie verlieren. Er sagte:

„Nimm Deine Kraft zusammen! wozu hast Du Deinen energischen Charakter!“

„Um energisch zu leiden!“ entgegnete sie tragiſch.

„O nein!“ erwiderte Wilhelm verständig; „um energisch zu handeln! — Gib Dich nicht der Grillenfängerei hin! arbeite, male, ſchreibe! Bei Deinen Talenten brauchst Du Dir nur ein wenig Mühe zu geben und etwas beharrlich zu sein, so gelingt Dir alles. Versuche die freie Komposition, wenn Du keine Freude am Copieren hast — obschon es mir einen großen Genuß gewährt, vortreffliche Meister wiederzugeben und in ihre Schöpfungen so ganz einzugehen, daß sie quasi die unsrigen werden.“

„So demütig bin ich nicht!“ sagte sie kurz, und in ihrem Herzen seufzte sie das große Wort aller Frauen, die ihr ähnlich sind: „Er versteht mich nicht!“ — während Wilhelm sie diesmal in der That außerordentlich gut verstand und ihr das Mittel anriet, das ihr helfen konnte — nämlich Arbeit. Das war aber kein Mittel für Richenza, die in großen Emotionen schwelgen wollte und deshalb seufzte sie: Er versteht mich nicht. Richenza aber hatte nichts als Rom und das idealische

Kunstleben in Gedanken, das in Rom zu führen sei. Einige Männer ihres Kreises waren dort gewesen; einer ging eben jetzt zum zweitenmal hin. Sie wurde nicht müde zu fragen und zu hören von diesem wunderbaren Rom. „Das ist die Stadt der großen Schicksale,“ sagte sie. „Da kann man das Alltagsleben und das enge Einerlei der verkümmerten Existenz vergessen. Da kann der verkümmerte Genius sich entfalten, in frischer Atmosphäre aufatmen, schaffen und bilden. Da würde auch ich mit froher Zuversicht wieder zum Pinsel und zur Feder greifen. Aber mein Mann ist nicht für Rom zu gewinnen. Er zieht Paris vor, das doch hinsichtlich der Kunst ein Krähwinkel gegen Rom ist.“

„Ein Krähwinkel!“ rief derjenige, der auf dem Wege nach Rom war, ein Bildhauer. „Glauben Sie denn, daß es in Rom winnelt von der Venus von Milo und der Diana als Jägerin, die wir hier im Louvre haben? Nein, unsere Kleinodien dürfen sie nicht unterschätzen. Aber Ihr Mann ist ein Barbar, wenn er nicht nach Rom will, und dafür strafen Sie ihn und gehen Sie allein. Ich biete mich Ihnen zum Reifemarshall an.“

Nichenza lächelte traurig über den Scherz; doch der Gedanke: Nach Rom! allein! blieb in ihrer Seele.

Drei Tage später trat der Bildhauer atemlos in Wilhelms Studium ein und rief:

„Auf, William! auf, nach Rom! rufe Deine Frau! hört die frohe Botschaft.“

„Habe ich etwa irgendwo, ohne es zu ahnen, das große Loß gewonnen?“ fragte Wilhelm und malte ruhig fort.

„Gewissermaßen . . . ja!“

„Und wie denn?“ fragte Richenza gespannt.

„Herr von Clermont wünscht die Copie von Rafaels Grablegung Christi aus der Gallerie Borgheise zu haben. Wenn ich sage: er wünscht, so heißt das: er will. Er zahlt die Reise, den Aufenthalt, das Gemälde, alles! alles! denn er will. Seine Mutter nämlich möchte für ihre Grabkapelle im Schloß Clermont dies herrliche Bild haben — und da er ihr sonst wenig zu gefallen tut, so soll nun einmal dies durchaus geschehen. Also melde Dich bei ihm, William! Du kennst ihn ja! Du weißt, daß er entzückt ist von Deinen Copien nach Greuze . . . fast ebenso sehr, als von meinem Borghefischen Faun, der in seiner kleinen exquisiten Hypothek einen Ehrenplatz einnimmt. Also William, auf, auf! Dein Glückstern strahlt — nach Rom!“

„Nach Rom! nach Rom!“ frohlockte Richenza.

Wilhelm machte unzählige Einwendungen; — sie wurden alle überhört oder widerlegt. Betäubt von dem Drängen rief er endlich.

„Nun so bringt denn die Sache in Ordnung! ich habe keine Zeit zu verlieren. Ehe jedoch dies Bild nicht der Kunsthandlung abgeliefert ist, die es bestellt hat, verlasse ich Paris nicht!“

Nichenza ging freudig auf diese Bestimmung ein; und eine Stunde später befand sie sich in dem reizenden Salon à la Pompadour möblirt, dem acht Gemälde nach Greuze in ihrer anmutigen Weichlichkeit vollkommen entsprachen — und Herr von Clermont saß ihr gegenüber. Sie erklärte ihm den Zweck ihres Besuchs, die Bereitwilligkeit ihres Mannes, die Bedingungen, die er wegen seiner Familie machen müsse, so ganz im Ton der guten Gesellschaft und wie jemand, der die beste Erziehung genoß, daß Herr von Clermont es nicht über sich gewann, eine Einwendung gegen ihre Bedingungen zu machen und gar nicht begriff, wie die Frau eines unbekanntes Malers, der durch Copieren sein Brot verdiente, so hoch über ihrer Lebenssphäre stehen könne. Die Sache wurde also schnell entschieden und in Ordnung gebracht — und am andern Tage erwiderte Herr von Clermont den Besuch dieser Infantin im Inognito.

Clermont war ein Mann von einigen dreißig Jahren, sehr schön, sehr reich, sehr geschickt — und sehr blasiert; d. h. er hatte alle Gaben der Natur und des Glücks für selbstsüchtige Zwecke und im Dienst seiner Leidenschaften und Launen miß-

braucht. Seit mehr als zehn Jahren war er der unumschränkte Besitzer eines immensen Vermögens, das ihm erlaubte, jede Laune zu befriedigen, die durch Gold zu erreichen war — und das geht weit in der Welt! Dadurch sank er zu einer tiefen Entfittlichung herab und bekam eine niedrige Auffassung der Menschen und des Lebens und eine gewisse Verachtung derselben, welche verriet, daß ihm das Höhere fremd geworden sei. Seiner frommen Mutter, die nur den Fehler hatte, ihr einziges Kind, ihren Dagobert, zu vergöttern, machte er unfäglichen Kummer, weil er sich mit der äußersten Entschiedenheit gegen jede eheliche Verbindung erklärte und wehrte, und weil sie sich über den Grund dieser Abneigung je länger, desto weniger täuschen konnte.

Eines Tages erklärte Dagobert seiner Mutter, er gehe für den Winter nach Rom. Sie erwiderte lächelnd, binnen acht Wochen, höchstens! hoffe sie, ihn wieder in Paris zu umarmen. Er habe ja schon öfter Reiseprojekte gemacht, aber nie länger als ein paar Monate außerhalb Paris leben können. Er lächelte, umarmte sie, nahm Abschied und reifte nach Rom; Wilhelm Sinkler und seine Familie reisten ebenfalls dahin. — — —

Vier Jahre später nahm Dagobert in der Villa Pamfili von Richenza Abschied. — —

Er hatte eine jener wahrwitzigen Leidenschaften, die zuweilen blasierte, sittenlose Menschen überfällt, für Richenza gefaßt, vielleicht deshalb, weil sie anfangs nicht daran dachte, ihn zu fesseln. Sie suchte anfangs wirklich geistigen Nutzen von Rom zu ziehen, die Kunst zu studieren und zu üben. Sie wollte sich mehr als bisher in's Gleichgewicht setzen mit ihrer Lage und ihrer Bestimmung. Aber was ist menschliches Wollen, wenn es nicht seinen Ausgangspunkt und Rückhalt im Anlehnen an Gott und seine Gnade findet? Ach! ein gutes Samenkörnchen, das der mindeste Lufthauch verweht! Besonders bei Richenza, die immer nur stoßweise von neuen Eindrücken und neuen Anregungen lebte und ihre Richtung den äußern Erscheinungen — nie ihren Pflichten, nie dem Maßstab moralischer Grundsätze, viel weniger des Glaubens entnahm. Daher stand sie denn auch bald waffenlos Dagoberth's Leidenschaft gegenüber. Ihr Mann bemerkte lange nicht die Gefahr, in der Richenza schwebte. Er malte eines der schönsten Bilder Rafaels, oder wanderte in den unerschöpflichen Kunstsammlungen, oder zwischen den Ruinen einer untergegangenen Welt umher, so daß seine Gedanken und seine Phantasie immer beschäftigt, seine Zeit immer ausgefüllt war. Als er aber endlich klar in den Ruin seines Lebens sah, konnte er diesen Jammer nicht ertragen. Eines Abends kehrte er nicht heim von

seiner gewöhnlichen Wanderung. Ein kleiner Knabe brachte einen Brief an Richenza. Darin stand:

„Wir sind getrennt: Du weißt warum. Ich mache Dir keine Vorwürfe, denn Dein ferneres Schicksal wird meine Rache übernehmen. Wüßte ich, wohin ich gehe, so würde ich meine Kinder mit mir nehmen. Aber ich weiß es nicht. Mein größtes Schmerz ist — daß ich sie bei Dir lassen muß. Ich habe Dich unsäglich geliebt, aber Du hast es nicht verdient! Dein Vermögen ist bei dem Banquier B. in Paris.“

Ihr war zu Mut, als müsse sie unter die Erde sinken, weil der Mann, den sie so sehr geringschätzte, so zu ihr sprach und das Recht dazu hatte. Hätte sie Wilhelms Aufenhalt gewußt, so wäre sie im ersten Augenblick ihm nachgeeilt, hätte ihn süßfällig um Vergebung gebeten. Allein im zweiten Augenblick erwachte schon wieder ihr Hochmut und sie rief:

„Er hat mich verstoßen: wohlan! ich bin frei! . . . frei wie die Luft und keinem Menschen Rechenschaft schuldig.“

So macht es immer die sündige Natur. Sie nennt frei sein — den freiwilligen Sturz in den Abgrund; sie nennt Glück — die Chimäre ihrer Leidenschaft, die eine Verhöhnung der göttlichen Liebe ist; sie nennt Wahrheit — die Regel und den

Schluß, welche sie ihren bösen Leidenschaften entnimmt; sie nennt Recht — die Summe ihres ungezügelter egoistischer Strebens. Richenza war weder frei noch glücklich, weder in der Wahrheit noch im Recht; — und sie fühlte es in stillen Stunden. Allein sie betäubte sich dagegen, und wenn die tiefe, unbesiegbare Unruhe, diese Verräterin einer Seele, welche außerhalb ihres Geleises ist, — gar nicht zu beschwichtigen war: so sagte sie:

Ja, so ist's! Unvollkommenheit überall und daher auch überall Ungenügen. Trion, der statt der geliebten Göttin eine Wolke in seine Arme schließt — das ist nun einmal Menschenlos.

Aber es kam nicht in ihren stolzen Sinn, daß Dagobert so fühlen, so denken könne. Als dennoch diese Ahnung einmal in ihr zu dämmern begann, war ihr zu Mut, als werde sie aus einem Rachen in's Weltmeer geschleudert. Festen Boden hatte sie ja längst nicht mehr unter den Füßen, aber in ihren feurigen Phantasien hatte sie, wie oft! bewegen behauptet, in diesem Rachen werde sie die untergegangenen Inseln der Glückseligkeit wieder entdecken, und der rauhe Boden der alten bestaubten Erde sei ihr zu schlecht, um ihn zu betreten. Aber jetzt! Ach, die seligen Inseln sollten auch für sie untergegangen, auch von ihr unentdeckt bleiben! Sie hatte noch nicht ihren Zauber über Dagobert verloren; denn wenn sie von Trennung sprach, so

wollte er lieber vom Leben lassen, als von ihr. Aber dennoch war die Glut seiner Leidenschaft erloschen. Nur ein Flämmchen zuckte noch hie und da auf. Dann nur noch ein Funke — und graue Nische griff mehr und mehr um sich. Das Wort „Trennung“ war einmal ausgesprochen. Es kehrte wieder; und ach! es kam der Tag, wo Dagobert es aussprach und wo Richenza es nicht fassen wollte. Momentan erschütterte es ihn, dies stolze Wesen so zerbrochen zu sehen, so fassungslos bei dem Gedanken, ihn zu verlieren. Allein es änderte ihn nicht. Möge man eine Todestwunde auch mit feinsten Seide zunähen — es hilft nichts! der Tod ist drinnen! So stand es mit ihnen. Dagobert brachte seine Huldigung einer andern Frau dar. Wußt es Richenza? sie sah ihn Tage lang nicht bei sich oder nur mit andern Personen. Es rang sich ein Entschluß, eine Entscheidung durch ihre Seele, aber langsam. Sie kam einmal mit ihrem Sohn, der nun sieben Jahre alt war, vom Forum zurück, wo sie ihm von der Größe der untergegangenen römischen Welt und ihren herrlichen Tugenden erzählt hatte — von Brutus, der Cäsar, seinen Wohltäter, mordete, weil dieser nach tyrannischer Herrschaft strebte; von Cato, der sich selbst entleibte, um nicht Roms Erniedrigung zu sehen; von Arria, die sich den Tod gab, um ihren Gatten zu ermutigen, dasselbe zu thun und sich dadurch dem Tode von

Wentershand zu entziehen. Der Knabe hörte ihr aufmerksam zu. Er liebte seine Mutter grenzenlos. Jedes ihrer Worte war ein Feuerfunke, der zündend in seine junge Seele fiel. Plötzlich sah er sie an mit seinen schönen funkelnden Augen, sein Mund bebte vor Zorn und er rief:

„So werde ich es auch machen! wenn ich groß bin, werde ich Dagobert töten.“

„Tristan! bist Du wahnsinnig!“ rief sie entsetzt.

„Ja! ihn töten!“ wiederholte Tristan; „denn ich habe Dich so lieb und er tut Dir weh. Ich will so werden, wie die alten Römer waren, weil Dir das gut gefällt.“

„Mir gefiele es aber weit mehr, wenn Du ein großer Maler würdest,“ jagte Richenza schnell gefaßt. „Komme! ich zeige Dir schöne Gemälde.“

Das früh entwickelte Kind hatte schon Sinn und Talent für die Kunst. Sie waren die Treppe hinaufgestiegen, die von dem Forum an den alten Mamertinischen Gefängnissen vorüber zum Platz auf dem Kapitol führt. Da bog Richenza zur Rechten ab, stieg eine andere Treppe hinauf und trat durch eine Seitentür in die Kirche Ara Celi ein. Das ist eine wunderbare Kirche, ganz voll von dem mystischen Zauber, dem sie ihren Namen, ihren Ursprung verdankt. Da stand der Tempel des Kapitolinischen Jupiters. Dahin berief der

Kaiser Augustus die Tiburtinische Sybille, um sie zu fragen, ob es an der Zeit sei, daß er vom römischen Volk als Gott sich anbeten lasse. Da zeigte sie ihm die Weltzeit — und in einer Vision sah er ein hehres Weib, das auf einem Altar inmitten der Sonne stand und ein Kindlein auf den Armen trug; und die Sybille sprach zum Kaiser: „Sieh hier den Altar des eingeborenen Sohnes Gottes.“ Tief erschüttert war Augustus. Die göttlichen Ehren lehnte er ab und auf der Stelle, wo er die Vision hatte, ließ er einen Altar errichten mit der Inschrift: „Ara primogeniti Dei.“ Daraus wurde im Lauf der Zeit Ara Celi, und lange schon stand diese Kirche in hoher Verehrung, als Papst Innocenz IV. sie im Jahre 1252 den Mindern Brüdern übergab. Der Franziskaner-General hat jetzt seinen Sitz im Kloster von Ara Celi. Die letzte der zweiundzwanzig antiken Marmorsäulen, auf denen das Architrav des Mittelschiffs der Kirche ruht, trägt die Inschrift: „Aus dem Schlafgemach des Augustus;“ — eine friedliche Trophäe der Siege des eingebornen Gottesohnes. Es ist freilich überall ein horrender Einfall, — aber in Rom würde ihn doch niemand haben können; nämlich Christus für eine Mythe zu erklären. In Rom lebt und webt er. Da steht die Welt auf ihm. Wie der Apostel Thomas seine Hand in die Wundenmale des Heilands legte, so rührt man in Rom die Denk-

male der Erinnerung seines Lebens gleichjam mit der Hand an.

Nichenza führte ihren Sohn nach der Kapelle, welche Pinturicchios gottinniger Pinsel mit Fresken aus dem Leben des heil. Bernardin von Siena geschmückt hat, Fresken, die man Visionen aus einer höheren Welt nennen könnte. Tiefe Stille herrschte in der Kirche; die Abendsonne durchflutete sie mit Licht. — Auf einem Altar im Seitenschiff stand zwischen Kerzen ein kleines Reliquarium und mehrere Personen knieten vor dem Altar und beteten. Ein Franziskanerpater verließ seinen Beichtstuhl, in welchem er einigen reumütigen Seelen das Sacrament der Buße gespendet hatte. Nichenza trat an ihn heran und fragte, was sich dort auf dem Altar befinde.

„Die Reliquien der heil. Margarita von Cortona, deren Festtag heute ist,“ sagte der Pater.

„Aber ich bitte, wer war die heil. Margarita von Cortona?“

„Eine große Sünderin, die eine große Büsserin und endlich eine große Heilige wurde.“

„Und was hat sie verbrochen, mein Pater, daß Sie eine große Sünderin sie nennen?“

„Sie hat das Geschöpf mehr geliebt als den Schöpfer, Signora,“ sprach der Pater ernst und ging durch die Kirche hindurch in sein Kloster.

Wie seltsam unlogisch diese Katholiken doch sind! sprach Richenza bei sich selbst. Heute ist ein armes Weib, das seinem Herzen folgt, eine entsetzliche Sünderin und morgen eine hochverehrte Heilige. Solcher Inkongruenz kann sich nur der gedankenlose blinde Glaube schuldig machen! — Sie bemerkte nicht, daß sie gedankenlos die vermittelnde Stufe, die „große Büßerin“, d. h. die durch übernatürliche Reue und Liebe bekehrte Seele, übersprang. Genügt das Leid, um heilig zu werden, flüsterte sie halblaut mit großer Bitterkeit, so bin ich auf gutem Wege dahin. Mein Leben ist Leiden! — Sie trat mit Tristan aus der Seitentür heraus und schaute um sich. Die Kirche von Ara Celi liegt mit ihrem Kloster auf der Höhe des kapitolinischen Berges, ein graues, plumpes, unförmliches Gebäude — so recht ein Bild des hohen Ordenslebens. Nach der Seite der Welt hin, äußerlich: nur Dürftigkeit, Vernachlässigung, Armut; aber nach Innen, Gott zugekehrt: Reichthum, Schönheit, Gnade. Und was dies Bild mit ich weiß nicht welchem süßen, seligen Trost vervollständigt — das ist die Aussicht, die man vor dieser Seitenpforte hat. Über das Forum mit seinen antiken, zerfallenen Monumenten — über die Kuppel von St. Luca und den mittelalterlichen Glockenturm von St. Francesco Romana — über den Cypressenhain des Passionistenklosters auf Monte Celio, zu dessen

Züßen der Kiejenbau des Koliseums wie ein besiegter Titane liegt — breitet sich im blauen Dufschleier die römische Kampagne aus, und das sonnengebadete Sabinergebirg, in allen Farben der Iris schimmernd, steigt in der Ferne wie die lichten Höhen der Ewigkeit über der wechselnden Zeit auf und mahnt an die Krone der Glorie, die jenseits des Erdenlebens mit seinen Ruinen liegt.

Wie eingewurzelt blieb Richenza oben auf der Treppe stehen. Ein überirdischer Friede schwebte auf diesem Bilde und löste die Geierkralle, welche krampfhaft Richenza's Herz umspannte. Sie zerfloß in Tränen, setzte sich auf der Treppe nieder, zog Tristan zu sich heran und sagte:

„Sieh, wie zauber schön der Blick auf's Gebirg ist! Wir wollen hier warten, bis die Purpurrosen drüben auf den Bergen — aschgrau werden.“

Und mit seinen schönen fragenden Augen blickte der Knabe hinüber, als wolle er in seine Zukunft schauen. Ach! Richenza wußte nicht, wie ähnlich sie in diesem Augenblick der heil. Margarita von Cortona war! Hatte diese den Mann, den sie sündhaft liebte, in gräßlicher Überraschung tot und als einen verwesenden Leichnam wieder gefunden: so fand Richenza, bei Leibesleben Dagoberts, die Liebe tot, gräßlich zerstört. Margarita war auch siebenundzwanzig Jahre alt, hatte auch einen Sohn; und sie nahm den Knaben bei der Hand,

verließ die Stätte ihres jündigen Lebens und sprach mit dem verlorenen Sohn in der Parabel: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen.“ Und so energisch, so selbstverleugnend, so heldenmüßig für die göttliche Liebe gegen sich selber kämpfend, ging sie fortan auf den Dornen der rauhsten Buße, daß das Blut Jesu all seine Kraft über sie ausgoß und sie aus dem Scheiterhaufen, den sie ihrer irdischen Natur erbaute, als ein Phönix Seiner Liebe hervorgehen ließ. Aber diesen Weg wandelt man nur im Blut Jesu und in seiner Gnade. Stromaufwärts zu schwimmen, wenn man sich stromabwärts hat treiben lassen, — das bringt keine menschliche Kraft zu Stande. Aber von der heiligen Sühne im Blut Jesu wußte Michenza nichts. Sie warf sich mit erneuertem Eifer auf die Malerei, denn es begann ein gewisses Dämmerlicht in ihrem Chaos zu tagen. Lieben muß ich . . . und lieben will ich! sprach sie zu sich selbst. Aber keine falsche, keine verräterische Liebe mehr! Meine Kinder will ich ausschließlich lieben und so für sie leben, daß ich ihnen zugleich Vater und Mutter sein will. Vielleicht finde ich in dem beständigen Opfer eines solchen Lebens wahre Befriedigung und Ruhe! Ruhe! ach . . . nur ein wenig Ruhe! — Sie wohnte in der Via delle quattro Fontane, ganz nahe bei St. Maria Maggiore, in schöner einsamer Gegend. Sie sah aus ihrem Fenster nach der Villa Strozzi, wo

einst auch ein Ruhelojer gelebt hatte, ein Sohn der Stürme, ein großes Genie, das unter diesen Lorbeerhecken und im Schatten dieser Pinien keinen Frieden fand: Alfieri — durch dessen Tragödien wie durch seinen scharfen Charakter immer ein Etwas wie zerrissene Sarsensaiten klingt. — Oder sie ging nach St. Onofrio, wo in der verwilderten Wigne, die dem Kloster der Hieronymiten gehört, einige verfallene, steinerne Sitze amphitheatralisch unter Cypressen am Hügel aufsteigen. Da setzte sie sich nieder und ihre Kinder spielten um sie herum. Was Richenza herzog, war nicht die weltberühmte Ansicht der ewigen Stadt und der ganzen herrlichen Bergkette; nein! es war die Erinnerung an einen andern großen Ruhelojen des Geistes, dessen tragisches Schicksal auf dieser Stätte zu Ende ging. Denn unter der Eiche neben diesen Cypressen saß der sterbende Tasso und blickte nach dem Kapitol hinüber, wo er mit dem Lorbeerkranz des Dichters gekrönt werden sollte — und es nicht ward. Der Tod kam früher — und nur die Nachwelt krönte den edlen, anmutigen Dichter, der in das verweidlichte Italien seiner Zeit, welches in heidnischen Kunstanschauungen und materialistischen Kunstschöpfungen schwelgte, durch sein „Befreites Jerusalem“ christlichen Sinn und ritterliche Ehre verherrlichte. Und von Tasso gingen Richenza's Gedanken noch weiter in vergangene Jahrhunderte

zurück und verweilten bei jenem Mann, der einst im Kloster zu Cordo in den Apenninen erschien und der noch mehr von den ewigen Ungewittern in seiner eigenen Brust — als von den bürgerlichen Unruhen seiner Zeit umher getrieben wurde. An einen Pfeiler im Kreuzgang lehnte er sich schweigend. Ein Mönch, dem seine würdevolle Haltung und seine tiefe Traurigkeit auffiel, trat an ihn heran und fragte mild: Was suchst Du hier, mein Bruder? — und der Mann erwiderte: „La pace“ — und ging von dannen. Dieser Mann war Dante, dies ungeheure Genie, dem für seine Gebilde die Erde zu eng — und Hölle, Purgatorium und Himmel der entsprechende Spielraum war. Was half es ihm! dachte Richenza; den Frieden hatte er nicht! Die größten Menschen sind die leidenreichsten — und vielleicht machte ihr Leiden sie groß! —

Die Grablegung Christi, dies Gemälde, das William unvollendet zurückgelassen und das sie Jahre lang zu ungebrauchtem Gerät verwiesen hatte, suchte sie jetzt hervor, schickte es nach der Galerie Borghese und malte es dort fertig. Da waren auch leidende Menschen; — aber wie waren sie so friedvoll in ihrem Schmerz. Und welch eine schöne Geschichte hat dies schöne Bild! Donna Atalanta Baglioni zu Perugia ließ es im Jahr 1506 von Rafael für die Grabkapelle ihrer Familie malen. Sie war eine trauernde Mutter, denn ihr einziger

Sohn, ihr einziges Kind, hatte heimtückisch und verräterisch drei seiner Vetter in seinem eigenen Hause nach einer fröhlichen Hochzeitsfeier erschlagen. Da verließ Donna Atalanta dies entsetzliche Haus und ihren Sohn — und vergab ihm nicht eher, als bis er den Mordmord am verwandten Blut in seinem eigenen Blut gesühnt und in der Fehde, welche in Folge dieser Missethat ausbrach, den Tod gefunden hatte. Merkwürdige Zeit, wo große Verbrechen und erhabene Tugend hart aneinander grenzten — zuweilen sogar in einem und demselben Charakter; denn die Menschen vergaßen wohl in ihren Leidenschaften ihren Glauben, aber sie verleugneten ihn nicht. Fielen sie in Sünde, so beschönigten sie dieselbe nicht — und begingen sie mehr große Verbrechen, als heutzutage, so lebten sie dafür weniger in großen Lastern. Deshalb blieb ein fester Punkt, gleichsam ein Fock in ihrer Seele, das ihnen die Möglichkeit gab, sich zu sammeln, wenn auch die Außenwerke vom Feinde genommen und besetzt waren. —

Nachdem Clermont längere Zeit Richenza gar nicht gesehen und auch kein Zeichen von ihr empfangen hatte, daß sie ihn zu sehen wünsche, verwunderte er sich über diese große Gleichgültigkeit, und als er eines Tages von Frascati, wo er den Sommer zubrachte, nach Rom kam, ging er zu ihr. Als er eintrat, sagte sie mit eisigem Ton und Blick:

„Ah! sind Sie wieder da! das ist mir lieb. Ich

habe mit Ihnen zu reden. Wenn ich bitten darf, morgen früh in der Villa Pamfili, denn jetzt muß ich nach der Gallerie Sciarra und den „Geigenpieler“ vollenden und heut Abend erwarte ich Besuch.“

„Darf auch ich erscheinen?“ fragte er spitz.

„Recht gern,“ erwiderte sie gleichgültig und nahm ihren Hut; „aber an ein Gespräch ist nicht zu denken.“

Beunruhigt und verletzt in dem Gefühl, das bei ihm jedes andere verschlang: in seiner Eitelkeit — entfernte sich Clermont und kam auch an dem Abend nicht wieder. Ja, er nahm sich vor, in dem bevorstehenden Gespräch Chiara Stella, wie er sie nannte — da ihr deutscher Name ihm allzu barbarisch klang — zurück zu erobern, wenn auch nur — um sie zu verlassen. Denn daß sie eine fürchterliche Last für ihn sei und ihn verhinderte, sowohl in seine früheren gewohnten Gleise einzulocken, als auch die glänzende Heirat zu schließen, zu der seine Mutter ihn mehr denn je drängte — davon war er ganz durchdrungen und keineswegs geneigt, diesen Hemmschuh fortzuschleppen. Nur wollte er ihr den Triumph nicht gönnen, sich gefaßt und kalt von ihm zu trennen. Doch gerade diesen Triumph begehrt Richenza's Stolz — und sie errang ihn. Sie kannte Clermont zu gut, um nicht zu wissen, wie tief ihn ihre Gleichgültigkeit verletze — nicht weil

er ein warmes Gefühl für sie gehabt hätte, dem die Kälte weh tut, sondern gerade, weil er ohne wahres Gefühl nur überall Nahrung für seine Eitelkeit suchte. Ihr Verhältnis war so reich an Bitterkeit, Jammer und Demütigung gewesen — es war ein solcher Sturm von bösen Leidenschaften, Mißtrauen und Eifersucht, Haß und Neid durch ihre Seele gegangen, daß sie für diese Verwüstung Rache nehmen und wenigstens so von Clermont sich trennen wollte, wie es ihm am unangenehmsten war. Darum trat sie ihm wohlgerüstet entgegen, hörte allen seinen Beteuerungen von Ergebenheit und Anhänglichkeit mit der ruhigsten Nichtachtung zu und erklärte ihm endlich, sie hätten sich zum letzten Mal gesehen und einer von beiden werde Rom verlassen. Da braufte Clermont auf:

„Ich nicht, wahrhaftig! Es ist sehr möglich, daß meine gute Mutter, die ich seit vier Jahren nicht gesehen und schmählich vernachlässigt habe — in ihrer treuen Liebe zu mir diesen Herbst nach Rom kommt . . . und nicht allein!“

„Wahrscheinlich in Begleitung einer Braut; nicht wahr?“ fragte Richenza unbefangen. „Nun, ich habe mich auch bereits für die Abreise entschieden, meine Koffer gepackt, meinen Reisepaß besorgt . . . und bin somit ganz bereit, den Staub der ewigen Roma von meinen Füßen zu schütteln.“

„Ach! ich bin's zufrieden!“ brach Clermont aus; — „so ist mir doch die Möglichkeit gegeben, wieder in geordnete Verhältnisse zu kommen, die endlich für den vernünftigen Menschen ein Bedürfnis sind.“

„So denke ich auch,“ sprach sie gleichmütig.

Das letzte Wort dieses Gesprächs, das sich kreuzte wie spitze Dolche, die dem Gegner weh tun sollten, war jenes Lebenswohl in der Villa Pamfili.

Am nächsten Morgen reiste Richenza mit ihren Kindern nach Civita vecchia. Dort schiffte sie sich auf einem Dampfboot ein, das an den spanischen Küstenstädten die Scala machte — und ging nach Sevilla, wohin sie, von Rom aus, Empfehlungsbriefe hatte.

Über Rom und den größten Teil von Europa brach nach einigen Monaten das tolle Jahr 1848 ein und Clermont, bezaubert von der bildichönen reichen jungen Kreolin, welche seine Mutter ihm als Gattin zugeführt hatte, ging mit derselben nach London, wo er hoffen durfte, die Rosenmonde seiner Ehe möglichst wenig durch Revolution gestört zu sehen.





Die Schatten des Todes.

1851.

Auch die Epochen der Weltgeschichte haben ihre Todeswunden. Eine solche war für unsere Zeit das Jahr 1848. Aber nicht dadurch, daß es eintrat, sondern dadurch, daß man die Wunde äußerlich schloß, ohne ihr das innere Gift zu entziehen. Jetzt ist sie zu einem Krebschaden ausgeartet, der mehr und mehr in Mark und Bein, in Hirn und Blut der Menschheit sich hineinfrißt. Dieser Krebs heißt Gottentfremdung. Aus ihr entspringt die Vorliebe für die Lüge, die Teilnahme für die Bosheit, die Begriffsverwirrung über alles, was Recht und Pflicht ist, der fürchterliche Mangel an Gewissenhaftigkeit, die Auflehnung gegen jedes Gesetz und alle Autorität und ganz besonders die entsetzliche Verblendung gegen die göttliche Wahrheit des Christentums und deren Heilkraft. Der alte Spruch sagt: Wen Gott verderben will, dem nimmt er vorher den Verstand. *) Demnach muß das Ver-

*) Quem Deus vult perdere, prius dementat.

derben nahe sein; denn der Verstand — Einsicht, Urtheil, klarer Blick in die Verhältnisse und das, was Noth tut — ist auf ein Minimum geschwunden. Als im Jahre 1848 das Geschwür aufbrach — was geschah, um es zu heilen? — Kugeln und Bajonette hielt man für das gründlichste Arcanum und die Konzession einiger ungerechten und verkehrten Ansprüche für Betäubungsmittel. Und doch war die Kirche aufgestanden oder vielmehr, sie blieb stehen, als ein panischer Schreck Kronen und Throne, Rechte und Gesetze im alten Europa zu Boden krachte. Sie bot die rettende Hand, um die erschütterten Verhältnisse zu ordnen, zu beruhigen. Sie war bereit, das kommende Geschlecht nach den Grundsätzen göttlicher Moral zu einer Freiheit heranzubilden, deren Karikatur die Revolution erstrebt. Aber was geschah? — Man organisierte sich wieder zum alten, zentralisierenden Polizeistaat; man ließ sich den wohlthätigen Einfluß der Kirche gar gern gefallen, so lange sie predigte von der Achtung, die man den bürgerlichen Autoritäten schuldig sei, forderte sie aber dieselbe Achtung für die göttliche Autorität der Lehre und der Gesetze, welche ihr von Gott Selbst übertragen ist — ja, dann maß man mit anderem Maßstab. Dann ließ man die falsche Wissenschaft, die sich von der Kirche verurteilt weiß — und die Bureaukratie, welche die Selbstverwaltungsansprüche der Kirche beneidet —

und die schlechte Presse, die aus dem ekelhaften Sumpf ihrer Gemeinheit heraus die hehre Braut Christi zu besudeln trachtet — und die wahrwitzige Genußgier des Materialismus, der sich in seinem Rennen nach Gold und nach Listun beeinträchtigt fühlt, weil die Kirche ihm Schranken zu setzen und Opfer zu entziehen strebt: dies alles ließ man wider die Kirche los, gab ihnen Spielraum für ihre Feindseligkeit, beschützte ihre Angriffe oder ignorierte sie und vergaß, daß alle rechtmäßigen Autoritäten solidarisch sind. Daß die falsche Wissenschaft, die schlechte Presse und der Materialismus Vorkämpfer und Beförderer der Revolution sind — daß, so lange die Welt steht, die Bureauratie noch nie die Revolution in Schach gehalten, viel weniger sie besiegt hat — das vergaß man und aus Furcht vor angedrohter Revolution gerät man tiefer und immer tiefer in ihren Strudel. Entchristlichung — das ist das Wort, welches die Zeit wie ein Brandmal an ihrer Stirn trägt und sie wähnt, es sei der Karfunkel, der nach jener alten Sage der Talisman der Weisheit ist! Dagegen kämpft die Kirche jetzt wieder eine von ihren Riesenschlachten — und wird sie e r kämpfen, ja! aber auf w e l c h e n Trümmern! denn es ist unnöglich, daß dasjenige, was eben jetzt stattfindet: diese wilde fanatische Empörung gegen die höchste und göttlichste aller Missionen, gegen die seelenrettende, nicht das

Material eines furchtbaren Unterganges in sich selber tragen und auch äußerlich zusammentragen sollte. Seelen zu retten! wer denkt daran? Als vor einigen Jahren ein kleiner glücklicher Judenknabe durch eine ganz unberechenbare Fügung in den Bund des Christentums aufgenommen wurde, da erbebte die entchristlichte Welt in Zorn und Entrüstung. Warum? weil eine Seele durch das Sakrament der Taufe für das ewige Leben gerettet worden war. So tief war jene Welt vom Christentum abgefallen, so ganz hatte sie sich vom Verband der ewigen Wahrheit abgelöst, daß sie enthusiastisch das Banner des Judentums schwang, um das christliche Sakrament und dessen Ausspenderin, die Kirche, mit Füßen zu treten. Aber die Seelenretterin läßt sich mißhandeln — ja! martern! ja! aber nicht um's Leben bringen und eben so wenig von ihrer Bestimmung ablenken; denn Christus lebt in ihr. Darum ist sie jetzt die einzige Anstalt auf Erden, die zukunftsgeviß und nicht von den Elementen des Todes überwuchert ist. Indessen geht der Prozeß der Weltberwesung seinen Weg mit Riesenschritten neben ihr fort. —

Der alte Baron Ursberg lag auf dem Sterbebett schon seit Monaten. Er zählte sechs und siebenzig Jahre und litt seit fünfzehn Jahren die heftigsten körperlichen Peinen und Schmerzen, die ihn aufrieben und ihm das Dasein zur Qual machten.

Alein noch immer zögerte der Tod. Bernhard und Euphrosyne hofften von Tag zu Tag, er werde endlich, endlich! die Frist benutzen, welche die ewige Barmherzigkeit ihm so sichtlich gönnte, um sich mit Gott zu versöhnen. Aber nein! mehr und mehr versteinerte sich sein Herz und die leiseste Andeutung seiner Pflicht, um als Christ zu sterben, verletzete ihn in Wut. Bernhard hatte ihn auf den Knien mit dem heiligen Mut eines guten Sohnes beschworen; Euphrosyne hatte mit den zärtlichsten Bitten gefleht, er möge sich doch nicht dieses höchsten Trostes berauben; sogar sein Liebling, Grazia, war ihm zu Füßen gefallen mit der Bitte, dem göttlichen Heiland die Einkehr in sein Herz nicht zu verwehren. Alles umsonst! Bernhard und Euphrosyne wurden zürnend abgewiesen. Zu Grazia jagte der milde Greis:

„Kind, schwache keinen Unsinn! — Ist Dein göttlicher Heiland — Gott, so ist er allmächtig und so kann er, wenn's ihm gefällt, zu jeder Stunde in mein Herz einkehren — wie Du Dich ausdrückst. Tut er das aber nicht, so ist es ein Zeichen entweder — daß er nicht allmächtig ist und daß es ihm nicht gefällt — und darum basta mit Deinem Larifari!“

Die Baronin Ulrike war ganz dieser Ansicht; auch Odo, der jüngste Sohn des Barons. Sie nannten es eine unnütze Quälerei, den Kranken

mit Gewissenskrupeln zu belästigen, und Odo, der die Jurisprudenz studiert hatte, Assessor war und sich für die Inkarnation der Weisheit hielt, meinte: man solle doch endlich den Übergriffen der Priester in das Heiligtum der Gewissensfreiheit gebührende Schranken setzen.

„Aber Onkel!“ rief Grazia eifrig, „wer nicht christlich stirbt, hat kein Recht auf ein christliches Begräbniß.“

„Nabenkind!“ rief die Baronin entrüstet; „ist das Dein Dank für die Liebe Deines Großvaters!“

„Fräulein Nasenweiß, willst Du mich über das Recht belehren?“ fragte der Assessor spitz.

Täglich kam Pater Smaragd zu Bernhard, um nach dem Befinden des Barons zu fragen. Er selbst war im Lauf der Jahre der geistliche Vater, der zärtlich geliebte und hochverehrte, für Bernhard und dessen ganzes Haus geworden. Wie ein alter Patriarch, der die Würde des Priesters und Oberhauptes in sich vereinigt, stand er mitten im Kreise dieser glücklichen Familie, genoß ihre Freuden, theilte ihre Sorgen, pflegte in ihnen und vertrat durch sich selbst die Richtung auf das Himmlische. Viele lange selbstlose Schmerzen hatten die größte Feindin überwunden, die jeder Mensch in seinem Herzen hegt: die Selbstliebe — und in dem Maß, als sie erstarb, lebte die Liebe zu Gott in ihm auf. Der Assessor nannte ihn: den extatischen

Graukopf — und der Baron nannte ihn: den heuchlerischen Pfaffen. Wenn Vater Smaragd das erfuhr, lächelte er. Und wenn Euphrosyne ihn nannte: Heiliger Vater meiner Seele! — so lächelte er auch. Feind und Freund störten seine Gelassenheit nicht. Vater Smaragd ging zu Bernhard. Das Schloß war im Lauf der Zeit sehr einfach, aber sehr bequem eingerichtet, so daß man merkte, wie lieb die Menschen, die hier wohnten, ihr Haus und ihren Heerd hatten. Die Terrasse hatte sich in einen reizenden Blumengarten verwandelt; ihre steifen, zugestutzten Larus-Pyramiden und ihre Rabatten mit Buchbaum eingefast, waren vor Gruppen blühender Gesträuche und vor Massen der verschiedensten Blumen und Gewächse verschwunden. Die offenen Bogen des einen Erkertürmchens waren durch farbige Glasfenster geschlossen, so daß das Innere jetzt, mit Gartenstühlen und Tischen möbliert, ein niedliches Kabinet bildete, das Euphrosynens Lieblingsaufenthalt war. Da saß sie auch jetzt, immer dieselbe anmutige Euphrosyne — obchon sie zwölf Jahre verheiratet war und das von den Frauen so sehr gefürchtete dreißigste Jahr überschritten hatte — und sticte mit ihren weißen behenden Fingern ein Kinderkleid. Bernhard saß neben ihr, hatte seinen jüngsten zweijährigen Sohn auf dem Schoß und trieb tausend Scherze mit ihm in einer Weise, die es

ganz ungewiß ließ, ob das Kind oder der Vater sich mehr dabei unterhielt. Zwei ältere Knaben rasten umher mit einem treuen Budel, der die Wucht ihrer Zuneigung auszuhalten hatte. Auf dem Rasenplatz standen schlank, blondlockig, zart wie Elfen, zwei heranwachsende Kinder und spielten ungernein gewandt über ein Beet voll duftender Lebkuchen hinweg, Federball. Das waren Adrian und Grazia. Es war unmöglich, ein lieblicheres und fröhlicheres Familienbild zu sehen, alles so harmonisch und so glücklich, so vertraulich und einfach geregelt: der Vater das Haupt und die Mutter das Herz, und Beide verschmelzend in unsäglichlicher Liebe zu jedem Kinde. Vater Smaragd blieb einen Augenblick in der Thür stehen, die aus dem Saal auf die Terrasse führte und betrachtete mit zärtlichem Wohlwollen das muntere Treiben. Als die Kinder ihn gewahr wurden, verließen sie ihre Spiele, küßten seine Hand und Adrian führte ihn zum „Erker der Mama;“ dann kehrten sie zu ihren Federbällen und ihrem Budel zurück.

„Ach,“ jagte Vater Smaragd zu Bernhard, „wenn man zu Ihnen kommt, ist es wirklich, als fände man ein Stückchen vom Paradiese wieder . . ein Stückchen Menschenleben, wie Gott es gewollt hat.“

„Wo Kinder sind, ist das leicht,“ erwiderte Bernhard.

„O ja, wenn die Eltern es so auffassen,“ antwortete lächelnd Pater Smaragd — „und die Kinder in diesem paradiesischen Sinne erziehen.“

„Unsere Kinder sind gar fröhlich,“ sagte Euphrosyne, und Bernhard setzte hinzu:

„Das erben sie von ihrer Mutter und das ist ein köstliches Erbe! denn aus fröhlichen Kindern werden starke Menschen. Aus dem Frohsinn, nicht aus dem Trübsinn, wächst die Stärke hervor.“

„Ja wohl,“ sagte Pater Smaragd; „nur die frohen Herzen wissen, wenn's dazu kommt, recht zu leiden, so zu leiden, wie Gott will, daß wir leiden sollen.“

„Es steht ganz schlimm mit meinem Vater!“ sagte Bernhard plötzlich mit tiefem Kummer in Blick und Ton. „Nicht nur seine Glieder, auch seine Sprachorgane sind gelähmt. Nur durch Blicke kann er sich verständlich machen. Es ist also zu spät, mein Vater! zu spät! Er stirbt — unverzöhnt! Das Leid will sich durchaus nicht mit dem Frohsinn vertragen. Ich vergesse es momentan, aber ich verschmerze es nicht. — Heute Nacht wache ich bei ihm. Es ist vielleicht seine letzte Nacht hienieden.“

„Es ist furchtbar, in die Hände des Lebendigen Gottes zu fallen!“ sagte Pater Smaragd erschüttert. „Darum wollen wir noch einen Versuch machen . . . den letzten. Sind Sie allein bei dem Kranken?“

„Allein; — denn die Mutter ist seit einigen Tagen unwohl, mein Bruder durchwachte die vorige Nacht und den Diensthoten gönne ich gern die Ruhe; sie werden genug in Anspruch genommen durch das lange, schwere Krankenlager.“

„Wohlan! ich komme in dieser Nacht!“ sagte Vater Smaragd. „Vielleicht hat die göttliche Barmherzigkeit ihn dem Leibe nach in die Hilflosigkeit eines unmündigen Kindes versetzt, um seine Seele zu erweichen. Ich werde kommen, um mit ihm zu sprechen . . . oder zu ihm.“

„Gottes Fügung!“ rief Euphrosyne. „Die Mutter und Odo würden Sie nimmermehr zu dem Sterbenden gehen lassen.“ — — —

„Adrian, Du spielst so schlecht, daß die Sterne darüber vor Schreck vom Himmel fallen,“ sagte Grazia neckend, warf ermüdet das Raquet weg und sammelte Orangenblüten auf, die der Abendwind von den duftenden Zweigen herabwehte. Dann lief sie zum Erker und fragte: „Mama, ist es noch nicht Zeit?“

„Geduld!“ antwortete Euphrosyne lächelnd; — „ich vergesse Dich nicht.“

„Was will Grazia?“ fragte Vater Smaragd.

„Bei der Großmutter die barmherzige Schwester spielen,“ entgegnete Euphrosyne scherzend.

„Nicht spielen! — sein!“ sagte Grazia ernsthaft.

„Sie wacht bei der Großmutter,“ sagte Bernhard.

„Das junge Kind!“ rief Vater Smaragd.

„Ja,“ sagte Bernhard und streichelte liebevoll Grazia's glänzende Locken, „die Kinder müssen sich früh gewöhnen, mit allen Leiden und Freuden und Bekümmernissen der Eltern zu verwachsen. Daraus entspringt der Familieninn, das feste Zusammenhalten, die Gewohnheit des bereitwilligen Liebesdienstes. Es ist eine Verweichlichung der Kinder, sie fern von allem Beinlichen zu halten, was in der Familie vorfällt. Sie sollen mittragen.“

„Grazia wird es nicht schwer haben,“ setzte Euphrosyne erläuternd hinzu. „Die Großmutter fiebert ein wenig und schläft nicht gut, aber große Dienstleistungen braucht sie nicht.“

„Möchtest Du barmherzige Schwester werden, Grazia?“ fragte Vater Smaragd.

„Ja!“ rief sie und besann sich einen Augenblick; — „ja! so wie die heilige Elisabeth von Thüringen es war.“

„Du fliegst hoch, Kind!“ jagte Vater Smaragd lächelnd.

„Fliege beharrlich!“ setzte Bernhard hinzu.

Es schlug Mitternacht am Schloßthurm. Tiefes Dunkel lag auf der Erde, tiefer Schlaf auf den müden Menschen. Große laue Regentropfen fielen langsam aus den Wolken. Das Licht einer Laterne schimmerte durch die Bäume des Schloßberges,

bald verschwindend, bald auftauchend. Bernhard stand im Krankenzimmer am Fenster und harrete. Als sich das Licht dem Hause zuwendete, verließ er leise das Zimmer, schloß die Haustür auf und empfing Vater Smaragd, der auf den Arm seines getreuen Amandus gestützt eintrat.

„Gott stehe Ihnen bei, mein Vater, und alle Engel und Heiligen,“ flüsterte Bernhard.

„Warte hier auf mich, Amandus, wache und bete . . . und ringe mit dem Satan um diese Seele,“ sprach der Vater, indem er Bernhard folgte.

Dieser führte ihn in das Krankenzimmer, schloß leise eine Thür ab, die nach den Zimmern der Baronin führte und sagte, indem er sich entfernte:

„So! nun sind wir sicher! Niemand kann Sie hören oder stören . . . und ich halte draußen Wache. Gott sei mit Ihnen.“

Vater Smaragd blieb allein. Er sah sich um im Zimmer; — da er aber das nicht fand, was er suchte, zog er seinen Rosenkranz hervor, kniete nieder, küßte andächtig das Kreuzifix und betete still. Dann erhob er sich, ging zum Sterbelager, schlug den Vorhang sanft zurück und sagte unendlich mild:

„Ulrich!“

Baron Ursperg lag unbeweglich da, furchtbar abgezehrt, mit entstelltem Antlitz, da die Schmerzen und der Schlaganfall, der ihn der Sprache beraubte, seine Züge verzerrt hatte. Aber in seinem

hohlen, wilden Auge flammte noch Leben, wenn er es aufschlug, sogar noch Lebenslust. Als er sich von dieser Stimme bei seinem Namen rufen hörte, zuckte ein Blitz über sein Antlitz und schoß dann aus seinem Auge mit einem Blick des intensivsten Hasses hervor. Pater Smaragd ließ den Vorhang wieder fallen und sagte:

„Ulrich! ich komme nicht, um Dich zu quälen. Du willst mich nicht sehen — es sei! aber hören sollst Du mich. Kurz und einfach sollst Du die Geschichte Deines Lebens hören, denn in wenigen Tagen wirst Du vor dem Throne des Weltrichters darüber Rechenschaft ablegen müssen. Doch nicht wie der Ankläger, der am Throne Gottes uns alle erwartet und alle unsere Missetaten aufzählt, will ich zu Dir sprechen; sondern verteidigend, wie es dem geziemt, der das göttliche Sühnopfer im Blut Jesu verwaltet und der Deine Seele retten möchte für's ewige Leben. Vielleicht finde ich dadurch den Weg zu Deinem Herzen.“

Pater Smaragd setzte sich neben dem Bett nieder und sprach:

„Die Geschichte ist so: Es ist schon lange über ein halbes Jahrhundert hinaus, da befanden sich zwei Zöglinge in der Schule der Benediktiner zu Maria-Einsiedeln, die große Freundschaft miteinander schlossen. Der eine war der Sohn eines Freiherrn und der andere ein Bauernsohn — beide

aus dem Allgäu. Später trennten sich ihre Wege. Der Bauernsohn hatte das Glück, sehr fromme Eltern zu besitzen; sie waren auch wohlhabend; sie ließen ihn Theologie studieren. Das tat er gern. Als er aber mit seinen Studien fertig und Priester war, gab es doch etwas, das er noch lieber tat: Er wurde Ordensmann bei den Cisterciensern hier im Kloster Kreuzbronn und da war er denn ganz glücklich. Dem armen jungen Baron ging es anders! er hatte keine guten Eltern. Sie waren verschwenderisch, leichtsinnig, lebten viel in Paris, wo der Terrorismus der Revolutionsmänner eben verschwunden und durch eine grenzenlose Zügellosigkeit ohne religiöse Schranken und ohne sittlichen Halt ersetzt war. Er hatte in Einsiedeln zwar nur gute Beispiele gesehen; allein das schlimme, das seine Eltern ihm gaben, entsprach seiner Natur, die sich ja in uns allen mit Vorliebe zum Bösen neigt. Da er einen ungemein heftigen Charakter hatte, der leicht in Leidenschaft geriet, so fand er den Kampf wider sich selbst zu schwer und gab sich den Verirrungen einer brausenden, zügellosen Jugend hin. Das mißfiel den Eltern. Statt ihm aber die rettende Hand zu reichen, zogen sie in trauriger Verblendung sie von ihm ab. Als er sich ganz mittellos sah, wurde er Soldat, beging aber sehr bald im Zühorn einen schweren Insubordinationsfehler, sollte standgerichtlich erschossen werden, entfloß durch ein Mirakel seiner Bertwegenheit und

Entschlossenheit über Dächer und Mauern, irrte umher, obdachlos, nahrungslos, dem tiefsten Elend preisgegeben, erinnerte sich nun seines längstvergeffenen Jugendfreundes, der ihm seiner Zeit seinen Eintritt in den Ordensstand mitgeteilt hatte — und erschien eines Tages an der Klosterpforte, einem Vagabunden ähnlicher als einem Freiherrn. Da klagte er denn nun seinem Jugendfreund seine schreckliche Noth; allein nicht den wahren Grund, aus dem sie entsprungen war; so daß dieser — der freilich ein gar einfältiges Menschenkind war — einfach glaubte, der Hitzkopf habe sich einige mutwillige Streiche zu Schulden kommen lassen und endlich das Vergehen der Insubordination, die ja bei den Soldaten härter gestraft wird, als tausend Todsünden. Das erbarmte ihn unsäglich und mit Erlaubnis des Priors geschah es denn, daß der junge Baron als ein Verstoßener und Heimatloser in der Gastfreundschaft des Klosters aufgenommen und liebevoll gepflegt wurde. Er schrieb nun an seine Eltern und bat sie um Verzeihung und um Unterstützung und versprach alles Gute. Wären die Eltern in diesem Augenblick mild und nachsichtig für ihn gewesen, so glaube ich, daß sein Leben vielleicht eine gute Wendung genommen hätte. Aber leider! sie waren es nicht! die Mutter antwortete ihm gar nicht und der Vater schrieb ihm, er sei die Schmach der Familie, er entehre ihren Namen, er solle nach Amerika gehen oder Kloster-

bruder werden; — doch niemals auf Unterstützung rechnen, um so weniger, als die Eltern den Rest ihres Vermögens auf Leibrenten gegeben hätten, um nur anständig leben zu können. Diese Antwort erbitterte den jungen Baron fürchterlich. Er hatte genug des Elends in Europa genossen, um es nicht abermals in Amerika aufzusuchen. Gut! rief er trotzig, ich werde Klosterbruder! Ich weiß, daß es meinen Eltern bitter weh tut, wenn ihr uralter Name ausstirbt; — es soll geschehen! — Aber zugleich warf er sich mit so großem Eifer auf ernste Studien und in die Ordnung des Klosterlebens, daß der Prior ihm nicht die Aufnahme ins Noviziat versagen mochte. Der Freund, der einfältige Bauernsohn, frohlockte, dachte an die Befehrungen des heil. Augustinus, des heil. Hieronymus Emilian, des heil. Johannes von Gott, des Abbé de Rancé und so vieler anderer, die sich aus dem Schiffbruch ihrer Jugend gerettet und zu hoher Tugend erschwungen hatten, nachdem sie der gefährlichen Welt Valet gesagt, — und trieb den jungen Baron mehr und mehr an, seinem Entschluß treu zu bleiben, da er ja aus Erfahrung die unsägliche Nichtigkeit der Weltfreuden kenne. War er wirklich im Herzen der musterhafte Novize, als den er sich darstellte — oder wußte er, wie es in der Welt stand und wie nah die Aufhebung der Klöster sei — oder wollte er eine Rolle spielen — oder gährten all' diese Motive, ihm selbst nicht klar, in

seinem Gemüt: das alles kam Gott allein entscheiden. Ich glaube, wenn die äußeren Verhältnisse ruhig und geordnet geblieben wären, hätte er ein recht tüchtiger, wenn auch etwas unbequemer Ordensmann werden können. So aber brachten ihm die späteren Umstände Versuchungen, denen er erlag. Einstimmig wurde er vom Konvent zur Profess zugelassen und der ehrwürdige Prior sprach hoch erfreut: Warum sollten wir, die wir so unvollkommen sind, nicht einen Bruder aufnehmen, der vielleicht eifriger als wir nach Vollkommenheit strebt. Diese Gesinnung teilten alle. Bald darauf starb der fromme Prior und die Wahl des neuen fiel auf den einfältigen Bauernsohn, den der liebe Gott dadurch in die Schule des Kreuzes nehmen wollte. Der Baron hatte aber geglaubt, weil er von altadeliger Familie sei, werde das Kloster es sich zur Ehre schätzen, ihn zum Prior zu wählen. Er hatte es sehr gewünscht und auch hie und da geäußert — was denn freilich Gründe genug gegen ihn waren. Allein der neue Prior hatte nichts dabei verschuldet. Der hätte lieber den letzten Platz als den ersten eingenommen, weil er seine eigene Armeligkeit gut kannte. Er beschwor seine Brüder, ihn mit der Würde und Würde der Vorstehererschaft zu verschonen. Aber dergleichen Wahlen stehen in Gottes Hand und folgen höheren Fügungen. Der Bruder Norbert, wie der Baron

im Orden hieß, empfand darüber heftigen Groll gegen die Brüder und eine große Abneigung gegen den neuen Prior. Dieser gab sich zwar alle Mühe, den Jugendfreund, der jetzt sein geistlicher Sohn geworden war, und dem er also verdoppelte Liebe schuldete, zu besänftigen und ihn auf das Opfer der Eigenliebe und des Eigenwillens hinzuweisen; aber leider! leider! gelang es ihm nicht. Und während der ganze Konvent mit kindlicher Liebe an ihm hing, entfremdete sich Bruder Norbert mehr und mehr von ihm. Das war ein bitterer Schmerz für den Prior. Als Buße für seine vielen Sünden bemühte er sich, dies Kreuz zu tragen. Wenn der Bruder zum Gegner, der Freund zum Widersacher, der Sohn zum Feinde wird, so geht das nicht ab ohne schwere Beleidigung Gottes — und das mußte nun der Prior in seinem eigenen Konvent erleben! — Inzwischen hatte es schon lange in der Welt geheißt: Klöster wären keine zeitgemäße Institutionen mehr, sie wären Schmarotzerpflanzen des bürgerlichen Lebens, sie verzehrten die materiellen Kräfte des Volkes und täten nichts für dessen leibliche und geistige Wohlfahrt. Deshalb müsse man sie ausrotten mit Stumpf und Stiel. Und das müßten die Regierungen in ihrer zärtlichen, selbstlosen Sorgfalt für das Glück ihrer Völker tun. Ohne eine ganz besondere Zulassung Gottes, die in den Plan seiner unerforschlichen

Weisheit gehört, wäre es wohl nicht möglich gewesen, ein solches Werk der Ungerechtigkeit zu erfinden und auszuführen. Man machte sich also daran, eine Institution, die so alt wie das Christentum selbst ist und von diesem für auserwählte Seelen durchaus gefordert wird, von Grund aus zu zerstören. Auch in Kreuzbrunn erschienen Kommissäre der Regierung mit der Erklärung, Mönche und ein Kloster wären nicht zeitgemäß; deshalb werde man jene bis zu ihrem Tode pensionieren, dieses zu anderweitigen zeitgemäßen Zwecken verwenden, indem man ein Zucht- oder Irrenhaus daraus zu machen beabsichtigte. Wo Bergewaltigung eintritt, muß sich das Recht damit begnügen gegen jene zu protestieren. Das geschah mit höchster Entschiedenheit von Prior und Konvent, und der Protest war so einstimmig, daß sogar Bruder Norbert ihn einlegte. Überhaupt war er in dieser Zeit, zum höchsten Trost des Priors, ganz umgewandelt, tatkräftig, teilnehmend, unsichtig, für das Wohl des Klosters bedacht. Er half dem Prior die geweihten Altargefäße und gottesdienstliches Gerät, Kelche, Monstranzen, Lampen, Leuchter, auch kostbare Paramente verbergen, damit sie nicht in die Hände der Kirchenräuber fielen und für bessere Zeiten aufbewahrt würden. Er sprach immer die Hoffnung aus, daß man sich doch vielleicht wieder klösterlich werde einrichten können,

und wenn die Trostlosigkeit mancher Brüder dem Prior durch's Herz ging, richtete er sich an Bruder Norberts Fassung auf.“

Vater Smaragd erhob sich, schlug den Bettvorhang zurück, kniete neben dem Lager mit gefalteten Händen hin und sagte flehend:

„Ulrich! wirf einen Blick zum Thron Gottes empor! Erbarme Dich Deiner Seele! Nur e i n e n Blick der Reue, Ulrich! . . .“ —

Aus den tiefen dunkeln Augenhöhlen des Kranken schoß ein Blick auf Vater Smaragd, als ob eine Viper ihr Gift spritze; — und dann schlossen sich die Augen. Mit namenloser Traurigkeit nahm Vater Smaragd seinen Sitz wieder ein und fuhr fort:

Die Geschichte ist nicht zu Ende; höre weiter. Die Sache ging ihren Gang. Die Brüder mußten das Kloster räumen; die einen gingen hier-, die anderen dorthin; ein paar lehrten zu ihrer Familie zurück, ein paar wurden Pfarrer und Hausgeistliche, ein paar blieben beisammen hier unten im Dorf in einem armjeligen Häuschen, das sie sich klösterlich einrichteten, um vor wie nach Gott und den Seelen zu dienen. Es versteht sich, daß der Prior bei diesen letzten Brüdern blieb. Bruder Norbert tat dasselbe, allein er kam und ging, war für alle äußerst liebevoll, wußte Trost zu verheißen und söhnte auch die mit sich aus, die ihn früher scharf getadelt hatten. Er sagte, er habe Verbin-

dungen in der Welt angeknüpft, die eine glückliche Wendung der Dinge möglich machten. Eines Tages sprach er zum Prior, es sei nun gewiß, man wolle Kreuzbronn nicht zu einer Staatsanstalt einrichten; denn das koste Geld . . . und da man Geld brauche, wolle man es lieber verkaufen. Der Augenblick sei also gekommen, wo der Konvent, freilich nicht als solcher, sondern auf den Namen irgend eines Mitgliedes, Kreuzbronn zurückkaufen — und dann mit gehörigen Vorsichtsmaßregeln dajelbst fortleben könne. Der Prior erwiderte, da die Aufnahme von Novizen untersagt sei, so sei das klösterliche Leben nur gerade auf die Dauer des gegenwärtigen Konvents beschränkt. Durch den Ankauf von Kreuzbronn stürze man sich nur in Schulden, die niemand zahlen könne. Auch fehle es ihm durchaus an Geld. Bruder Norbert entgegnete:

„Kommt Zeit, kommt Rat. Es geht jetzt in der Welt durch den Napoleon alles drunter und drüber. Man muß nur zu erobern verstehen. Hat der kleine Artilleriesleutnant die Krone von Frankreich erobert und sie noch gar in eine Kaiserkrone verwandelt: warum sollten dann die religiösen Genossenschaften nicht ihr gutes Recht wieder erobern und neue Wurzeln schlagen? Nur gehört dazu, daß man festen Fuß auf eigenem Grund und Boden fasse. Ich habe einen alten Verwandten

gefunden, der mir eine Geldsumme vorstreckt. Sie reicht freilich bei weitem nicht aus. Es ließe sich aber vielleicht durch die Verwandten der anderen Brüder auch etwas aufbringen. Wir brauchen nicht alles auf einmal zu zahlen. Wir wirtschaften sparsam, tragen nach und nach unsere Schulden ab und unser liebes Kreuzbromm kommt nicht in fremde Hände.“

So sprach er. Damals war gerade der Vater des Priors aus der Zeitlichkeit gegangen. Er hinterließ nur zwei Kinder: diesen Sohn und eine jüngere Tochter, die nun mit der Mutter allein auf dem väterlichen Bauerngut lebte und ihm die Zinsen seines Erbtheils auszahlte. Das junge Mädchen war unverehelicht, schön und gut. Es hieß, sie wolle ins Kloster gehen. Der Prior kannte sie nur aus früher Kindheit, da sie zehn Jahre jünger als er — und er wenig im Elternhause gewesen war. Jetzt schrieb er ihr und bat sie, ihm sein Erbtheil auszusahlen. Sein Freund, der die Sache mit ihr ordnen und die Summe in Empfang nehmen werde, möge ihr das Nähere mündlich mittheilen.“

Abermals kniete Vater Smaragd am Krankenbett nieder und sprach mit bebender Stimme:

„Ulrich, geh' in Dich! rufe Gottes Barmherzigkeit an! . . . Die Geschichte nimmt eine gräßliche Wendung!“

Und abermals schoß der Kranke einen Blick voll des tödtlichsten Hasses auf den Vater. Nach einer angstvollen Pause sagte dieser mild:

„Wohlan, Ulrich, meine Lippen sollen sich mit diesem Gräuel nicht beslecken. Aber höre weiter. Während Bruder Norberts Abwesenheit wurde der Prior zum Pfarrer von Kreuzbronn ernannt, weil er es wünschte und man dem guten Landvolk einen Gefallen tun wollte. Der Prior freute sich unäglich. Waren die Verhältnisse auch ganz verändert, so konnte er doch die Seelsorge bei seiner lieben Herde üben und in dem trauten Kloster, bei der geliebten Kirche, dauernd und ungestört seine Wohnstatt aufschlagen. Die Pfarrgeschäfte nahmen seine Zeit sehr in Anspruch, so daß er nicht gar viel, oder wenigstens ganz ohne Unruhe der Angelegenheiten gedachte, die Bruder Norbert ausführen wollte. Dieser schrieb dem Prior in Jahresfrist nur zweimal, um sich Vollmachten auszubitten, die er auch erhielt. Von dem Erfolg seiner Bemühungen schrieb er nichts. Plötzlich hieß es in der Gegend, ein gewisser Baron Ursperg habe Kreuzbronn gekauft. Der nunmehrige Pfarrer war froh des Abchlusses der Sache und nur erstaunt, daß Bruder Norbert weder persönlich noch schriftlich Nachrichten darüber erteilte. Die Zeit verging. Es kamen Leute nach Kreuzbronn, die im Namen ihres Herrn, des Baron Ursperg, An-

ordnungen dajelbst machten, welche nur von dem Besizer ausgehen durften. Norbert kam nicht. Der Pfarrer schrieb ihm, Norbert antwortete nicht. Da schrieb der Pfarrer seiner Schwester. Deren Pfarrer antwortete, die arme Veronika sei verschwunden, vielleicht mit dem Baron Ursperg, aber gewiß durch dessen Schuld; und die Mutter liege vor Kummer und Gram auf dem Sterbebett — blutarm dazu, indem die betörte Veronika dem Baron Ursperg, wie es den Anschein habe, eine Schuldverschreibung über die andere ausstellte. Der unglückliche Pfarrer eilte nach seiner Heimat. Er fand die Mutter im Grabe und die Schwester verschollen, die früher das bravste, frömmste Mädchen gewesen war. Was lag ihm am Verlust seines Vermögens einem solchen Schmerz gegenüber! Mit gebrochenem Herzen kehrte er nach Kreuzbronn zurück. Da war inzwischen der Baron Ursperg angelangt. Der Pfarrer schauderte . . . ging hin und ließ sich bei ihm melden. Eintretend begrüßte er ihn als Bruder Norbert.

„Das bin ich nicht mehr!“ rief der Baron. „Nächstens löst der Papst meine Gelübde. Ich kam schon deshalb ein.“

„Deine Gelübde sind ewig und Du willst sie brechen?“ — war die Antwort.

„Was steht Ihnen zu Diensten, Herr Pfarrer?“ unterbrach der Baron gleichgültig.

„Wo ist mein kleines Vermögen geblieben?“ fragte der Pfarrer zitternd vor dem Abgrund, der sich im Herzen seines Freundes vor ihm aufthat.

„Ihr Vermögen, Herr Pfarrer?“ lautete die Antwort. „Ei, haben wir denn je dergleichen Geschäfte miteinander gemacht? Wo sind denn Ihre Papiere, Ihre schriftlichen Dokumente?“

„Wo ist meine Schwester geblieben?“ fragte der Pfarrer statt zu antworten.

„Darüber kann ich Ihnen keine Auskunft geben,“ jagte der Baron kalt und befremdet.

„Räuber! Meineidiger! Seelennörder!“ rief der Pfarrer in einem Anfall von grenzenlosem Schmerz.

Da schellte der Baron und sprach zum eintretenden Diener:

„Bejtreie Er mich von dem wahnwitzigen Mönch, der Hab' und Gut und Schwester — und ich weiß nicht was alles! von mir verlangt.“

Der Pfarrer ging und dabei blieb es; denn er überlegte, daß er dem Baron Ursberg auf gerichtlichem Wege nicht beikommen könne — erstens, weil ihm Beweise fehlten; zweitens, weil es einem Mann von der Gesinnung des Barons auf einen falschen Eid mehr nicht ankam. Wozu also einen Skandal zwischen zwei Ordensmännern ins Leben rufen! — Er schwieg . . . und legte alles in Gottes

Sand. Welche Mühe der Baron Ursperg sich gab, um die Versetzung des Pfarrers zu bewirken, brauche ich nicht zu erwähnen — und welche Verfolgung er heimlich jenem antat, damit er freiwillig gehe, ebenfalls nicht. Aber es gelang nicht. Gott wollte den armen Pfarrer eben in Kreuzbronn haben! — Nach einigen Jahren vermählte sich der Baron mit einer reichen Erbin, deren Vater sich, wie es hieß, am Kauf von Kreuzbronn beteiligt hatte. Eidam und Schwiegervater gerieten aber bald in heftige Feindschaft wegen des leidigen Mammons . . . und aus Groll gegen den Eidam vermählte sich der Schwiegervater zum zweitenmal und erfreute sich einer zahlreichen Nachkommenschaft. Die Baronin Ursperg mußte es bitter empfinden, daß sie keine Erbtöchter blieb, sondern — im besten Fall, mit fünf kleinen Geschwistern teilen, im schlimmsten, mit dem Pflichtteil sich begnügen mußte. Das letztere trat wirklich ein und sie wurde eine große Kreuzträgerin. Die Leidenschaften geben dem Menschenherzen eine tödliche Härte gegen andere.

Nach Jahren erschien einst ein blutjunger Mensch bei dem Baron. Armselig gekleidet, scheu in Blick und Haltung, blaß und abgezehrt, flößte er zwar Mitleid, doch kein Vertrauen ein. Er hatte dringend begehrt, mit dem Baron allein zu reden; aber kaum hatte das Gespräch fünf Minuten ge-

dauert, so riß der Baron ein Fenster auf und schrie in den Hof hinab:

„Geda, Hunde heraus! jagt mir den Spitzbuben fort!“

Und seine Hunde hezten den jungen Menschen vom Hof herunter.

Er floh zum Pfarrer ohne sonderliches Befremden über die barbarische Behandlung, gegen die er abgestumpft war. Ulrich, höre ihr Gespräch! Der junge Burjche hielt ein ganz kleines Päckchen in der Hand und sagte:

„Ich soll dies dem Herrn Pfarrer Haller von Kreuzbrunn bringen.“

„Von wem, mein Sohn?“

„Von den Herren aus dem Zuchthause zu Bern.“

„Wie heißt Du, mein Sohn?“

„Amand Haller.“

Bitternd wickelte der Pfarrer das Päckchen auf. Eine silberne Kapsel in Form eines Medaillons lag darin. Sie umschloß ein Bildchen der heiligen Mutter Gottes von Einsiedeln und auf dem Deckel standen die Buchstaben V. S. Der Pfarrer erkannte sie sogleich! Er hatte einst dies kleine Medaillon seiner Schwester Veronika geschenkt. Außerdem lag ein feines Stückchen Papier in der Kapsel und darauf stand geschrieben: „Erbarme Dich meiner.“ Der Pfarrer fragte angstvoll:

„Wo lebt Deine Mutter?“

Da traten Tränen in Amands Augen und er sagte traurig:

„Sie ist gestorben, während ich im Zuchthaus war. Sonst lebte Sie in Muri bei Bern.“

„Hat sie Dir dies geschenkt?“

„Nein! — Als sie im Sterben war, hat sie dies Päckchen und noch ein anderes an die Herren im Zuchthaus geschickt — und als meine Strafzeit um war, haben mir die Herren beide Päckchen gegeben und mir gesagt, ich möchte sie an den Herrn Baron Ursperg und den Pfarrer Haller bringen; die würden für mich sorgen. Der Herr Baron hat mich aber von feinen bissigen Kötern vom Hof hegen lassen und das Päckchen, das ich ihm brachte und worin nur Papiere waren, hat er ganz rasch gelesen und ganz zornig in's Feuer geworfen.“

Der Pfarrer behielt den armen Amandus bei sich, denn wer sonst auf Gottes weiter Erde hätte sich des entlassenen Zuchthäuslers annehmen können und mögen. Nach und nach sah er denn auch, daß der junge siebzehnjährige Mensch nicht rettungslos verkommen sei. Seine Mutter hatte sich in Gram, Reue und Arbeit aufgerieben, um ihr und sein armes Leben zu fristen. Sie konnte den Buben nicht bewachen, nicht erziehen. Er geriet an böse Kameraden, die ihn von kleinen zu größeren Diebstählen verlockten. So kam er auf

zwei Jahre ins Buchthaus. Das war der letzte Schmerz! sie überlebte ihn nicht. Gott wird ihr ein barmherziger Richter gewesen sein. Sie konnte fallen — denn sie war Mensch; aber sie gehörte zu den seltenen Seelen, die darüber einen untröstlichen Neuschmerz empfinden.

Und jetzt bin ich am Ende der Geschichte. Jetzt habe ich die Skizze Deines Lebens in Dein Gedächtnis zurückgerufen. Jetzt bedenke, Ulrich von Ursperg, daß Du Bruder Norbert bist und Gottesraub, Kirchenraub, Seelenmord begangen hast! Fahre nicht hin in Deinen Sünden! Befehre Dich freiwillig zu Gott dem Allbarmherzigen, bevor Du vor Gott dem Allgerechten unfreiwillig erscheinen mußt. Nur ein frommer Gedanke, Ulrich . . ., nur ein frommer Blick!“

Langsam und müde schlug der Kranke die Augen auf. Pater Smaragd bog sich zärtlich und angstvoll zu ihm herab — aber er schrak zurück vor dem Blick voll unverföhnlichem Haß, der ihm begegnete. Da seufzte er:

„Du willst also sterben, wie Du gelebt hast?“

Mit äußerster Anstrengung seiner letzten Lebenskraft brachte der Baron ein „Ja“ heraus, und als Pater Smaragd entsetzt zurückwich, vernahm er einen tiefen, unsäglich schmerzlichen Seufzer. Aber Niemand war im Zimmer. Er horchte. Ein ganz leises Wimmern ließ sich hinter der verschlo-

jenen Thür hören, die zu den innern Gemächern führte. Pater Smaragd schloß sie vorsichtig auf und trat ein. Da lag Grazia auf den Knien, marmorbleich, starr, eiskalt.

„Woher kommst Du?“ flüsterte Pater Smaragd von tödtlichem Schreck ergriffen.

„Die Großmama hieß mich nach Mitternacht gehen und hier im Cabinet auf dem Sopha schlafen,“ sagte Grazia leise und tonlos. „Ich konnte aber nicht schlafen, und da Sie dem Großvater sagten, Sie wollten ihm eine Geschichte erzählen, hörte ich zu. Anfangs verstand ich sie nicht recht . . . aber das Ende sehr gut.“

„Schwerlich, liebes Kind!“ sagte Pater Smaragd gefaßt und sanft. „Was ich mit Deinem Großvater sprach, betraf Gewissenssachen, die ein so junges Kind nicht verstehen kann. Vergiß das Alles.“

Grazia wollte sich von den Knien erheben, aber sie sank ohnmächtig zusammen. Pater Smaragd legte sie sanft auf dem Sopha nieder, rieb ihre Schläfen mit Äther ein, den er leise aus dem Krankenzimmer holte, und flüsterte, als sie wieder zum Bewußtsein kam:

„Schlaf ein, liebes Kind, und träume nicht so lebhaft.“

Sie küßte seine Hand und schloß müde ihre Augen. Da verließ Pater Smaragd das Cabinet,

drehte leise den Schlüssel wieder um, warf noch einen Blick voll tiefer Traurigkeit auf den Kranken und begab sich zu Bernhard, der in namenloser Unruhe im Vorfaal auf und nieder ging, während der stille Amandus den Rosenkranz betete.

„Umsonst!“ sagte Vater Smaragd sanft.

„Umsonst!“ seufzte Bernhard und verbarg sein Gesicht in seinen Händen.

„O, Herr Vater,“ sagte Amandus demüthig, „Gebet und gute Meinung sind ja nie umsonst! Sie werden schon irgend einer Seele zu gut kommen.“

Gegen Morgen hauchte der Kranke seinen Atem aus und ein Ausdruck von starrem Troß machte das Totenantlitz zu einem erschreckenden Anblick. Der böse Mensch haßt niemand so bitter und so unversöhnlich, als einen Unschuldigen, den er tödtlich gekränkt und beleidigt — und der ihm alles vergeben hat.





Die Bildergalerie.

Dresden 1852.

Wer kennt sie nicht, diese herrliche Gemäldesammlung, in welcher Meisterwerke der italienischen Maler in einer Fülle und Schönheit prangen, die man kaum in Rom und Florenz findet. Auch andere Schulen sind glänzend vertreten: Holbeins fromme Mutter Gottes — Ruysdaels so lebendige, so melancholische Landschaften — sind Sterne erster Ordnung am Kunsthimmel. Aber die Italiener haben den eigenthümlichen Zauber, den überhaupt der Süden nun einmal hat: das intensive Leben der Farbe. In ihr zittert der Sonnenstrahl, rieselt das Blut, schlägt das Herz. Es ist, als verständen die Italiener in besonderer Weise ihren Pinsel nicht nur in Farben, sondern zugleich in Licht und Leben zu tauchen. Und da keine menschliche Schöpfung je die Vollkommenheit erreicht und alle Vorzüge ihren Schatten mit sich bringen: so ist nicht zu leugnen, daß in manchen Gemälden großer italienischer Maler der Seelenausdruck hinter dem Farbenzauber zurückbleibt.

Vor Corregio's weltberühmtem Gemälde der heiligen Nacht war ein hohes Malergerüst aufgeführt, denn es wurde kopiert. Ein junger Mensch stand auf demselben, doch ohne zu malen; er betrachtete und prüfte die Copie. Unten an den Staffeln stand eine Frau in einem Kleide von ungebleichtem Percal, mit einer schwarzen Taftmantille und einem Strohhut mit blauem Schleier.

„Sind Sie fertig mit Ihrer Kritik?“ fragte sie hinauf und nahm ihren Hut ab.

„Lassen Sie mir Zeit, beste Madame Saint-Clair . . . nur fünf Minuten Zeit!“ war die Antwort.

„Wer läßt denn mir Zeit?“ sagte sie und erstieg das schmale Treppchen.

„Ich käme um, wenn ich so arbeitete, wie Sie,“ sagte der Maler. „Aber Sie sind wie Göthe's Stern, ohne Raft.“ —

„Gewohnheit der Arbeit!“ entgegnete sie lakonisch. Allein sie sah aus wie jemand, der überangestrengt von Arbeit ist, so daß man ihr schönes Antlitz nicht ohne ein gewisses Bedauern betrachten konnte, so blaßgelb war ihre Farbe, so eingesunken Schläfe und Wange, so dunkel das feine Geäder ihrer Augenhöhlen, das ihrem Auge einen tief-schweremütigen Charakter gab. Nur ihre Stirn war stolz und frei und ihr Haar, das sie kurz abge schnitten trug — augenscheinlich, um keine Zeit

dabei zu verlieren — legte sich in natürlichen Locken leicht und anmutig um ihren Kopf. Sie war seit zwei Jahren in Dresden damit beschäftigt, die vier großen Gemälde Correggio's, — die berühmtesten unter seinen Altarbildern — nach einander zu kopieren. Niemand kannte sie; niemand kam zu ihr und sie ging zu niemand. Die unvermeidlichen Beziehungen, in welche sie mit einigen Personen geriet, die, wie sie, in der Gallerie malten — wußte sie auf der äußersten Oberfläche zu halten, so daß sich etwaige Gespräche nur um die Kunst und was auf sie sich bezog, bewegten. Das war denn auch jetzt der Fall bei dem jungen Maler, der eben auf ihrem Gerüst stand. Er sagte:

„Die Lichtverteilung und der allmähliche Übergang in dämmernden Schatten ist Ihnen ausgezeichnet gelungen! Das Kind liegt in dem Stroh wirklich wie ein Leuchtkäfer im Grase.“

„Ein profaischer Vergleich!“ sprach sie lächelnd.

„Ja,“ erwiderte er, „diese ganze Hirtengesellschaft, die so erschrickt und sich so verwundert und so gar nicht das Göttliche in diesem Licht wahrnimmt, stimmt mich profaisch.“

„Finden Sie mehr Poesie in der „Magdalena“, die Sie copieren?“

„Gewiß nicht!“ rief er; „da liegt ein kleines reizendes Persönchen im Grase und lieft höchst gelassen in einem großen Buch — ist wunderlieblich

anzuschauen, hat aber so wenig von einer Magdalena, wie ich von Kaiser Karl dem Großen. Corregio war eben kein Seelenmaier. Großen Affekten, hohen Empfindungen, inneren Stimmungen weiß er keinen Ausdruck zu geben. All seine Köpfe — Christus, Madonna, Heilige, Engel — haben mit ganz wenigen Ausnahmen einen und denselben übertriebenen, süßlich lächelnden Ausdruck. Und doch übt er einen großen Zauber durch seinen wunderbaren Farbenglanz und Schmelz. Seine Figuren sehen so angenehm sinnlich aus; — das gefällt immer, jeiner Zeit wie der unsern.“

Sie schob ihn sanft zurück, nahm ihren Platz ein und sagte:

„Vergebung! reden Sie nur fort — ich höre gern zu, allein ich muß malen.“

„Wo machten Sie hauptsächlich Ihre Studien?“ fragte er.

„Ich malte in London, Paris, Rom und Sevilla.“

„Oho!“ rief er überrascht, „das sind große Namen.“

„Ja! ich malte überall, wo man mir Aufträge gab. Die Kunst ist auch ein Broterwerb.“

„Copierten Sie Gemälde von Murillo?“

„Gewiß! ganz wunderbare Gemälde, in denen der Zauber des Lichtes und der Farbe nicht das Sinnlich-Schöne, sondern das Geistig-Schöne ver-

herrlicht. Den Menschen im Widerschein des Göttlichen, von innen, von der Seele heraus, gleichsam erstrahlen zu machen, das versteht kein Maler so, wie Murillo. Der heilige Felix von Cantalicio, dem im Walde auf seinen mühsamen Wegen die Mutter Gottes erscheint und ihm ihr Kind auf die Arme legt — und der heilige Franz von Assisi, dem der Seraph die Wundenmale einstrahlt — beide sind in Ekstase; aber wie verschieden! wie freudselig jener und wie schmerzenseelig dieser.“

„Sind Sie katholisch?“ fragte der Maler.

„Gott behüte!“ rief sie. „Das konnte man zu Murillos Zeit mit voller Aufrichtigkeit sein und vielleicht sogar werden. Aber in unseren Tagen, hinter denen der Denkprozeß von mehr als drei Jahrhunderten liegt — kann man da aufrichtig katholisch sein? Aus Gewohnheit — ja. Aus Liebe zum Angeerbten — ja. Aber aus freier Wahl — nein!“

„Ich bin auch nicht katholisch,“ erwiderte der Maler, „allein ich ertappe mich zuweilen auf der Frage: Warum ist dieser kleine Leuchtkäfer hier — er zeigte auf das Christkind in der Krippe — auf die Welt gekommen?“

„Darauf kann ich Ihnen, ohne katholisch zu sein, eine ganz orthodoxe Antwort geben: Um die Welt selig zu machen.“

„Richtig! und da es ebenjo richtig ist, daß der Protestantismus die Welt seit dreihundert Jahren äußerst unjelig macht: jo will es mir oft scheinen, als würde sie besser tun, wieder katholisch zu werden, denn unter den Katholiken gibt es doch einige selige Menschen, freudejelig, schmerzjelig — wie Sie von dem heiligen Felix und Franz von Assisi jagen; — aber bei den Protestanten ist diese heilige Seligkeit null; und finden Sie daß nicht höchst interessant und zugleich höchst wünschenswert?“

„Jenes mehr als diejes.“

„Und haben Sie nie darüber nachgedacht,“ fuhr der unermüdliche Frager fort, „weshalb protestantische Prediger noch nie von einem Seraph die fünf Wunden des Gekreuzigten an ihrem Körper empfangen?“

„Psychologische Fragen kann ich unmöglich bei der Arbeit erörtern,“ jagte sie abbrechend.

Er verließ das Gerüst und setzte sich an seine Staffelei, indem er zu sich selbst sprach: Diese Madame Saint-Clair macht mir den Eindruck einer Sphinx und das Rätsel — ist sie selbst. —

Es war im September. Ganze Massen von Fremden die aus den Bädern oder von Sommerausflügen heimkehrten, oder gen Süden zogen — strömten durch Dresden und durch die Gemäldegallerie. Unter ihnen befanden sich Bernhard und

Euphrosyne. Sie waren in Karlsbad gewesen und jetzt zum Besuch bei Gräfin Meerhaim.

Die Malerin auf ihrem hohen Gerüst erbebte plötzlich vom Scheitel bis zur Sohle, als sie Euphrosynens sanfte Stimme und ihre Worte vernahm:

„Da sind wir, Emanuel.“

Sie warf einen raschen Blick herab. Da stand Euphrosyne und hatte ihre Hand auf die Schulter des jungen Malers gelegt. Mein Bruder! meine Schwester! leuzte sie leise und ihr Herz hob sich wie auf Wellen bitterer Schmerzen; — so nahe bin ich ihnen und sie kennen mich nicht! . . . Aber Gott sei gedankt, daß sie mich nicht erkennen in meinem Glend — jekte ihr Stolz hinzu — die Demütigung wäre unerträglich! — Auch Bernhard ist da! . . . wie er gut und edel ausfieht . . . Und die Kinder? . . . O, meine Kinder sind aber schöner! . . . In nichts anderem kann ich mit Euphrosyne rivalisieren, aber mit den Kindern besiege ich ihr Glück! —

Wegen des hohen Gerüstes war es für den Beschauer unmöglich, die heilige Nacht anders als in einzelnen Stücken, also ohne den Totaleindruck, der auf der Lichtglorie des Kindes beruht, wahrzunehmen. Bernhard und Euphrosyne kannten das Bild; Adrian und Grazia aber, welche die

Eltern begleiteten, klagten leise, daß sie nichts erkennen könnten.

„Ich ver helfe Euch dazu!“ sagte Emanuel. „Ich kenne die Malerin sehr gut.“

„Wer ist sie?“ fragte Euphrosyne.

„Eine Sphinx!“ entgegnete er.

Bernhard lachte.

„Ah, Du lachst?“ jagte Emanuel; — „nun! Du wirst sehen und mir dann Recht geben: sie ist der interessanteste Kopf in der ganzen Gallerie.“

„Wird sie uns Platz machen?“ fragte Grazia.

„Ob sie wird! — Wenn ich mich auf's Bitten verlege, bin ich unwiderstehlich.“

Während er die kleine Treppe erstieg, sagte Grazia zu Euphrosyne:

„Mama, findest Du nicht, daß Emanuel von Jahr zu Jahr unerträglicher wird?“

„Im Gegenteil!“ sagte Euphrosyne; — „mich unterhält seine spaßhafte Weise.“

Emanuel kam zurück und sagte:

„Nun, hatte ich nicht Recht mit meiner Unwiderstehlichkeit? . . . Morgen, Grazia, kannst Du den ganzen Vormittag vor dem Gemälde zu bringen.“

„Morgen fahren wir nach der sächsischen Schweiz,“ erwiderte sie.

„Dafür kann ich nichts!“ sagte Emanuel.

„Raum hatte ich an Madame Saint-Clair gesagt,

daß einige Kunstkenner das Bild zu sehen wünschten, entgegnete sie höchst verbindlich: Kunstkenner begnügen sich nicht gern mit flüchtigem Anschauen; da sie morgen verhindert sei zu kommen, so stünde ihnen der ganze Vormittag zu ihren Studien vor diesem Gemälde zu Gebot."

„Machte sich Madame Saint-Clair über Dich lustig oder Du Dich über mich?“ fragte Grazia spitz.

„Kind, ich bin ja der ernsthafteste Mensch von der Welt!“ sagte Emanuel. „Ist das nicht ein ungeheurer, ja beispielloser Ernst, wenn ein Student seine Universitätsferien benützt, um die Malerkunst zu studieren? sage studieren! denn seit Wochen bin ich nun schon in der Gallerie eingebürgert und male, ohne die mindeste Zerstreuung zu suchen oder zu wünschen. Ich habe wirklich große Anlage, um ein Rathhäuser zu werden — oder gar ein Angelico da Fiesole, das heißt ein Genie und ein Mönch.“

„Nur leider sehr geringe zu einem vernünftigen Menschen,“ sagte Bernhard scherzend.

Beides war richtig. Emanuel hatte die glänzenden Gaben; allein die zerrissene planlose Erziehung, die Gräfin Meerhaim ihren Kindern gab und das ungeordnete windische Leben, das sie mit ihnen führte, und das sich um die Aere ihrer wechselnden Empfindungen, Ansichten und Launen be-

wegte, verhinderten eine harmonische Entwicklung von Emanuels glücklichen Anlagen. Was den Charakter bildet und die Intelligenz trägt und hebt, ist nicht dies oder jenes Wissen, sondern die Prinzipien sind es; die fundamentalen Wahrheiten zu besitzen, die Grundursache der Dinge zu kennen; und in der Gewohnheit der Prinzipien, nach ihren großen unwandelbaren Gesetzen zu leben, zu denken, zu handeln: das entwickelt die Vernunft und bildet den Charakter. Auf diese Grundlage hatte Gräfin Meerhaim weder ihr eigenes Leben noch das ihrer Kinder aufgebaut; aber einen äußerst glücklichen Einfall hatte sie gehabt und das war der: Als die Ärzte sie für mehrere Jahre in eine Kaltwasseranstalt schickten, bat sie Euphrosyne, den zehnjährigen Emanuel bei sich in Kreuzbronn aufzunehmen, wo für Andrian ein tüchtiger und kenntnißreicher Erzieher gehalten wurde. Drei Jahre lebte Emanuel als Kind des Hauses bei seiner Schwester und berechnete zu den schönsten Hoffnungen, da sich sein Gemüt in der warmen und lichten Sphäre eines katholischen Familienlebens ungemein reich und innig entfaltete und ein heilames Gegengewicht für seinen kleinen unruhigen Kopf bildete. Bernhard und Euphrosyne hätten keine größere Freude gehabt, als Emanuel behalten und erziehen zu dürfen. Aber ach! als Gräfin Meerhaim genesen war, kam

sie nach Kreuzbronn, brachte einen Engländer als Hofmeister mit und reiste mit Emanuel auf ein Jahr nach Italien. Bernhard beschwor sie mit Bitten und Euphrosyne mit Thränen, den Knaben nicht aus dem ruhigen Kreise zu entführen, der augenscheinlich so wohlthätig auf ihn wirke; Emanuel selbst schmeichelte und weinte; — vergebens! Gräfin Meerhaim versicherte, nicht länger ohne ihren Sohn leben zu können — und damit war die Sache abgemacht. Wie weiches Wachs für Eindrücke empfänglich, ist das kindliche Gemüt und bildsam durch die Beispiele, die es vor Augen hat. Der englische Hofmeister war ein trockener, aber moralisch guter und sehr unterrichteter Mann, bei dem Emanuel tüchtig studiren mußte und es sehr gern tat, theils weil er den Lehrer hoch achtete, theils weil er mißbegierig und von leichter Fassungsgabe war. Mit seiner Mutter und den Personen ihrer Gesellschaft fuhr er dann spazieren, besuchte er Kunstsammlungen und historische Monumente, interessierte sich für alles, sprach über alles und hörte ganz auf — Kind zu sein, da er nur mit Erwachsenen umging. Einmal aus dieser grünen Knospe herausgetrieben, kehrt nicht die Blume und nicht der Mensch zu ihr zurück. Emanuel liebte seine Mutter zärtlich; allein es fiel ihm nicht ein, ihr zu gehorchen, sondern sehr bald gehorchte sie ihm, den er war ihr Idol. Seinem Erzieher gehorchte

er, d. h. beide überlegten mit einander nach den Grundsätzen der Moral — welche ein Sittengeetz ohne christliche Religion ist — was in diesem und jenem Fall das Bessere sei: und das that er denn. Seinen Vater, der sich endlich in London niedergelassen hatte, um seiner Leidenschaft für Pferderennen und Alles, was „sport“ war, zu genügen, besuchte Emanuel, als er älter wurde, jedes Jahr; ritt und schoß, jagte und angelte mit ihm. doch ohne sich zu dem Vater und dessen Tun und Treiben hingezogen zu fühlen. Er hatte nur einen Zug im Herzen und der ging nach Kreuzbrunn. Da fühlte er sich nicht bloß zu Hause, sondern als Kind des Hauses. Dahin kam er immer jubelnd, das verließ er immer ungern. Dennoch kam er nur selten, denn seine Zeit zersplitterte sich zwischen London und Dresden und dem Sommeraufenthalt in Schlesien, zwischen sport hier und Studien da und Malerei und Musik überall. Sein Erzieher begleitete ihn stets, wußte ihm in kluger Weise Freiheit zu geben und allmählig die Stelle eines älteren Freundes einzunehmen und trennte sich erst dann von ihm, als Emanuel auf die Universität Bonn ging. Ein halbes Jahr war er dort gewesen, als er in den Ferien nach Dresden kam, um dort zu malen und mit Bernhard und Euphrosyne bei Gräfin Meerhaim zusammen zu treffen. Er war nun neunzehn Jahre alt, ein schöner und interes-

janter Mensch; er mußte, er dachte, er konnte Manches; aber Bestimmung, Weg und Ziel kannte er nicht.

Am Abend dieses Tages gingen Bernhard und Emanuel Arm in Arm im großen Garten spazieren, während Gräfin Meerhaim und Euphrosyne mit mehreren Personen ihrer Bekanntschaft in der Nähe des Musikcorps Platz genommen hatten.

„Was ist denn endlich Dein Lebensplan?“ fragte Bernhard nach langem Gespräch Emanuel.

„Aber Du hörst ja, daß ich keinen habe, noch haben kann!“ rief Emanuel. „Warum soll ich mich bestimmen, wenn nichts mich bestimmt? Ich studiere, um Kenntnisse zu erwerben und zu erweitern; nicht um eine Brod- oder Fachwissenschaft zu treiben. Etwas Jus, etwas Philosophie, etwas Staatswissenschaft — das genügt, da keine der vier Fakultäten mir zu einer Carriere behilflich sein soll.“

„Willst Du Soldat werden?“

„Ich, Soldat?“ rief Emanuel; — „ich, mit meinem Malersinn mich verpuppen in die affröse unmalerische Uniform! ich, mit meinem musikalischen Sinn den ganzen Tag die Kommandoworte freisprechen! Nein, Soldat nach mittelalterlicher Art, wenn's zum Krieg kommt mit dem Türken oder dem Erbfeind — und wenn's zum Kampf kommt, Mann gegen Mann, Aug' in Auge, —

dabei bin ich auf der Stelle! aber Soldat in Friedenszeit, zwanzig Jahr Leutnant im stehenden Heer, eifrig beschäftigt den Schnurrbart zu drehen — das Schickjal wünsch' ich meinem Todfeinde nicht.“

„Es wäre Dir doch außerordentlich zu wünschen, daß Du Dich für irgend eine Laufbahn entscheiden möchtest — hauptsächlich um zu lernen, wie man sich fügt, wie man sich ein- und unterordnet, wie man ein angewiesenes Geschäft ausführt, wie man pünktlich geringe Obliegenheiten vollzieht.“

„Aber, Bernhard, das ist ja eine Übung im Philistertum . . . und weiter nichts!“ unterbrach Emanuel.

„Bitte sehr!“ sagte Bernhard lächelnd; — „wenn diesen kleinen und geringen Obliegenheiten keine andere Wichtigkeit beigelegt wird, als die, daß man bei ihrer Erfüllung schlicht und einfach seine Pflicht tut: so gerät man sicher nicht in die geistige Kleinlichkeit, Verknorpelung und Urteilsunfähigkeit des Philistertums.“

„Du warst freilich auch einmal in einer Carriere, und noch dazu in derjenigen, deren Aufgabe es ist, kleine Dinge wichtig — und eine Depeche darüber zu machen, daß der König sich dreimal die Nase geschneuzt hat, und daß die Königin in lichtblauen statt in hochroten Atlas gekleidet war; — und dennoch bist Du kein Philister geworden,

kein Verkorpelter noch Bornierter an Geist, Herz und Charakter; aber Du bist eine Ausnahme. Es kommt mir immer vor, als hättest Du eine unsichtbare Richtschnur, einen Kompaß im Kopf; — und das hab' ich nicht. Ich muß mein Leben leben, so wie Du das Deine.“

„Was nennst Du Dein und mein Leben?“

„Ein Leben gemäß unsern verschiedenen Gaben und Fähigkeiten, die ihre Berechtigung haben und geltend machen.“

„Die können uns alle in verschiedenen Richtungen auseinander führen, Emanuel, und sind doch nur verschiedene Lebensstrahlungen. Denn der Kern des Lebens, die Bestimmung unseres Lebens ist eine; . . . eine einzige für uns alle: das Leben für Gott, im Kreise unserer Pflicht und unseres Berufs.“

„Das glaube auch ich,“ sagte Emanuel; „aber ich weiß mich nur nicht in dies Leben zu versetzen. Als Diplomat, Advokat, Bureaukrat bin ich nicht brauchbar, denn ich habe keine Schreibfinger; und über den Wehrstand hab' ich mich bereits ausgesprochen. Ich sehe also nichts vor mir, als die Laufbahn des Künstlers.“

„Lieber Emanuel,“ rief Bernhard, „das ist für Dich keine Laufbahn, sondern ein Irrweg. Du kannst ein eminenter Dilettant werden, wenn Du das Genie dazu hast, und das wünsche ich Dir herz-

lich. Aber Dich ausschließlich der Kunst zu widmen, wäre kein Glück, d. h. keine dauernde Befriedigung für Dich.“

„Doch, doch!“ rief Emanuel; — „welche Befriedigung mußten die alten großen Meister der Kunst haben, deren Schöpfungen wir nach drei-, vierhundert Jahren anstaunen — und die einen Kreis von Schülern, Freunden und Verehrern um sich sammelten, mit denen sich die carriere-durstigen Sekretäre eines Gesandten und Assessoren eines Präsidenten nicht sehr vorteilhaft messen können! Wenn Rafael durch die Straßen Roms wandelte, begleiteten ihn Kardinäle — und eine glänzende Vermählung oder der rote Hut — kurz alles, was der Ehrgeiz begehren kann, war für ihn in Aussicht. Mit einer solchen Laufbahn wär' ich schon zufrieden.“

„Rafael lebte in einer Zeit, wo die Kunst ein großartiges Bildungsmittel war,“ entgegnete Bernhard. „Große Künstler, mächtige Beschützer der Kunst, das Interesse für sie, welches den Kunstsinne bilden, befördern und verallgemeinern hilft, wirkten zusammen, um ihr diesen Einfluß zu geben. Er war so groß, daß selbst das Handwerk von ihm beseelt und gehoben wurde. Denke an Benvenuto Cellinis Goldschmiedsarbeiten; denke an manche Steinmetz- und Holzschneidearbeit, ja, an Kupfer- und Eisenarbeit, wie sich davon in

Kirchen und bei kirchlichen Gerätschaften noch überbleibsel finden: wie phantasiereich, lebendig und eigentümlich ist das gedacht und gemacht. Heutzutage ist es gerade umgekehrt: nicht die Kunst gibt dem Handwerk einen veredelnden Geist; sondern das Handwerk, ja noch niedriger — die Fabrik, überwuchert die Kunst. Dome werden nach Schablonen ausgemalt, Muttergottes-Statuen dugendweise in dieselbe Form gegossen, das Portrait millionenfach als Photographie angefertigt. Das verniedrigt den Kunstgeschmack. Man begnügt sich mit Produkten, anstatt selbstständige Schöpfungen zu begehren — und das wirkt auch auf die Künstler zurück. Ich sage nicht, daß unsere Zeit nicht einige ausgezeichnete Künstler habe; allein ich sage, daß unzählige bei Rafaels Laufbahn zuerst — die Fornarina im Sinne haben.“

„Ah, die Fornarina und die Furcht vor ihr — das ist der langen Rede kurzer Sinn!“ sagte Emanuel heiter. „Nein, Bernhard! über den Punkt sei unbesorgt! für das Geschlecht der Fornarinen ist mein Kunstgeschmack zu hoch. Was mein Ideal ist, möchtest Du wissen — nicht wahr? Nun sieh! so eine hohe, edle, klare Freundschaft, wie zwischen Michael-Angelo und Vittoria Colonna -- das wäre mein Ideal. Übrigens aber, lieber Bernhard, gehört für mich das Weib in das Heiligtum des Hauses, gleichsam hinter Gitter und

Schleier, aber nicht *a la turque*, sondern im christlichen Sinn, als stille verhüllte Priesterin des häuslichen Herdes und Glückes.“

Schweigend drückte Bernhard Emanuels Hand. Da rief dieser lachend:

„Bilde Dir nur nicht ein, daß ich die leiseste Neigung für den häuslichen Herd besitze — ausgenommen für den Deinen, Bernhard! Für mich selbst muß ich ein Leben haben, das zwischen dem Karthäuser und dem Vagabunden die gerechte Mitte hält.“

„Auf dieses Kunststück bin ich neugierig!“ entgegnete Bernhard lächelnd. „Aber es wird wohl — laß uns umbekommen.“

„Einen Augenblick noch!“ rief Emanuel. „Schau, da kommt uns geradeweges die Sphinx entgegen.“

„Wer?“ fragte Bernhard befremdet.

„Die Sphinx! die Sphinx! die Malerin der heiligen Nacht: Madame St. Clair! . . . und immer mit ihren zwei Kindern und ihrem blauen Schleier!“

Ein Schauer überlief Richenza, als sie von fern Bernhard gewahr wurde. Sie fürchtete erkannt zu werden trotz des blauen Schleiers, der abendlichen Dämmerung und der Veränderung von dreizehn Jahren — und was für Jahre! Aber es war nicht möglich auszuweichen. Sie begann mit ihren

Kindern lebhaft spanisch zu sprechen. So gingen sie an einander vorüber und begrüßten sich wie Fremde.

„Sahest Du ihre Augen?“ fragte Emanuel.

„Wem ist sie ähnlich?“ fragte Bernhard sinnend.

„Wem anders als der Sphinx! . . . oder vielleicht mit ihren Sternenaugen, die durch den dunkelblauen Schleier schimmern — der Nacht!“

„Vittoria Colonna?“ fragte Bernhard scherzend.

„Ja, wenn ich nur Michel-Angelo wäre!“ rief Emanuel.

Während der Abend die Familie bei Gräfin Meerhain zusammenführte und Scherz und Fröhlichkeit und munteres Geplauder kein Ende nehmen wollten, kehrte Richenza einsam in ihr armjeliges Zimmer zurück, das sie im vierten Stock eines Hauses auf der Birnaschen Gasse bewohnte. Sie war ganz allein. Ihre Kinder hatte sie in Erziehungsanstalten gegeben. Sie lebte in der äußersten Beschränktheit, um die Mittel für eine glänzende Erziehung der Kinder aufzubringen. Es war das Einzige, was sie ihnen geben konnte. Später hoffte sie glänzende Früchte derselben zu ernten. Jrgend eine glückstrahlende Zukunft der Kinder schwebte ihr unbestimmt, aber unablässig vor der Seele. Das hielt sie aufrecht und gab ihr

eine heroische Beharrlichkeit in dem namenlos mühevollen Leben, welches sie, seitdem sie Rom verließ, erst in Sevilla, dann seit zwei Jahren in Dresden führte. Mit einer Leidenschaft, die sich nur von Hoffnung nährte und vielleicht deshalb von Dauer war, hatte sich Richenza in die Liebe zu ihren Kindern und das Opferleben für ihre Kinder hinein geworfen. Für sich selbst entsagte sie allem Glück, aller Freude, allen Ansprüchen, allen Genüssen — nur damit das alles im verdoppelten Maß dereinst den Kindern zu theil werde. Sie wußte, daß sie auf Nichts und auf Niemand rechnen und ruhen dürfe, als auf ihre eigene Kraft, und dies Selbstbewußtsein war ihr Salt und ihr Trost. Hab' ich gefehlt, sagte sie zuweilen in ihren Selbstgesprächen — nun wohl! so leide ich dafür und trage die Folgen für mich und mache sie gut für meine Kinder. Mehr kann kein Mensch auf Erden tun! — Zuweilen mochte wohl die Ahnung in ihr aufdämmern, daß man, wenn nicht mehr, so doch anders leiden, anders tragen, anders gut machen könne — demütiger, reuevoller, vollkommener. Allein dagegen bäumte sich dann ihr ganzer Stolz auf. Meine Natur ist stolz; Gott gab sie mir — sprach sie zu sich selbst. An Gott dachte sie nur, um sich über alles zu rechtfertigen, da der Tod des Welterlösers ja alles gut machte. Es war die Anwendung der Lehre, die man ihr vom Christen-

tum beigebracht hatte; freilich machte nicht der Glaube diese Anwendung bei ihr — denn dies himmlische Band zwischen der Seele und Gott war längst abgestorben in der Wildnis und Verfinsternung ihrer Leidenschaften; — sondern ein gewisser trotziger Stolz, der sein Anrecht an der Rechtfertigung durch Christus auch ohne Glauben behaupten wollte. Obgleich sie mit starrer Energie die Aufgabe verfolgte, die sie sich gestellt hatte, gab es doch Augenblicke, in denen sie, überwältigt von unaussprechlicher Mutlosigkeit, zusammenbrach und Anwandlungen von Trostlosigkeit hatte, die keine anderen Grenzen kannte, als ihre körperliche Erschöpfung. Wenn sie eine halbe Nacht durchweint und durchwacht hatte, so gab die Ermüdung ihr eine natürliche Ruhe. Aber die übernatürliche Ruhe, die aus dem Gnadenleben quillt — ach! wie fern war sie ihr. Sie kämpfte wie ein Mensch, der ohne Waffen einen gewaffneten Gegner zu besiegen sucht. Dieser Gegner war ihre Lage, waren ihre Verhältnisse. Ihr Kampf hätte Tugend und voll tiefer innerer Ruhe sein können, wenn sie ihn unter dem Kreuz geführt — wenn sie begriffen hätte, daß der Schmerz und das Leid nichts Unglückseliges sind. Freilich ist dies ein großes Geheimniß. Ja, es ist im Grunde das Geheimniß — das eine große Geheimniß der ganzen Welt, das derselben wie ein Rätsel vorhwebt, dessen

Deutung sie nicht findet und an das sie sich umsonst mit tausend falschen Worten versucht. Denn wie es das Geheimnis ist, so gibt es auch nur das Wort, das eine, um es zu lichten, und das ist das Kreuz, wenn es als Signatur göttlicher Liebe auf Leid und Schmerz gelegt wird; — — aber das fällt der Welt nicht ein!

An diesem Abend war Richenza besonders niedergeschlagen und zugleich aufgereggt, und in unfäglicher Bitterkeit ergingen sich ihre Gedanken. Der unerwartete Anblick ihrer Geschwister führte sie in ihre Vergangenheit zurück, die so glückverheißend gewesen war und zu einer so kummer- und sorgenvollen Gegenwart sich ausgestaltet hatte. Getrennt von ihrer Mutter — durch ihre Schuld, von ihrem Mann — durch ihre Schuld, von ihren Geschwistern — infolge ihrer Schuld, fühlte sie sich von allem Familienglück ausgeschlossen, von allem Trost, aller Teilnahme, aller Stütze, welche in den warmen, einfachen, wohlthuenden Berührungen und Beziehungen des Familienkreises liegen. Aber sie fühlte es zu ihrem Unglück nicht als ihre — sondern als fremde Schuld. Sie betrachtete sich als eine Verstoßene, eine Enterbte, und diese verkehrte Auffassung nährte ihre Erbitterung und machte sie immer starrer und stolzer. Besonders richtete sie ihre Bitterkeit gegen ihre Eltern. Wie hätte sich auf dem Boden einer solchen Ehe das Wesen eines

Kindes harmonisch entfalten können! sprach sie zu sich selbst. Sah ich denn etwas anderes als ein zerrissenes Verhältnis, als egoistische Zustände? Hörte ich je das ermahnende Wort, den überlegten Rath eines Vaters? Stand ich je unter dem klaren Einfluß, den das innige Zusammenwirken beider Eltern auf die Erziehung der Kindheit, auf die Lebensauffassung der Jugend üben muß? Empfand ich je die vorsichtige Leitung einer Mutter an meiner innersten Seele? Wußte sie je das Heiligtum von Liebe zu erschließen, das in jedem jungen Herzen verborgen ist? Nie! nein . . . ich darf es sagen, nie hab' ich derartiges gesehen, gehört, erfahren und empfunden. Aus diesem Mangel hat mein ganzes Schicksal sich gestaltet und es ist der Fluch, den ich jetzt auf meine armen Kinder übertrage. Sie wachsen heran . . . ausgeschlossen vom Glück und Segen des Familienlebens.

Sie hatte kein Licht angezündet. Der Mond schien hell in ihre Fenster. Sie setzte sich auf einen niedrigen Schemel, legte ihre gefalteten Hände um ihre Knie und blickte empor zu dem stillen, herbstlich klaren Himmel, als wolle sie sich zu irgend einem unsichtbaren Haltpunkt hinaufheben, hinaufranken. Wenn ein Gott da oben ist jenseits der Sterne, sprach sie dann plötzlich in sich selbst zusammensinkend und gleichsam ermüdet von dem Blick, den sie in eine leere Unendlichkeit geworfen

hatte — wenn dort ein Gott ist, so müssen meine Kinder reich werden an allem, was mir entzogen ist. So saß sie da, lange, lange, einsam mit der Trauer ihres Ichs; und der Schmerz und die Einsamkeit, welche sonst gute Lehrmeister für die ringende Seele und das schöpferische Genie sind, prallten ab von ihrer in Selbstsucht erstarrten Natur wie die Welle von der Felsentwand — ohne sie zu befruchten.

Euphrosyne war allein bei Gräfin Meerhaim, nachdem sich die übrige Gesellschaft schon zur Ruhe begeben hatte. Obgleich die Gräfin mit nervöser Erregtheit jede Erinnerung an Richenza, jedes Gespräch über sie vermied: so hatte dennoch Euphrosyne das Eis gebrochen und unumwunden gefragt, ob es denn gar nicht möglich sei, Richenzas Schicksal zu erfahren. Mit bebenden Lippen entgegnete Gräfin Meerhaim:

„Liebes Kind, mute mir nur das nicht zu! ich kann den Gedanken an die Unglückliche nicht ertragen — viel weniger mich damit beschäftigen.“

„Bei mir ist es gerade umgekehrt, teure Mutter! Meine Gedanken beschäftigen sich viel und gern mit ihr. Ich bin so namenlos glücklich, daß ich auch unsere arme liebe Richenza in den Kreis meines Glückes hineinziehen möchte. Wüßte ich nur wie es ihr geht! Wenn gut — welch ein Trost

für uns! und wenn übel — ach! wie wollten wir sie trösten! Berhard ist seit dem Tode seines Vaters ein reicher Mann. Richenza könnte mit einer ganzen Familie bei uns in Kreuzbronn leben . . . wenn sie wollte und wenn wir sie nur entdecken könnten, geliebte Mutter.“

„Gutes Kind,“ sagte Gräfin Meerhaim! „Richenza ist nicht wie Du: sie großt und trotzt mit uns. In einer glücklichen Ehe und in guten Verhältnissen ist sie aber ganz gewiß nicht. Wenn das wäre, hätte sie sich in irgend einer Weise sicherlich uns genähert!“

„Um so mehr, geliebte Mutter, scheint es mir Pflicht, daß wir uns um sie bekümmern! Kann man denn nicht an die Stadtvorsteher oder an die Polizei der Orte, wo Richenza gelebt hat, schreiben und Erkundigungen anstellen?“

„Beste Euphrosyne, das wäre ja etwas wie eine steckbriefliche Verfolgung!“ rief Gräfin Meerhaim entsetzt.

„Oder in den Zeitungen einen Aufruf an sie ergehen lassen?“ fuhr Euphrosyne, in ihre Gedanken versenkt, fort.

„Genug, bestes Kind! übergenug! . . . Einen solchen Skandal verträgt das Mutterherz nicht“ — sagte Gräfin Meerhaim entschieden, tauchte ihr Taschentuch in kölnisches Wasser und legte es an ihre Schläfen.

„Bist Du denn wirklich ganz ruhig über unsere arme Richenza?“ fragte Euphrosyne traurig.

„Ruhig über mein Benehmen gegen sie — ja! über Richenzas Schicksal? — nein? . . . denn ich bin Mutter. Aber lieber ertrage ich diese Unruhe oder dränge sie in den Hintergrund, als daß ich durch gerichtliche Nachforschungen den Skandal erneuerte, über den jetzt seit dreizehn Jahren Gras gewachsen ist.“

Während Gräfin Meerhaim so sprach, bebten ihre Lippen dermaßen, daß sie kaum die Worte mit erstickter Stimme hervorbringen konnte und sie zitterte an allen Gliedern.

„Verzeihe mir, geliebte Mutter,“ jagte zärtlich Euphrosyne. „Ach, Dein Kummer, mein Glück und die tiefe Nacht um Richenza's Schicksal — was sind das doch für schmerzliche Gegensätze!“

Sie umarmte Gräfin Meerhaim und ging nach ihrem Zimmer. In einem Kabinet vor demselben schlief Grazia. Als Euphrosyne dessen Thür leise öffnete, war das ganze Kabinet voll Mondschein und das schlafende Kind ruhte darin wie eine Perle in silberner Fassung oder wie ein Genius, der auf Lilienblättern gebettet ist. Euphrosyne löschte das Licht aus, das sie in der Hand hielt und kniete leise neben Grazias Lager nieder. Mit unaussprechlicher Zärtlichkeit ruhte ihr Blick auf dem

Müthig des Kindes, das ihr und dem Monde zugekehrt und in der tiefen Ruhe der Unschuld und des Schlafes einem Engel ähnlich war. Euphrosyne hätte es nie eingestanden — und vielleicht wußte sie es auch nicht! — aber Grazia war in der Stille ihres Herzens ihr Liebling; oder, wenn das klingt wie eine leise Zurücksetzung der anderen Kinder, so könnte man bezeichnender und richtiger sagen: Grazia war das Kind, das sie zuerst und das sie am längsten geliebt — das Kind, durch welches sie die Mutterliebe kennen gelernt hatte — das Kind, durch welches ihr das unjüngliche Glück, Bernhards Frau zu sein, zum erstenmale außerhalb ihres Herzens entgegentrat. Dazu kam, daß Grazia ganz und gar die Tochter ihres Vaters war, ganz seinen festen Charakter, seine klare Entschiedenheit, seinen energischen Willen hatte, auch sein unbeschreiblich gutes Lächeln, auch seine schwarzen Augenbrauen — kurz alles, was sie an Bernhard liebte. Jetzt freilich, da Grazia noch so jung war, traten auch die Fehler ihrer guten Eigenschaften hervor: sie konnte stolz sein und schroff . . . vielleicht sich selbst überschätzen! . . .

Einen Augenblick betrachtete Euphrosyne mit Wonne das liebe, liebliche Gesicht, das wie ein Mai-glöckchen am Stengel etwas gesenkt war und mit der einen Wange auf der rechten Hand ruhte, während die Linke auf der Decke lag und ein kleines

goldenes Kruzifix hielt, das an einem Rosenkranz von Lapis hing, den Grazia schon seit ihrem siebenten Jahr als Armband trug. Aber nur einen Augenblick verweilte Euphrosyne bei der Schönheit ihres Kindes; — dann faltete sie die Hände, Tränen glänzten an ihren Wimpern und sie sprach leise: O mein himmlischer Vater, mache sie demüthig! wenn sie demüthig wird, kann sie eine Heilige werden! . . . Heilige sie! — Dein Name werde geheiligt — durch sie . . . durch uns alle. — —

Und derselbe Mondenschein fiel auf die beiden Schwestern und derselbe ewige Gott hörte, was sie für ihre Kinder ersleheten.

Endlich erhob sich Euphrosyne, küßte leise Grazias Stirn und ging in ihr Zimmer. Sie erschraf fast, als sie Bernhard dort fand. Er saß an einem Tisch, ohne zu lesen oder zu schreiben, hatte den Arm auf den Tisch und den Kopf auf die Hand gestützt und war dermaßen in Gedanken vertieft, daß er ihren Eintritt gar nicht bemerkte. Sie ging zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und sagte:

„Aber, lieber Bernhard, ist das wohl recht, dem Arzt so ungehorsam zu sein! Du sollst nicht lange wachen, sollst Dich recht ausruhen nach der angreifenden Karlsbader Kur! . . .“ —

„Ah! Euphrosyne!“ rief er, als ob er sie zu

seiner Überraschung plötzlich erkenne. Dann stand er auf und sagte in seinem gewöhnlichen Tone:

„Ich weiß nicht, ob das Karlsbad mir gut getan hat. Ich fühle mich furchtbar angegriffen . . . wie gelähmt.“

„Umso mehr mußt Du Dich schonen, lieber Bernhard . . . dann kommt die gute Wirkung gewiß später,“ sagte sie beruhigend. Aber das Herz tat ihr weh, denn ihr fiel zum erstenmal schneidend auf, daß Bernhard krank aussehe. Das hatte sie noch nie gefunden, obschon ineinetwegen ja die ganze Karlsbader Reise und zwar auf Anordnung ihres Hausarztes gemacht worden war. Allein eine Badekur ist heutzutage etwas so gewöhnliches, daß man dabei wohl an Verstimmung der Nerven oder dieses und jenes Organs — doch nicht eigentlich an Krankheit denkt. Und zuweilen sind es die aller-nächsten, die zu allerlezt daran denken.

Am andern Morgen machte die ganze Familie eine Fahrt nach der sächsischen Schweiz. Bernhard fühlte sich wohl, Euphrosyne beruhigt. Emanuel neckte Grazia; Grazia ärgerte sich über ihn; Adrian lächelte über beide und stiftete Frieden. Gräfin Meerhaim langweilte sich ein wenig, weil sie unzählige Male in der sächsischen Schweiz gewesen war. An die Bildergalerie dachte niemand. Aber Richenza dachte daran. Während acht Tagen blieb das Gerüst vor Corregio's Nacht leer. Richenza

opferte lieber ihre kostbare Zeit, als noch einmal Bernhard und Euphrosyne zu begegnen. Wenn sie nicht auf der Gallerie beschäftigt war, malte sie zu Hause. Sie hatte ein Gemälde eigener Komposition begonnen: Deborah, die Prophetin, ihr Siegeslied singend. Vielleicht gelang es ihr, dadurch aus der untergeordneten Sphäre der kopierenden Maler selbständig hervorzutreten. Es war gleichsam eine zweite Auflage von Chiara Stella; ein Mittel zum Zweck. Immer strebte sie höher hinauf! aber die eigentliche Höhe ihrer Bestimmung kannte sie nicht.

Mit ihrem Verschwinden war niemand weniger einverstanden, als Emanuel. Bernhard war mit den Seinen zwei Tage nach dem Ausflug in die sächsische Schweiz abgereist und Emanuel malte in der Bildergallerie fleißig an seiner „Magdalena“ . . . und doch zerstreut. Wer war doch jener ungeheuer gelehrte Professor, der eines Tages auf dem Katheder gänzlich aus dem Konzept kam, weil ein Knopf am Rock eines armen Studenten fehlte — gerade der Knopf, auf welchen der Herr Professor sich gewöhnt hatte, seinen Blick zu richten, während er seine Vorlesung hielt; — so sprachen Emanuels Gedanken. Kann so etwas einem deutschen Professor, der Infarnation menschlicher Weisheit, die jede andere Weisheit überflüssig macht, geschehen — und gar um eines elenden abgeris-

jenen Knopfes willen: so sehe ich nicht ein, weshalb ich mich genieren sollte, zu erklären, daß es mich nächstens aus dem Konzept bringen wird, die Sphinx nicht da oben auf ihrem Gerüst malen zu sehen.

Ehe aber dies „nächstens“ eintrat, erschien Michenza wieder, und als Emanuel sie eines Morgens an ihrer Staffelei sitzend fand, erstieg er das Treppchen des Gerüstes und sagte fröhlich:

„Ah, da sind Sie! Darf ich fragen, ob Sie sich vielleicht in Ihrer Zurückgezogenheit mit der Lösung meiner tieffinnigen Frage beschäftigt haben?“

Nichenza hatte Emanuel kaum angesehen und nur mit einem Wink der Augen begrüßt. Jetzt aber blickte sie über ihren Pinsel hinweg ihn an und sagte höchst erstaunt:

„Ihre Frage? . . . Ihre tieffinnige Frage? — Aber ich weiß ja kein Wort von irgend einer Frage!“

„Ich erlaubte mir, Sie vor acht Tagen zu fragen, weshalb es gleichsam unmöglich sei, daß ein protestantischer Prediger die Wundmale des heiligen Franz von Assisi empfangt. Darauf entgegneten Sie: psychologische Fragen könnten Sie nicht an der Staffelei erörtern; — und verschwinden — acht volle Tage!! — In sechs Tagen schuf

Gott die Welt. Sollten Sie nicht in acht Tagen meine Frage gelöst haben?"

Richenza war schon wieder bei ihrer Arbeit und sprach mit traurigem Lächeln:

„Ich habe es sehr gern, wenn junge Leute munter und scherzhaft sind . . . nur muß man mir nicht zumuten, auf die Scherze einzugehen.“

„Ein Dichter sagt — da ich ein schlechtes Gedächtnis habe, weiß ich nicht wer! — „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst.“ Sie üben die Kunst — also müssen Sie auch heiter sein können.“

„O ja!“ sagte Richenza, wie jemand, den das Gespräch unsäglich langweilt. Dann setzte sie hinzu: „Wird denn Ihre Magdalena nie fertig?“

„O ja!“ entgegnete Emanuel gekränkt und verließ seinen Platz auf dem Gerüst.

Das wollte Richenza. Es ging ihr, wie allen, die von der Furcht vor irgend einer ihnen drohenden Enthüllung beherrscht sind: sie fürchtete, von ihrer Familie erkannt zu werden, irgend etwas zu sagen oder zu tun, wodurch sie verräete, daß sie Richenza sei. Emanuel würde sie unter anderen Umständen sehr interessiert haben. Jetzt war das ein Grund mehr, um ihn in äußerster Ferne zu halten. Sie wollte nicht, daß die Wunde ihres Herzens, ihres Lebens, von fremder Hand berührt, von fremdem Auge erspäht werde. Das war nun einmal ihr trauriges Geheimnis — und mit keinem

Menschen wollte sie es teilen; am allerwenigsten mit ihren Geschwistern. Darum mied sie alle Gespräche. Es ist leichter zu schweigen, als bei jedem Wort auf der Hut zu sein. Und es schien ihr, als beobachte Emanuel sie genau, was — nach ihrer Meinung — keine anderen Grund habe als den, daß er in ihr eine Schwester ahne.

Doch davon war Emanuel weit entfernt. Er beobachtete sie, weil ihre ganze Erscheinung seine Phantasie beschäftigte. An Richenza dachte er nie. Er war sechs Jahre alt, als sie fortging. Sie lag außerhalb seines Horizonts: er vergaß sie. Gräfin Meerhaim war darüber sehr froh und Euphrosyne, die Emanuel mit halbmütterlichen Gefühlen liebte, konnte sich in zarter Scheu nicht entschließen, mit ihm von einem Ereignis zu sprechen, das auf ihre Schwester, auf eine Frau, einen sittlichen Schatten warf.

Emanuel war wohl etwas gekränkt durch die Art, wie Madame Saint-Clair ihn behandelte. Aber es war nun einmal ein Wesen, das ihn anzog und für das er Sympathie empfand, und deshalb knüpfte er immer wieder das Gespräch an.

„Haben Sie nie eine eigene Komposition versucht?“ fragte er einmal.

„Doch!“ entgegnete Richenza; — „gerade jetzt beschäftige ich mich in meiner freien Zeit damit.“

„Haben Sie denn freie Zeit?“

„Ja, die Stunden, wenn die Gallerie geschlossen ist.“

„Wird man das Gemälde sehen dürfen?“

„Vielleicht.“

Das genügte ihm. Er kannte das Haus, das sie bewohnte, das schmale Haus, drei Fenster breit, fünf Stockwerke hoch; er hatte sie einmal dort am Fenster gesehen. Er ging am nächsten Sonntag in das Haus und geradeweges zum vierten Stock hinauf. Allein so kräftig er auch schellte — niemand öffnete ihm. Da schob er seine Karte in eine kleine Spalte zwischen der Türe und der Schwelle und ging mißmutig fort.

Am andern Morgen saß er schon bei der Arbeit, als Madame Saint-Clair in den Saal trat. Statt zu ihrer Staffelei zu gehen, ging sie zu Emanuel und sagte mit ernstem Blick und Ton:

„Ich fand gestern abend in meinem Zimmer eine Karte von Graf Emanuel Meerhaim. Sind Sie das?“

Er war aufgestanden und verbeugte sich stumm.

„Herr Graf,“ sagte sie immer sehr ernst, „es wäre mir eine große Ehre, Sie bei mir zu sehen; allein ich empfangе niemand. Ich arbeite immer und nur zuweilen bringe ich mit meinen Kindern einen Sonntag auf dem Lande zu — wie eben gestern.“

„Sie hatten gesagt, man dürfe „vielleicht“ Ihr Gemälde sehen: das gab mir Mut,“ sagte er verwirrt.

„Ich habe Ihnen ja nur zu danken für Ihren Besuch,“ setzte sie freundlicher hinzu; „allein ich führe nun einmal ein Eremitenleben.“

Sie grüßte ihn und ging zu ihrer Staffelet. Emanuel war empfindlich gekränkt. Die Frauen sind einzig! murmelte er für sich; — die eine nimmt es übel, wenn man sie nicht besucht, und die andere, wenn man sie besucht! In keinem Stück gibt es bei ihnen eine Regel, die für alle gültig wäre! Immer muß man ihre spezielle Laune kennen! . . . — Mir scheint, die Sphinx ist in diesen letzten Tagen etwas alt geworden.





Beginn eines Kreuzwegs.

Kreuzbronn 1854.

Die Schloßkirche war schwarz ausge schlagen, der Katafalk strahlte von Kerzen, denn die christliche Trauer ist immer vom himmlischen Licht einer übernatürlichen Liebe und Hoffnung umgeben — und Vater Smaragd hielt die Requien. Da knieten sie alle in tiefen Trauergewändern, Bernhard und Euphrosyne, Adrian und Grazia, und die Dienstboten und die Dorfbewohner, und alle beteten für die Seelen der Abgeschiedenen, der beiden ältesten Söhne des Hauses. Die fürchterliche Bräune befiel die herrlichen hoffnungsvollen Knaben und binnen achtundvierzig Stunden erlagen sie der grausamen Krankheit. Euphrosyne kniete da — ein Bild des Jammers, so bleich, so abgehärmt, so gebadet in Tränen. Und ach! diese Tränen und dieser Gram galten nicht bloß ihren geliebten dahingegangenen Söhnen. Ach, wie starr und kalt kniete Bernhard an ihrer Seite. Das war nicht die äußerliche Starrheit, die zu

weilen infolge übergroßer Schmerzen, für die das Auge keine Tränen und der Mund keine Klage hat, eintritt. Das war nicht das bewußte Schweigen, worin ein Herz sich verschließt, um nicht dem Ungestüm seines Sammers Ausbruch zu gestatten. O nein! o nein! dies war Gleichgültigkeit, Mangel an Teilnahme. Bernhard, der zärtlichste Vater, der liebevollste Gatte, kniete kalt neben den Särgen seiner beiden Söhne, neben seiner in Tränen aufgelösten Frau! — Als die Särge in die Gruft unter der Kirche beigelegt werden sollten, sank Euphrosine von Schmerz gebrochen zusammen. Ihre Frauen führten sie und ihr jüngstes Kind, den fünfjährigen Bernardin hinweg. Adrian und Grazia geleiteten die geliebten Brüder zur letzten Ruhestatt. Bernhard aber blieb auf seinem Betstuhl knien, als ob nichts von allem, was um ihn her vorging, ihn beträfe, in Beziehung zu ihm stehe. Er sah doch leichenblaß aus, und trübe und tiefingesunken war sein Auge! Adrian und Grazia kamen aus der Gruft zurück und gingen zu ihm. Als er seine Tochter, schön wie der Engel der Auferstehung, vor sich sah und als sie sagte:

„Nun komm, lieber Vater! laß uns zu Mama gehen . . . und sie trösten!“ —

Da kam ein Wechsel über seine leblosen Züge. Zuerst ein Blitz der Freude, als werde er sich des Glückes, seine Tochter zu haben, bewußt. Aber als

ob er sich nun seines Verlustes erinnere, füllten sich seine Augen mit Tränen. Er verbarg sein Gesicht in beiden Händen, leise betend und weinend. Die Eisdecke schien von seinen Gefühlen hinweg gehaucht zu sein. Nach einiger Zeit erhob er sich, sagte zu Adrian und Grazia, die neben ihm knieten:

„Kommt zur Mutter, liebe Kinder!“

Und sie verließen die Kirche.

Vater Smaragd war bereits bei Euphrosyne. Sie weinte und wollte sich nicht trösten lassen.

„O mein Vater!“ seufzte sie, „die heilige Gottesmutter hat doch nur einen lieben Sohn verloren und ich verliere zwei Söhne auf einmal! Hat denn der liebe Gott das schon je von einer Mutter verlangt?“

„Es ist das erste große Opfer, das Gott von Ihnen verlangt,“ sagte der Vater sanft, „und dennoch zählen Sie die Lämmlein, die Sie ihm darbringen?“

„Nein,“ erwiderte Euphrosyne und troänete ihre Tränen; — „wenn ich denke, daß es die Lämmlein Gottes sind, dann zähle ich sie nicht! Aber meine Kinder . . . ja, dann ist's dem Mutterherzen zu viel.“

„Gott übt barmherzige Nachsicht mit der heftigen Empfindungsweise des Weibes,“ sagte der Vater mild. „Auch große Heilige waren im ersten Augenblick übermannt von Schmerzen, wie der

Ährige. Wenn die heilige Paula eines ihrer Kinder verlor — und sie verlor deren vier in blühender Jugend: so wollte sie immer vor Gram mit jedem Kinde sterben. Die heilige Emmelia war so gebeugt durch den Tod ihres Gatten, daß sie ihm in's Grab nachgefolgt wäre, wäre nicht ihre Tochter, die junge heilige Macrina, ihr Trost und Stütze gewesen. Und die heilige Elisabeth lief bei der Todesnachricht ihres Gemahls wie irrsinnig laut weheklagend durch alle Räume der Wartburg. Und doch haben sich diese trostlosen Frauen geheiligt, indem sie nach und nach ihren Schmerz Gott zum Opfer brachten. Das werden auch Sie tun. Glauben Sie etwa, daß das Glück allein eine Gnade von Gott ist? O der Schmerz, der rechtgetragene, ist es weit mehr, denn er ist ein Dorn aus der blutigen Dornenkrone unseres Herrn, während das Glück die Blume eines Kranzes ist, den unser Herr zwar gern den Menschen gönnt, den er selbst aber nie hinieden trug.“

„Und ich habe ihn getragen, den Kranz des Glücks!“ sagte Euphrosyne und faltete fromm ihre Hände. „O mein Vater, wie reich, wie schön, wie ungestört war mein Glück! und wie lange hat es gewährt! Ach! — rief sie plötzlich — welches Zusammentreffen! Heute sind es fünfzehn Jahr, seitdem ich meinen ersten Einzug in Kreuzbrunn hielt und an demselben Tage wurde in achtzehn

Jahr alt. So bin ich denn heute dreiunddreißig Jahr geworden.“

„Das Alter unsers Herrn!“ sagte Vater Smaragd. „Sehen Sie, wie schön das ist, gleichsam zu derselben Zeit ein Stück seiner Passion mit ihm zu leiden, da er doch schon fünfzehn Jahr allein für Sie gelitten und Ihr Glück in seinem Blut gesegnet hat.“

„Ja, fünfzehn Jahre eines ungetrübten Familienlebens, das mich zur glücklichsten Frau und zur glücklichsten Mutter machte, und jeden Tag mit einer Freude segnete — so daß es mir manchmal leid war, schlafen zu müssen, weil ich dadurch das Bewußtsein meines Glückes verlor: ja, die sind es wert, daß ich jetzt im Leiden Buße tue für all den Undank und all die Gottvergessenheit, die ich mir in meinem Glück zu Schulden kommen ließ, — sagte Euphrosyne tief bewegt, und ihre Tränen strömten auf's Neue. „Möchte es nur Gott gefallen, daß Bernhards Zustand sich besserte. Diese Hypochondrie . . . oder was es sonst ist, das so furchtbar lähmend auf ihm liegt — scheint ganz außerhalb aller ärztlichen Wissenschaft zu liegen. Das erfüllt mich mit namenlosem Grauen — denn wenn sie sich steigerte“ . . . —

„Lassen Sie uns recht vertrauensvoll beten,“ unterbrach sie Vater Smaragd mit unaussprechlichem Mitleid in Blick und Ton. „Es ist nicht

immer gut, sich die schlimmsten Möglichkeiten vorzustellen, da jeder Tag ja seine eigene Sorge hat.“

„Finden Sie nicht, daß das Übel zunimmt?“ fragte sie ängstlich. „Ich bin allzu befangen — bald in Sorgen und bald in Hoffnung, um ein klares Urtheil zu haben. Ich weiß nur das Eine: er ist seit zwei Jahren, seit er in Karlsbad war, der alte Bernhard nicht mehr.“

Bernhard's Eintritt mit Grazia und Adrian überhob Pater Smaragd einer Antwort. Euphrosyne lag auf einer Chaise longue. Sie streckte ihrem Mann beide Hände entgegen, sprachlos durch Tränen. Er ging rasch auf sie zu, kniete neben ihr nieder, drückte sie an sein Herz und sagte ganz mit seinem alten innigen Ausdruck:

„Gott hat sie gegeben, Gott hat sie genommen. Wir wollen ihn loben und preisen in Ewigkeit. Nicht wahr, meine Euphrosyne?“

„In Ewigkeit!“ sagte sie, schloß sanft die Augen und legte den Kopf auf seine Schulter, fast getröstet, halb beruhigt, weil Bernhard der Alte war. Denn sie liebte ihn grenzenlos und mehr, weit mehr als an jenem Tage, wo sie vor fünfzehn Jahren an seiner Hand nach Kreuzbronn kam. Denn damals verhiess er ihr nur, sie glücklich zu machen, und jetzt hatte er sein Versprechen erfüllt, indem Alles, was sie von Glück auf Erden kannte, in ihm Wurzel hatte, von ihm ausging, mit ihm sie verband.

Nachmittags kam der Hausarzt. Bernhard sprach sich sehr zufrieden mit seinem Befinden aus und meinte, diese schwere Heimjuchung habe ihm vielleicht die Genesung von seinem hypochondrischen Zustand gebracht. Er wollte auch nichts mehr von der Reise nach Nizza wissen, welche der Arzt empfohlen hatte; — je enger der Kreis der Lieben, desto weniger fühle man sich in der Fremde heimisch — sagte er — und wenn Luftveränderung auf junge Menschen und jugendliche Organisationen einen günstigen Einfluß haben möge, so sei er mit seinen fünfundvierzig Jahren ein zu alter und knorriger Baum, um unter einem südlichen Himmel frisch zu ergrünen. Der Arzt sagte nur:

„Gut! wir wollen vierzehn Tage warten. Dann ist der Oktober zu Ende und dann werde ich mich entscheiden.“

Euphrosyne war fast unmutig, daß der Arzt noch schwanken könne und daß er nicht auf der Stelle Bernhard für hergestellt erkläre: so wenig wollte sie an die Möglichkeit eines Rückfalls glauben. In den ersten Tagen schien Bernhard wirklich seinen krankhaften Zustand ganz überwunden zu haben. Er ging an seine Geschäfte, er besprach sich mit seinen Beamten; er war im Familienkreis liebevoller, teilnehmender, tröstender denn je, so daß alle fühlten, wie er ihr Ruhepfeiler sei, der sie trug, stützte und hob. Und allen schien

der Verlust der Dahingeschiedenen gemildert, weil sie seitdem Bernhard zurückgewonnen hatten. Die feurige Grazia war ganz ergriffen von Dankbarkeit, und rief, indem sie zärtlich die Tränen von den Wimpern ihrer Mutter küßte:

„Sieh, wie gut es ist, daß wir zwei Engel haben, die am Throne Gottes für uns beten! ihrer Fürbitte verdanken wir des Vaters Genesung. Jede Gnade wird durch ein Opfer erkaufte, weil Christus beide am Kreuz verbunden hat — sagt Vater Smaragd.“

„Aber ach! die schönen Tage waren nicht von Dauer. Wieder senkte sich ein geheimnisvolles etwas wie eine unsichtbare Wolke auf Bernhard; anfangs nur auf Minuten, dann länger und dann lange. Mitten im Gespräch wurde er zerstreut, verlor den Faden des Gedankenganges, brach ab, verstunnte, schien mit anderen Dingen beschäftigt und gleichgültig gegen alles, was ihm umgab. Oder er saß bei der Arbeit, schreibend; plötzlich versagte ihm — war es die Hand, war es das Gedächtnis? — den Dienst, und in ein dumpfes Hinbrüten verloren, bewegte er zuweilen wohl noch die Feder, aber ohne zu schreiben — oder wenn er schrieb, so war es ohne Zusammenhang mit dem Vorhergehenden. Mit aller Kraft eines Mannes und aller Geduld eines Christen bekämpfte er diese Abspannung der Nerven — wie man es nannte,

um dem Leiden einen Namen zu geben. Es war sichtbar, welche Gewalt er sich antat, um sich aus der Apathie aufzuraffen, wie energisch er die Lähmung abzuschütteln suchte, die seine Sinne umspann. Allein es war ein trauriger Kampf, denn mehr und mehr kam es zu Tage, daß sein Wille ihm nicht gehorchte; und je mehr er selbst gewahr wurde, gegen welchen Feind er sich nicht verteidigen könne, um desto mehr versiel er demselben durch gesteigerte Entmutigung oder durch nervöse quälende Unruhe. Die vom Hausarzt festgesetzte Frist war noch nicht abgelaufen und schon hatte Bernhard selbst den Tag der Abreise nach Nizza bestimmt.

Mit tiefer Bekümmernis bereiteten sich die Seinen dazu vor. Euphrosyne war nie von der Reijemanie angesteckt gewesen, die jetzt in der Welt grassirt. In ihrem Hause fand sie eine unaussprechliche Befriedigung; was sollte sie denn außerhalb ihres Hauses noch suchen? Überdas wäre es ihr nie in den Sinn gekommen, ohne ihre Kinder zu reisen. Mit den Kindern und allem dazu gehörenden Personal — das war aber höchst kostspielig und bis zum Tode des alten Baron Ursperg fehlten dazu alle Mittel. Die reiselustige Gräfin Meerhaim kam häufig und gern nach Kreuzbrunn; und so war denn keine Pflicht vorhanden, um das geliebte Haus zu verlassen. Die Reise nach Karls-

bad und Dresden war die erste gewesen, die Euphrosyne seit ihrer Verheirathung machte. Und wenn sie sich auch ganz gut dabei unterhielt, so war sie doch seelenfroh, als sie mit ihrer ganzen kleinen Karawane nach zwei Monaten wohlbehalten wieder im lieben Kreuzbrunn anlangte. Während der beiden letzten Sommer hatte sie Bernhard auf einige Wochen nach Gastein begleitet. Da aber die Kur ohne nachhaltige gute Wirkung blieb, so vermochte sie aus der Luft- und Ortsveränderung jetzt nicht diejenige Hoffnung für den geliebten Kranken zu schöpfen, die ihr einen Trost für die Trennung von Haus und Heimat, und von den Gräbern ihrer lieben Söhne geboten hätte.

Für Grazia aber war Kreuzbrunn der Inbegriff alles Schönen und Angenehmen, was die Erde nur darbieten kann. Aufgewachsen und erzogen in der reinen, gesunden Atmosphäre eines geheiligten Familienlebens, fern von all den gefährlichen Einflüssen, welche als Verweichlichung, Eitelkeit und schiefe Bildung dem Kontakt mit der Welt entströmen und Kindern und jungen Gemüthern weit früher, als man zu glauben geneigt ist, eine verkehrte Richtung geben — liebte Grazia mit ihrem unschuldigen Herzen gerade das und nur das, woran Gott sie gewiesen hatte: ihre Eltern, ihre Brüder, ihre Lehrer, ihre Armen, ihr Kreuzbrunn mit all seinen Herrlichkeiten und

Schönheiten, die so weit gingen, als der Horizont reichte. Gespielinnen kannte sie nicht. Freundinnen hatte sie nie gehabt und auch nie weder entbehrt noch gewünscht; nie hatten sie ihre Gefühle launenhaft und selbstjüchtig zerplittert: darum liebte sie denn auch das, was sie liebte, mit der ganzen Energie eines starken Herzens, welches den Mittelpunkt einer glühenden Seele bildet. Euphrosyne hatte früh erkannt, welche Gefahr ihrer Grazia drohe wegen dieser Kraft zum Lieben und dieser Glut im Lieben. Daher hatte sie früh die junge schwungvolle Seele zu den himmlischen Dingen angeleitet und hingewiesen und ihr keine Wonne, keine Freude, keine Befriedigung so lieblich und süß ausgemalt, als die Wonne des Opfers aus heiliger Liebe, aus Liebe zu Gott und zur Pflicht. Aber ein solches Wort von einer solchen Mutter wie Euphrosyne, die selbst nie etwas anderes als ihre Pflicht geliebt hat, gleicht jenem geheimnißvollen Taotropfen, der in eine Perlenmuschel fällt und sich darin zur ächten Perle bildet. Kein Verhältnis war edler, seelenvoller, anmutiger, als das zwischen Grazia und ihren Eltern. Es war ein Gemisch von namenloser Zärtlichkeit und von heiligem Ernst auf Seiten der Eltern — und von unsäglichlicher Verehrung, unbedingtem Vertrauen, kindlichster Hingebung auf Seiten Grazias. Für sie waren die Eltern eine Sonne, um die sich

ganz Kreuzbrunn als ein Planetensystem bewegte — und jetzt kam es ihr vor, als müßten diese Gestirne untergehen und zerfallen, wenn die Sonne sich von ihnen entferne.

Es war einer jener lieblichen Tage des Spätjahrs, die am Oberrhein nicht selten im Oktober sind. Im sanften reinen Blau lächelt der Himmel, die Sonne scheint sommerlich warm, die Grillen zirpen sogar im Graje, das noch grün und auf dem das Grummet eben gemäht ist. Die Bäume färben und entlauben sich; aber im Weinstock werden die Trauben immer schwerer und klarer. Kein Windhauch regt sich, kein Wölkchen zeigt sich. Über der Ferne schwebt es wie ein silberiger Flor und ein eigentümliches Blau, ohne Beimischung der glühenden und wechselnden Farben des Sommers, legt sich über die Berge. Ein solcher Tag hat etwas süß Melancholisches; es ist wie ein Hinsterben im Frieden Gottes.

Die Kreuzwegstreppe war schon längst wieder ein Kalvarienberg geworden und die vierzehn Stationsbilder erhoben sich rechts und links neben ihr. Diese Bilder von Terra cotta waren mit kleinen Nischen überbaut, um die sich wilder Wein und Clematis rankte. Grazia saß oben auf der Treppe vor der Station mit dem Vesperbilde. Sie hatte die Kreuzwegandacht verrichtet; ihr Trauerkleid und ihr trauriger Ausdruck stimmten damit überein.

Sie hatte den Kopf zurück und an die Nische gelehnt und den Hut abgenommen. Die rotbraunen Ranken des wilden Weins fielen auf ihr blondes Haar. Regungslos, wie träumend saß sie da und flehte ohne Worte die heilige Gottesmutter an, ihr den Abschied von Kreuzbronn zu erleichtern, da er ja zur Herstellung ihres lieben Vaters notwendig sei. Sie schrak zusammen, als plötzlich Adrian, vom Dorf heraufkommend, vor ihr stand und fragte:

„Grazia, schläfst Du?“

Aber sie fragte zurück:

„Woher kommst Du? hast Du auch die Stationen gebetet? Aber wie siehst Du blaß aus mein Gott werde nur nicht krank, Adrian.“

Adrian war ein schöner Jüngling, dessen schmachtige hochaufgeschossene Gestalt das Gepräge seiner achtzehn Jahre trug, während der gedankenvolle, sinnige Ernst, der ihm eigentümlich und der Ausdruck seines inneren Wesens war, eine geistige Reife verriet, die weit über sein Alter hinausging. Dieser Ernst mochte ein Erbteil seiner Eltern sein, die er nie gekannt hatte — oder die Mitgift des Schicksals für das frühverwaiste Kind. Gewiß ist, daß Adrian nie die Liebe des treuesten Vaters, der zärtlichsten Mutter vermischte, ja, daß es ihm unmöglich war, sich vorzustellen, wie man wirkliche Eltern mehr lieben und mehr von ihnen geliebt

werden könne. Seine ganze Erziehung war mit der größten Sorgfalt geleitet und überwacht. Niemals brachte Bernhard es über sich, den Knaben in ein Institut zu geben. Er wußte Hofmeister und Lehrer zu finden und festzuhalten, die im Einverständnis mit ihm und nach seiner Anleitung Adrians geistige und sittliche Bildung besorgten. Das kostete ihm manches pekuniäre Opfer, denn so lange der alte Baron lebte, war Adrian ein ganz unbemittelter Knabe, der erst nach dem Tode des Großvaters in die Rechte seines verstorbenen Vaters eintrat und nun ein bedeutendes Vermögen bekam; — aber Bernhard sparte lieber bei Pferden und Wagen, als bei der Erziehung seines Adrian. Sie trug ihm herrliche Früchte. Adrian war mit Recht sein Stolz, Euphrosynens Freude, ein Musterbeispiel für die übrigen Kinder, die sich nach ihm bildeten. Er sollte jetzt auf der Universität Heidelberg seine Studien machen; aber der plötzliche Tod der beiden Knaben und die Ungewißheit über Bernhards Reise nach dem Süden hielten ihn noch immer in Kreuzbronn zurück.

Er setzte sich neben Grazia auf die Treppentufen, stützte den Arm aufs Knie und den Kopf in die Hand und sah zu Boden.

„Bist Du krank, Adrian?“ fragte Grazia beklommen. „Warum bist Du so blaß?“

„Ich war eben im Dorf bei dem alten Erhard.“

entgegnete Adrian. „Er stirbt in furchtbaren Qualen. Sein Gewimmer und der Jammer seiner Kinder ist herzerreißend. Man muß ihm den Tod wünschen — und das ist doch schrecklich! . . . Vielleicht bin ich davon blaß geworden.“

Das war aber nicht der wahre Grund; — sondern dieser: Adrian wußte, daß sich der Hausarzt bei dem alten pensionierten Diener seines Großvaters befände und Adrian ging ins Dorf, um einmal unter vier Augen mit dem Arzt zu sprechen.

„Ich begleite Sie, lieber Doktor,“ sagte Adrian, als beide den Kranken verließen. Draußen nahm er des Doktors Arm unter den seinen und sagte:

„Jetzt sagen Sie mir, bitte, worin die Krankheit meines Vaters besteht.“

Verblüfft sah der Arzt ihn an und murmelte, um doch etwas zu sagen:

„Nomina sunt odiosa.“

„Das weiß ich!“ entgegnete Adrian. „Aber diese Krankheit ist so schrecklich, daß der schrecklichste Name keine Verleumdung ist.“

„Warum fragen Sie mich, lieber Adrian?“ sagte der Arzt teilnehmend, denn er war seit Jahren der Hausfreund zu Kreuzbronn und hatte alle Kinder schon in der Wiege gekannt.

„Warum ich Sie frage?“ rief Adrian; — „o, das sagen Sie nur, um mir auszuweichen! ich sehe meinen Vater von einem Leiden befallen, das ihm

mehr und mehr — und ohne daß man einen äußeren Krankheitsstoff wahrnimmt — das Gedächtnis verschleiert und die Tatkraft lähmt. Er vergißt das richtige Wort, das ihm auf der Zunge schwebte, und jagt ein falsches oder verstummt. Er vergißt den Weg, den er eingeschlagen, den Gegenstand, den er holen, die Anordnungen, die er machen will — und tut etwas Verkehrtes. Er verfällt bald in eine Apathie, die ihn stundenlang stumpf gegen alle äußeren Eindrücke macht — und bald in eine nervöse Raftlosigkeit, die keinen Grund hat und keinen Gegenstand findet, und ich sollte nicht fragen, was das für eine schreckliche Krankheit ist?“

„Aber diese Zustände gehen und kommen,“ jagte der Doktor. „Es sind Nervenaffektionen, die ganz verschwinden können.“

„Auch sich steigern können,“ jagte Adrian traurig; — „und sie steigern sich. Vor zwei Jahren, als mein Vater nach Karlsbad ging, war sein Leiden gleichsam nur eine Wolke; — jetzt hat sich ein Gewölk fast über den ganzen Horizont gelegt.“

„Nicht doch! nicht doch! Wie lebhaft und eingehend sprach Ihr Vater noch gestern abend über unsere kirchlichen Angelegenheiten!“

„Ja, Herr Doktor, die sind ihm nun einmal in Fleisch und Blut übergegangen und von Jugend auf mit seinem Herzen verwachsen! Die Kirche ist

ganz gewiß das letzte, was er vergißt. Aber ein neues Ereignis, oder etwas Unerwartetes — wie wenig berührt es ihn! wie gleichgültig läßt ihn der Tod meiner Brüder, ach! und wie hat er sie geliebt! — Er hat noch gute Momente — ja! allein sie werden selten und immer seltener . . . und der schlimme Zustand tritt immer häufiger ein und dauert immer länger; muß das nicht endlich in eine gänzliche Verdunkelung des Geistes, in eine Lähmung aller Fähigkeiten ausarten? Und bei dieser drohenden Gefahr soll er eine weite Reise antreten und mit meiner Mutter, meiner Schwester und meinem kleinen Bruder in die Fremde gehen, ohne daß diese ganz schutzbedürftige Familie irgend jemand bei sich hätte, der ihr beistünde und für sie sorgte — denn ich soll ja in Heidelberg studieren! Und darum eben frage ich Sie auf Ihr Gewissen: was ist dies für eine Krankheit? Sie nimmt unaufhaltsam, und bis jetzt, langsam einen schlimmen Verlauf . . . das sehe ich. Mein ich weiß nicht, ob nicht plötzlich eine gefährliche Wendung eintreten kann. Ist das der Fall, so verlasse ich nicht um die Welt meine Eltern und begleite sie nach Nizza . . . oder wohin es sei.“

„Nein, lieber Adrian, eine plötzliche, gefährliche Wendung haben Sie durchaus nicht zu fürchten,“ entgegnete der Arzt, ganz froh, etwas sagen zu können, das wie ein Trost klang. „Diese traurigen

Krankheiten haben einen langjamen Fortgang, machen zuweilen sogar einen Stillstand, wenn veränderte atmosphärische Einflüsse im Organismus das gestörte Gleichgewicht des Nervensystems herstellen. Und eben das hoffe ich mit berechtigter Zuversicht von der Reise für Ihren Vater.“

„Die Herstellung des gestörten Gleichgewichtes im Organismus — oder nur den Stillstand der Krankheit?“ fragte Adrian.

„Man muß immer das Bessere hoffen,“ jagte der Doktor ausweichend.

„Ja! denn Gott kann Wunder tun!“ erwiderte Adrian. „Aber ich weiß nun, daß nach dem natürlichen Verlauf der Krankheit nichts anderes zu hoffen ist . . . als ein vorübergehender Stillstand! Ich danke Ihnen, bester Doktor. Ich bin ruhiger, seitdem ich dies weiß, und Sie können sich darauf verlassen, daß ich gegen meine Mutter und Schwester schweigen werde. Sie würden den Gedanken nicht ertragen, meinen Vater in Geisteschwäche versinken zu sehen.“

„Das hab' ich nicht gesagt!“ rief der Doktor.

„Nein,“ sagte Adrian traurig, „ich ziehe selbst diesen Schluß aus Ihren Worten und aus den Symptomen, die ich bei meinem Vater mit namenloser Angst beobachtet habe. Die Zerrüttung seines Nervensystems berührt hauptsächlich sein Gehirn. O mein lieber, armer Vater!“ rief er mit einem

plötzlichen Ausbruch des Gefühls, das seine ganze Fassung überwältigte.

„Ruhig, ruhig, liebster Adrian!“ jagte der Arzt. „Krankheit ist Krankheit und gehört zur leidenden Menschheit so unzertrennlich, wie der Tod zum Leben. Ob nun Lunge oder Leber, Magen oder Gehirn erkranken — ist im letzten Grunde einerlei.“

„Sie haben Recht,“ jagte Adrian sanft, „zerdrückte eine Träne und trennte sich vom Arzt. Allein die Spur schmerzlicher Bewegung blieb auf seinem bleichen Antlitz und trat noch mehr hervor, als er sich neben Grazia setzte und unbestimmte Bilder der jammervollen Zukunft seines geliebten, verehrten Vaters vor seinem inneren Auge auftauchten.

Grazia sah ihn betrübt und schweigend lange an.

„Ach, lieber Bruder,“ jagte sie endlich, „wie hätte ich gedacht, daß es auf Kreuzbrunn so traurig wie jetzt hergehen könne. Alles betrübt mich jetzt — auch das einfachste! Sieh, wäre Papa gesund, unsere lieben Brüderchen am Leben und wir nicht genötigt, nach dem Nizza zu gehen: so würde es mir wohl recht leid tun, daß Du nach Heidelberg mußt, allein ich würde denken, es sei gut für Dich und Du kämest ja wieder in allen Vakanzten, auch in den ganz kurzen . . . denn Heidelberg sei ja so

nah! — Aber jetzt ist mir zu Mut, als läge Heidelberg auf einem anderen Planeten und der Abschied von Dir wird mir schrecklich schwer.“

„Und mir!“ seufzte Adrian aus tiefster Brust.
„O dürfte ich euch begleiten!“

„Das bringt Dich in den Studien allzuwehrl zurück, meint Papa . . . und Du müßtest nun lernen, selbständig außerhalb des Vaterhauses zu werden.“

Adrian schwieg. Nach einer Weile nahm Grazia seine Hand und sagte:

„Lieber Bruder, ach versprich mir, daß Du Deine Selbständigkeit nicht in der Art gebrauchen wirst, wie der arme Emanuel.“

„Gott wird mir beistehen, Grazia.“

„Wenn Mama auch noch Kummer durch Dich bekäme, so überlebte sie es nicht. Ich kann gar nicht vergessen mit welchem Ausdruck sie neulich zu mir sagte, als sie einen Brief von Großmama bekommen hatte, der wohl traurige Nachrichten über Emanuel enthalten mochte: O Kind, was ist das doch für ein Trost, daß meine beiden Herzenssöhne so recht in der vollen Glorie der Taufunschuld zum lieben Gott gegangen sind. O tausendmal süßer weint man um solche Abgeschiedene, als um Kinder, die sich im Leben verirren, wie unser armer Emanuel. — Ich küßte sie tausendmal und versprach ihr, mit Gottes Beistand nie die Taufgnade

zu verlieren — und das mußt Du auch versprechen, Adrian . . . hier der lieben Muttergottes, damit si Dich in Schutz nehme und es Dir nicht gehe wie Emanuel.“

„Das versprach ich ihr längst,“ sagte Adrian. „Hätte Emanuel unseren Glauben, unsere Kirche und das lebende Beispiel aller Tugend — unsere Eltern: so hätte er auch andere Mittel wie jetzt gehabt, um sich nicht in den Strudel schlechter Gesellschaft leichtsinnig hinreißen zu lassen.“

„Bleibe nur gut, Adrian, bleibe nur fromm!“ hat Grazia wehmütig. „Wir haben jetzt so viel Kreuz, daß wir uns recht bemühen müssen, es mit reinem Herzen zu tragen und Gott nicht zu beleidigen, damit er nicht noch größeres schicke.“

„Hältst Du das Kreuz für eine Strafe?“ fragte er. „Ich nicht! ich sehe auf unsere Eltern und halte es nur für eine Prüfung.“

„Aber eine Buße ist es doch immer! Zur Buße für die Sünden der Welt hat unser Heiland es umfassen und zu uns gesprochen: Nimm dein Kreuz und folge mir nach. Das möchte ich gern lernen und ich habe eben in dieser Intention die Kreuzwegandacht gebetet, weil mir all' Augenblick zu Mut ist, als möchte ich weit lieber das Kreuz abhütteln, als tragen.“

„Mir geht es auch so,“ sagte Adrian; „aber das wäre ja feig und schwach, und wozu hätten wir

unseren Glauben und dessen Gnaden, wenn wir nicht mutig und kräftig werden wollten? Lasten zu tragen mit Gott — macht stark. Wie stark wir werden — das liegt in seiner Hand; aber tüchtig zu kämpfen liegt in der unserigen. Bete nur recht für mich, Grazia! Zwischen dem vielen Bösen und Verkehrten in der Welt werd' ich es gar so sehr nötig haben.“

„Sieh, so werd' ich es machen!“ sagte sie mit ihrer wieder auftauchenden munteren Lebhaftigkeit, warf einen Nebenweig um Adrians Nacken und machte eine leichte Schlinge daraus.

Es war ein unbeschreiblich anmutiges Bild, diese beiden jugendlichen Wesen, bei denen die heitere Unschuld der kaum verlassenen Kindheit vom Ernst des Lebens angehaucht wurde. Das fand auch Vater Smaragd, der aus der Kirche kam und Erhard besuchen wollte. Er blieb in einiger Entfernung hinter Adrian und Grazia stehen, sah ihnen teilnehmend zu und fragte dann:

„Was treibt ihr, liebe Kinder?“

„Hier wird ein Gefangener des heiligen Kreuzes gemacht!“ rief Grazia.

„So? machst Du nur andere dazu oder bist Du es selbst?“ fragte Vater Smaragd lächelnd.

„O, mein Vater,“ rief Grazia munter, „meine Gewissenserforschung pflege ich beim Abendgebet,

aber nicht unter der hellen Mittagsjonne zu machen, denn die würde mich zu sehr beschämen.“

Adrian streifte die leichte Schlinge ab, stand auf, küßte die Hand des Greises und sagte traurig:

„Sie bleiben nun ganz allein in dem verwaisten Kreuzbrunn, mein Vater, und wir anderen müssen alle fort — alle, alle fort!“

Überrischt blickte Vater Smaragd Adrian an und sagte gedankenvoll und langsam:

„Gott fügt es so, lieber Adrian! Wie gern ginge ich, wenn ich euch allen dadurch ein friedliches und glückliches Bleiben erkaufen könnte. Aber — Gottes Wege mit seinen Menschen sind nicht immer die, welche wir für sie und für uns wählen würden. Stände uns die Wahl frei, ach, liebe Kinder! dann wüßte Vater Smaragd mit seinen achtundsiebzig Jahren, welcher Weg ihm der liebste wäre. Aber der sicherste Weg ist immer der Weg der Pflicht . . . der führt zum wahren Ziel . . . Jetzt aber will ich Erhard besuchen.“

„Er ist in einem kläglichen Zustand,“ sagte Adrian, „kann weder leben noch sterben, und obschon ihm die Schmerzen weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe lassen, meint der Doktor, es könne noch lange Zeit vergehen, bis seine letzte Stunde kommt.“

„Wie viel Leid auf der Welt!“ rief Grazia; „denn was einer leidet, leiden immer alle mit, die zu ihm gehören!“

„Und das ist Trost im Leiden,“ jagte Vater Smaragd, indem er die Treppe hinabstieg. „Ein Strom der Liebe geht durch die leidende Menschheit und führt sie an das Herz unseres Leidenden Heilandes.“ — — —

Als Vater Smaragd später in seine Wohnung zurückkehrte, trat ihm der stille Amandus entgegen und sagte:

„Der Herr Baron ist drinnen schon seit einiger Zeit.“

Bernhard saß am offenen Fenster mit ver-
schränkten Armen und ruhigem, gedankenvollen
Blick. Er sah leidend aus; aber dies Leiden hatte
ihm zwar die frische Farbe der Gesundheit rauben
und sein schwarzes Haar mit einzelnen Silberfäden
vermischen — doch nicht ihm den Ausdruck von Ge-
radheit, Wohlwollen und Zuverlässigkeit nehmen
können, der ihn so schön machte, daß man ihn in
früheren Jahren schön fand, — was er, den Zügen
nach, nicht war. Er war nur schön durch seinen
schönen Ausdruck. Und den hatte er in diesem
Augenblick ganz und gar, nur rührend gedämpft
durch eine sanfte Trauer und durch ein wehmütiges
Lächeln, das ihm sonst nicht eigen war. Sein
Auge ruhte auf dem inneren Schloßhof, wo der
Brunnen zu Füßen des Kreuzifixes träumerisch rie-
selte und eine leise Luft durch die alte Linde strich,
so daß die Blätter, die zwar die Farbe des Som-

mers noch trugen, aber Saft und Kraft verloren hatten, im Hauch des Luftzuges mehr raschelten als säuselten, und dann plötzlich vom Zweige sich lösten und hie und da dürr zu Boden fielen.

So wie Vater Smaragd eintrat, stand Bernhard auf und sagte sehr herzlich:

„Endlich, endlich! Sie glauben nicht, wie mich nach Ihnen verlangt, lieber Vater! . . . denn ich möchte eine Generalbeicht ablegen — eine ganz besonders gute, so wie ich in meinem letzten Stündlein wünschen würde, sie abzulegen. Ich bitte, helfen Sie mir dabei.“

„Dazu bin ich ja immer mit Freuden bereit; aber — wird es Sie nicht sehr angreifen?“

„Gleichviel, lieber Vater! ich habe verschiedene Vorbereitungen für meine Reise gemacht, die sich auf irdische Dinge beziehen; da will ich denn doch die himmlischen nicht vergessen. Überdas finde ich vielleicht keinen deutschen Priester in Nizza und zu einer Generalbeicht kann ich nun einmal keine andere Sprache als mein liebes Deutsch brauchen. Mit dem lieben Gott und mit meiner Frau kann ich nicht französisch reden! Das muß in der Muttersprache geschehen, die ich in der Wiege — und in der ich beten lernte. Überdas weiß ich ja auch nicht, was Gott über mich beschlossen hat. Ich ahne es aber! mir scheint mein Kopf mehr und mehr zu einem Siebe zu werden, das die Gedanken nicht

festhalten und ordnen kann, um sie zu sichten, sondern sie wild umrollen und durchfallen läßt. Wer weiß, wie lange ich noch im Stande sein werde, eine gültige Beicht abzulegen.“

Pater Smaragd machte eine verneinende Bewegung; aber Bernhard fuhr mit namenloser Traurigkeit fort:

„So ist's, mein Pater! wir wollen uns darüber nicht täuschen, wir nicht. Mit meiner Frau und den Kindern spreche ich wohl manchmal von einer Hoffnung, die nur deshalb in mir glimmt, weil ich Mensch bin und der Mensch bis zum letzten Atemzug, ja gegen seinen Willen und seine Überzeugung, instinktmäßig hofft. Aber mir ahnt . . . es gehe bergab und kein Nizza und kein Gastein, nicht unser Hochgebirg und nicht die Küste der südlichen Meere könnten das Übel heben. Welche Kämpfe es mich gekostet hat, ohne Verzweiflung in die wachsende Verfinsternung meines innersten Wesens zu blicken, sprechen keine Worte aus!“

„Es ist aber keine Verfinsternung Ihres innersten Wesens, sondern nur der äußeren Sinne und Organe!“ rief Pater Smaragd. „Nur die Sünde verhängt Nacht und Tod über unsere Seele.“

„Wir sind so daran gewöhnt, ein vernünftiges Handeln, das im Einklang mit unserem Willen und Gedächtnis ist, als das wahrhaft Menschliche — oder wenigstens das natürlich Menschliche in

uns zu bezeichnen, daß ich das Übernatürliche durch meine Äußerung sicher nicht zu läugnen beabsichtigte. Ich hoffe wohl, daß Gottes Gnade mit mir sein und bleiben werde, und daß, trotz der Überwucherung jener Organe, welche die Träger des Geistes sind, durch irdisch krankhafte Stoffe, ich ihm für's ewige Leben nicht verloren gehen kann, weil nur die Sünde uns von ihm trennt. Aber nach der Seite des Erdenlebens und aller menschlichen Verhältnisse tritt dennoch eine Verfinsterung ein, wenn Gedächtnis und Urteil versagen und wenn der Wille nicht gehorcht. Was ist der Mensch ohne klares Bewußtsein?"

„Das Kind in der Wiege hat auch kein Bewußtsein und trägt doch das Ebenbild Gottes an sich — vielleicht in größerer Vollkommenheit, als manches große Genie,“ sagte Vater Smaragd, immer auf das Gnadenleben hinweisend.

„Ja, ja, mein Vater,“ entgegnete Bernhard mit einem herzerzschneidenden Lächeln, „das Kind ist gerade so, wie es sein soll: es soll sich in's Bewußtsein hineinleben und jeder Tag, den es in seiner Wiege halbträumend zubringt, lichtet sein Erkenntnißvermögen, bis es nach und nach dazu kommt, das Ebenbild Gottes, das es an seiner Seele trägt, zu entwickeln im selbstständigen, freiwilligen Handeln. Wer aber im späteren Leben das Bewußtsein verliert, ist aus dem Geleise der menschlichen Be-

stimmung, die ein freiwilliges und selbstständiges Handeln ist, herausgeschleudert.“

„Und Sie meinen gedächtnisschwach und was weiß ich zu werden!“ unterbrach ihn Pater Smaragd und suchte zu scherzen. „Und ich besorgte gutmütig, die Beicht könne Sie allzu sehr angreifen! Und ich merke wohl, daß es Ihnen nicht an Zurechnungsfähigkeit mangelt!“

„Für den Fall, mein Pater, daß sie mir früher oder später mangeln sollte, gebe ich Ihnen dies Papier in Verwahrung,“ sagte Bernhard und legte einen versiegelten Brief auf den Tisch. „Ich weiß, daß ich krank bin und ahne, wohin die Krankheit sich neigt. Sollte ich in Folge derselben dereinst meinen Verhältnissen nicht mehr gewachsen sein — und diesen Zeitpunkt werden Sie leicht erkennen! — so geben Sie das Papier an meine Frau. Es enthält Anordnungen und Wünsche für diesen Fall. Sollte ich früher aus diesem Leben abgerufen werden: so verbrennen Sie es; denn für diesen Fall ist mein Testament gemacht, welches ungefähr daselbe enthält. Da man ein Testament aber nur im Fall des Todes öffnen kann: so mußte ich auch für andere Eventualitäten mein Haus bestellen.“

„Ich werde ja sehr wahrscheinlich vor Ihnen in die Ewigkeit gerufen werden,“ sagte Pater Smaragd.

„Nun, dann geben Sie mir das Papier zurück,“ sprach Bernhard; — „und jetzt lassen Sie uns die größte und wichtigste Angelegenheit in Ordnung bringen, mein lieber Vater.“

Acht Tage später war Kreuzbronn verödet, Bernhard mit den Seinen auf dem Wege nach Nizza, Adrian in Heidelberg und Vater Smaragd allein mit dem stillen Amandus.





Fortuna's Tempel.

Paris 1855.

In einer freundlichen Wohnung der Champs Elysees saß ein Knabe in einem Zimmer, das ganz ausjah, wie das Studio eines Bildhauers — aber angepaßt der Figur eines fünfzehnjährigen Knaben. Da waren keine Statuen, keine Basreliefs in Marmor, Thron oder Gyps; wohl aber eine Menge Geräte, das fast ausjah wie phantastisches Spielzeug, Vasen Schalen, Griffe von Jagdmessern und Dolchen, Trinkhörner, Consolen, Rahmen um Bilder und Spiegel — welche dieser Knabe mit ungemein viel Geschmack und Talent in Ton oder in farbigem Wachs formte. Er war in graue Leinwand gekleidet, saß rittlings auf einem Schemel, der ihm zugleich als Tisch diente, knetete mit langen mageren behenden Fingern an einem Klumpen von grünem Wachs und pfiff dabei geschickt und präzis wie ein Dompfaff die Melodie von „Marlborough s'en vat' en guerre.“ Zuweilen unterbrach er sich, betrachtete sein Werk von allen

Seiten, neigte billigend oder wiegte prüfend den Kopf, fuhr auch zuweilen unruhig und heftig mit dem Rücken der linken Hand über Stirn und Augen, und nahm dann Veränderungen mit seiner Arbeit vor, die er auch zuweilen mit einigen halblauten Bemerkungen begleitete und dann wieder in sein Pfeifen überging. Er war so emsig, daß er kein Auge von seiner Arbeit wendete, obschon sie ein paar Stunden dauerte. Nur einmal flog sein Blick nach der Uhr und er murmelte:

„Wäre ich doch fertig, bevor Mama heimkehrt!“

Er wurde es; — denn plötzlich sprang er auf, stellte sein Gebilde von grünem Wachs auf eine Console und rief mit lauter Stimme:

„Corpo di Baecho! mein Herr Herzog von Marlborough, dieß Trinkgeschirr wird den Schenkstich Eurer Herrlichkeit zu Blenheim nicht verunzieren — miron ton ton mirontaine.“

Hinter ihm öffnete sich leise die Thür und seine Mutter blieb in derselben stehen und betrachtete ihn zärtlich, bis er bei einer seiner Wendungen ihrer gewahr wurde. Da sprang er ihr froh entgegen und frohlockte:

„Schau' her, Mama! das ist doch gewiß gelungen! Styl Marlborough nenn' ich das! Etwas Perücke — aber großartige, wolkenhafte, zopflose Perücke, Mama! — Etwas genuessische Spitze und viel Commandostab des Helden: das

muß in meinem Marlboroughstyl verschmelzen. Schau, durch das Heldenhafte unterscheidet er sich von seinen Zeitgenossen, dem Styl Régence — und von seinem Nachkommen, dem Pompadourstyl. Ich aber, Mama, ich habe den Marlboroughstyl erfunden, denn der Königin-Anna-Styl der Engländer unterscheidet sich himmelweit davon, ist zwar pomphast, aber nicht schwunghaft.“

Und nun stellte er das Trinkgeschirr auf seine Hand und ließ es ringsum von der Mutter beschauen. Sie tat es mit dem lebhaftesten Interesse, lobte dieses Figürchen, tadelte jenes Emblem und sagte endlich mit Befriedigung:

„Es ist Dir gut gelungen, Tristan! Du hast äußerst sauber modelliert und bist ein kleiner erfindungsreicher Kopf.“

„Ja, das bin ich, Mama, und darum war es die höchste Zeit, daß Du mich aus meinem langweiligen Institut erlöstest und daß wir hieher gingen. Es gab freilich auch in Dresden ganz herrliche und belehrende Sammlungen zu besuchen, aber hier ist doch alles im größeren Maßstab, in reicherer Fülle — und dann ist es ja unschätzbar, daß wir den Herrn Gerbaud haben, der all meine Sachen nimmt und ausführen läßt und mich seinen kleinen Benvenuto Cellini nennt. So werde ich berühmt, Mama . . . und Du mit mir.“

Es lag ein unbeschreibliches Selbstbewußtsein

in der Art, wie Tristan sprach und sich benahm. Nicht mit der gewöhnlichen Deckheit eines heranwachsenden Knaben schaute er um sich, sondern sein Blick, seine Züge, seine Haltung, seine ganze Erscheinung waren mit einem gewissen übermütigen Selbstgefühl gestempelt, welches deutlich verriet, daß er sich ebenfalls für einen kleinen Benvenuto Cellini hielt — vielleicht sogar für einen großen. Das bemerkte aber seine Mutter nicht. Sie blickte liebevoll in seine feurigen Augen und jagte beistimmend:

„Du weißt, es ist mein innigster Wunsch, Dich zu einem berühmten Künstler heranzubilden, Tristan. Sei aber auch fleißig . . .“ —

„Und wie bin ich fleißig, Mama!“ unterbrach er sie, sprang nach einem Repositorium und nahm vorsichtig etwas herunter, das wie ein Päckchen aussah. Er schlug die Leinwand zurück und jagte:

„Es ist freilich noch nicht vollendet, allein Du siehst doch schon, daß es der Griff eines Schwertes ist, nicht wahr? Du siehst die Bellona mit allen Attributen des Krieges — was mir viel Mühe gemacht hat. Ich bin gewiß fleißig!“

„Gewiß, lieber Tristan! Du hast einen ungewöhnlichen Fleiß, was Erfindung und Composition betrifft. Allein ich wünschte, daß Du die technischen Studien der bildenden Kunst nicht vernachlässigtest und nicht beim Modellieren stehen bliebest.“

„Aber Mama!“ rief Tristan ungeduldig, „gerade im Modelieren spricht sich das Genie aus. Der Goldarbeiter, der mein Trinkgeschirr im Marlboroughstil in Metall anfertigen wird, copiert nur, setzt nur zusammen, ist vielleicht ein ganz phantasieloser Mensch, der aber technische Fertigkeit besitzt: das kann doch mein Fach nicht sein sollen!“

„Zur höheren Bildhauerkunst solltest Du trachten, Dich von der Bildnerkunst zu erheben und Dich in späteren Jahren mit großartigen, monumentalen Schöpfungen in Marmor befassen, Tristan.“

Er hörte nicht darauf, betrachtete seinen Schwertgriff und sagte:

„Bemerkst Du, Mama, daß er einen ganz anderen Charakter hat als das Trinkgeschirr . . . ernster, trockener. Doch machte ich beides zu gleicher Zeit; . . . allein bei dem Schwert dachte ich mir, es solle dem Prinzen Eugen gehören — „Prinz Eugen, der edle Ritter.“ —

Tristan unterbrach sich und piff äußerst gierlich die bekannte Melodie dieses Liedes, dann plauderte er weiter:

„Er war ein großer Held, der Prinz Eugen! allein ich habe eine Vorliebe für Marlborough, weil er so prächtig und so prachtliebend war und einer Königin diente, die ihn königlich belohnte. Das verstehen die Frauen besser, nicht wahr, Mama?

Prinz Eugen, der edle Ritter, hat nie von seinem Kaiser ein Blenheim geschenkt bekommen. — Gehen wir heute zu Franconi?“ fragte er plötzlich. „Mein Gott, wenn ich nur jeden Abend in den Cirque olympique gehen und diese göttlichen Pferde- und Reiterkünste sehen könnte, so wäre ich der glücklichste Mensch auf Erden! . . . d. h. zuweilen müßte es abwechseln mit einem recht schauerlichen Melodrama und einem recht prächtigen Ballet. Aber täglich Theater — das wäre meine Passion — und das gibt mir auch ungeheuer viel Ideen und plastische Motive.“

„Setzt, bei den schönen Sommerabenden, mußst Du ins Freie, Tristan.“

„O Mama, wenn ich reiten dürfte! . . . Wann bekomme ich wohl ein Pferd? O ich sage mit König Richard III.: „Ein Königreich für ein Pferd!“ — O Mama, hätte ich ein Pferd, alle Tage Theater und eine halbe Million extra — dann erst wäre ich der glücklichste Mensch auf Erden. Miron ton ton . . . Gehen wir denn auf die halbe Million los? . . . wie war heute das Geschäft?“ — — —

Sieben Jahre hatte Richenza das Riesenthor durchgeführt, sich selbst und ihre beiden Kinder durch ihren geschickten Pinsel zu erhalten. Für ihre eigene Person war ihr keine Entbehrung zu hart. Sie versagte sich nicht bloß jede, auch die geringste Annehmlichkeit des Lebens, sondern dessen gewöhn-

lichste Bequemlichkeit, während sie ihre beiden Kinder in zwei kostspieligen Instituten erziehen ließ, wo dieselben ganz wie Kinder reicher Eltern gehalten wurden. In der Kleidung, in Vergnügungen, mit Taschengeld, durch hundert überflüssige Dinge, nahmen Tristan und Stella reichlichen Anteil an der jetzt üblichen Verwöhnung der Jugend. Richenza trieb das so weit, daß sie sich ihren Kindern gegenüber der Dürftigkeit schämte, in der sie lebte. Die Kinder sollten nicht das niederdrückende Gefühl der Armut kennen: das könnte ja ihren Frohsinn stören! oder es könnte sie ihren Gespielen gegenüber demütigen! Nein! hinweg mit dem erbärmlichen Druck von den jungen Gemütern! wie leicht würde er Neid, Bitterkeit, Eifersucht, Verstimmung nach sich ziehen! Nein! der Horizont des Kindes sei hell in jeder Beziehung, damit es fröhlich sei; denn Frohsinn ist das Lebenselement des Kindes. — Wohl ist das wahr; aber macht die Verwöhnung fröhliche Kinder? — — Eines ist gewiß: eine frohe Zukunft bereitet sie ihnen nicht! — Richenza vermied es nach Möglichkeit, ihre Kinder bei sich, in ihrer dürftigen Wohnung, zu sehen. Gab es Banktage, so ging sie mit ihnen auf weite Spaziergänge oder aufs Land, denn die Kinder hätten ja einen Widerwillen gegen die unfreundliche Behausung bekommen müssen und ihn am Ende gar auf das Zusammensein mit der Mutter übertragen!

Längere Ferien traten aber nie für die Kinder ein; das hatte Richenza mit den Institutsvorstehern abgemacht, weil es mit ihren Arbeiten in der Gemäldegallerie unvereinbar gewesen wäre. Den Kindern fehlte es weder an Verstand, noch Talent, noch Ehrgeiz: sie lernten fleißig und wurden ihren Mitschülern als Vorbild aufgestellt. Der Religionsunterricht war auch in den allgemeinen Schulplan aufgenommen und so wurde ihnen auch in dieser Beziehung dasjenige beigebracht, was für den gebildeten Protestanten wissensthwürdig ist. Bei Tristan trat aber eine Stockung im Verneifer ein, als sich sein Talent für die bildende Kunst mehr und mehr entfaltete. Seine Aufmerksamkeit, seine Phantasie, seine Tätigkeit waren in stets reger Spannung, aber — um auf eigenen Wegen zu gehen, während er alle Fähigkeiten und besonders allen guten Willen verlor, den Schulstudien zu folgen. Wie ein Träumender saß er auf der Schulbank, seinen Gedanken nachhängend, denen er in den freien Stunden Formen gab und die zierlichsten Säckelchen in Wachs — ja, wenn dies ihm fehlte, in Brod knetete. So machte er einmal einen tellergroßen Schild mit einem Medusenkopf in broncefarbigem Wachs, wodurch er dermaßen die beifällige Aufmerksamkeit der Kunstverständigen erregte, daß der Vorsteher seines Instituts seiner Mutter riet, ihn auf eine Kunstakademie zu schicken.

Um dieselbe Zeit war Richenza mit den Kopien der vier großen Altargemälde von Correggio fertig geworden — aber zugleich am Ziel ihrer seit sieben Jahren überangestregten Kräfte angelangt. Die Nothwendigkeit, die ungeheure Arbeit vollenden zu müssen, hatte ihren überreizten Nerven zuletzt förmlich Gewalt angetan, so daß sie tödtlich erschöpft zusammenbrach und der Winkler ihrer Hand entglitt, als sie den letzten Strich an dem Gemälde des St. Sebastian tat. Sie war so angegriffen, daß sie einen Arzt zu Rat ziehen mußte, der ihr unumwunden erklärte, sie setze sich der Gefahr aus, in peinliche Nervenübel zu fallen, wenn sie nicht vorherhand jede Arbeit ruhen lasse und jede physische und moralische Aufregung meide: — ein zwiefacher Rat, der schwer zu befolgen war, denn ohne Arbeit, wovon leben? Diese Frage brachte ja die größte aller Aufregungen mit sich! Das Schicksal schien im Bunde mit dem Arzte zu sein, denn das, was seit sieben Jahren nicht gefehlt hatte, fehlte ihr jetzt: Richenza hatte keinen einzigen Auftrag und ihre „Debora“ war noch lange nicht vollendet. Was nun beginnen? Nach sieben Jahren eines Lebens voll Opfer, Mühsal und Kummer, ohne Erholung, Trost und Berstreuung, immer kämpfend für die materielle Existenz, rastlos, atemlos, handwerksmäßig, tagaus tagein arbeitend, ohne je durch den Balsam eines höheren Glaubens einer himmlischen

Hoffnung erfüllt zu werden — stand Richenza jetzt am Rande eines Abgrundes: ohne Arbeit, ohne Kraft, von körperlichen Leiden zu Boden gedrückt. Dazu die Aussicht, daß Tristan nicht länger im Institut bleiben dürfe, wenn er nicht seinen Beruf verfehlen, vielleicht seine ganze Zukunft gefährden wolle. Zwar konnte er seine Kunststudien in Dresden machen; allein sie mußte ihn dann in ihre Behausung aufnehmen und ihn in ihre beschränkte Lebensweise einführen, die ihm bis jetzt ganz fremd geblieben war. Welchen Eindruck werde das auf ihn machen? entmutigend? verstimmend? — Wohin Richenza ihre Gedanken richtete, überall traten ihr Ängste und Nöten entgegen.

Die vierzigtausend Francs, mit denen einst Gräfin Meerhaim die Ansprüche ihrer Tochter abgefertigt hatte, waren fast bis auf die Hälfte herabgesunken. Richenza durfte sich aber das Zeugnis geben, daß nicht die letzten sieben Jahre ihr kleines Vermögen geschmälert hatten. Paris und Rom hatten es getan. Sie besaß jetzt nur noch zweiundzwanzigtausend Francs, die bei einem Pariser Banquier, den sie lange kannte, sicher standen. In halbjährlichen Raten schickte er ihr die Zinsen ihres kleinen Kapitals. Es war wohl schon vorgekommen, daß sie ihn gebeten hatte, ihr diese Zinsen früher zu senden, als sie fällig waren, und immer war es geschehen. Jetzt blieb ihr nichts Anderes übrig,

als abermals nach diesem Mittel zu greifen; denn das Weihnachtsfest nahte, und sie mußte ja ihren Kindern die üblichen Geschenke machen — diesen armen Kindern, diesen Enterbten des Glücks, denen auf der weiten Welt keine andere Freude, als durch ihre Mutter zu Theil wurde! wie hätte sie so grausam sein können, ihnen die Weihnachtsgaben zu schmälern! . . . von entziehen war schon gar keine Rede. Sie schrieb also nach Paris und bat den Banquier, ihr die halbjährlichen Zinsen schon jetzt, statt am 1. Januar, zu senden. Sie erhielt umgehend die Antwort: dies geschehe mit um so größerem Vergnügen, als man einen Theil ihres Vermögens in einer so glänzenden Speculation angelegt habe, daß es die fünf- und sechsfachen Zinsen eintrage, welche man ihr hiemit übersende. Eine grenzenlose Freude durchzitterte Richenza bei dieser Nachricht vom Scheitel zur Sohle — denn sie sah Rettung. Sie schrieb auf der Stelle zurück und bat den Banquier, nicht bloß mit einem Theil, sondern mit ihrem ganzen Vermögen Speculationen zu machen; denn wenn sie jährlich statt tausend Francs — fünf bis sechs tausend bekommen könne, so sei sie das sich selbst und ihren Kindern schuldig. Der Banquier antwortete ihr freundlich und vorsichtig: Der Vorteil habe diesmal so auf der Hand gelegen, daß er eines glücklichen Erfolges beim Ankauf und Verkauf dieser Papiere, und folg-

lich ihrer Zustimmung sicher gewesen sei. Aber im Allgemeinen sei es gefährlich, sich mit einem kleinen Vermögen auf Spekulation einzulassen, weil ein Mißgeschick genüge, um einen vollständigen Ruin herbeizuführen — was bei großen Geldgeschäften, wenn sie nur mit einiger Klugheit behandelt würden, nicht leicht möglich sei, indem sich Gewinn und Verlust nicht auf einen Punkt konzentrierten. Für den Augenblick wolle er allenfalls ihren Wunsch erfüllen, doch nicht für immer diese Verantwortung übernehmen. Habe sie Mut und Lust zu solchen Dingen, so müsse sie sich in Paris niederlassen. Da habe die Göttin Fortuna ihr Hoflager aufgeschlagen, beherrsche von der Börse aus alle fünf Welttheile und es sei etwas ganz Gewöhnliches heutzutage, den Kultus dieser Göttin eifrigst von Damen geübt zu sehen.

Ich gehe nach Paris! ich bin geborgen! sprach Richenza mit großer Entschiedenheit zu sich selbst. Mein Weg liegt ja so klar vor mir, daß weder Irrtum noch Zweifel obwalten können, denn in dem Augenblick, wo meine Arbeitskräfte versagen, bietet sich mir ein anderes, ein bequemeres Mittel, um für die Existenz und Erziehung meiner Kinder zu sorgen. Ich werde vorsichtig sein, werde nicht allzukühn wagen aber ich schlage den bezeichneten Weg ein! — Es ist ein aristokratisches Vorurteil, setzte sie nach einer Pause ihr Selbst-

gespräch mit großer Bitterkeit fort, daß man die Geldgeschäfte und Spekulationen dem Handelsstande überlassen müsse. Da es heutzutage zwar der Hoffart und dem Namen nach, aber nicht der Gesinnung und dem Wesen nach Aristokraten gibt, so schwindet dies Vorurteil mehr und mehr — und mir, die ich längst mit Allem gebrochen habe, was aristokratisch ist und heißt — mir stände es wahrhaft lächerlich an, wenn ich ein Bedenken tragen wollte, ob es für mich, und als Frau, passend sei oder nicht. Für eine Mutter schießt sich alles, was mit ihrem Gewissen übereinstimmt. Das meine hat gesprochen: nach Paris! . . . überdas ist es mir eine moralische Erquickung, von dem hiesigen Aufenthalt erlöst zu werden, der alle Wunden meiner Vergangenheit wieder und immer wieder aufreißt. Hier ist der Punkt, wo mein Elend begann . . . und wo ich täglich daran erinnert werde, daß meine reiche Mutter mich verstoßen hat . . . und mich mit meinen unschuldigen Kindern darben läßt.

Ihre unschuldigen Kinder! — das war der Idenkultus, dem sich Richenza blind ergeben hatte. An Tristan besonders hing sie mit abgöttischer Liebe. Er sollte dereinst alles verwirklichen, was sie für und von William geträumt hatte. Er war ein frühreifer Knabe, der schon als junges Kind, an ihrer Seite in Rom, einen gewissen Einblick in

traurige Leidenschaften bekam. Dies verwischte sich später durch die Regelmäßigkeit seiner Studien und den naturwüchfigen Umgang mit seinen Kameraden im Institut; allein es blieb ein Etwas in seinem innersten Wesen, das außerhalb der Grenzen unbefangener Kindheit lag — ein Durst nach Ruhm und nach Glück, d. h. nach Genuß des Glückes, der sich in dem Maß steigerte, als sein Talent sich entwickelte. Er war der ächte Sohn seiner Mutter: nur dann mit der Gegenwart und mit dem, was sie bot, nicht unzufrieden, wenn er ausschließlich von irgend einem Gedanken, einer Richtung, einer Neigung beherrscht wurde, die er in irgend einer Weise zu verfolgen und zu verwirklichen suchte. Richenza nannte das genialisch und Künstlernatur. Statt ihn zu lehren, Maß zu halten, und ihm dadurch ein Gegengewicht gegen seine Ueberschwänglichkeit zu geben, ließ sie ihm seinen Lauf und seufzte nur zuweilen: Er wird sich früh genug die Flügel müde und matt schlagen! weshalb sollte ich sie schon jetzt ihm zustuken? — Die Wahrheit ist, daß sie es kaum mehr vermochte. Tristan beherrschte sie, riß sie fort — und dachte nicht daran, ihr zu gehorchen.

Jetzt waren sie seit sechs Monaten in Paris und höchst zufrieden. Tristan war mit guten Empfehlungsbriefen und mit seinem Medusenschild frohlockend angelangt, war überall sehr freundlich und

ermutigend aufgenommen und fand in Herr Gerbaud, der eine große elegante Kunsthandlung besaß, einen wohlwollenden Beschützer, dem das große Talent des Knaben sehr viel Interesse einflößte. Die Bestellungen und Aufgaben, die Herr Gerbaud, ihm machte, löste Tristan mit ungemainer Leichtigkeit und Erfindungsgabe, genau im Stil der Epoche, die ihm angegeben wurde. Seine Mutter war ihm dabei von außerordentlicher Hülfe: sie machte ihm Zeichnungen der verschiedenen Stile; sie las ihm Kunstgeschichte und gewisse Abschnitte der Weltgeschichte in Bezug auf die Kunst, auch Lebensbeschreibungen großer Männer, berühmter Künstler vor. Sie besuchte mit ihm alle Sammlungen der Kunst und des Kunstfleißes, woran Paris so reich ist, und half ihm, seinen Blick zu üben, indem er sein Urtheil schärfte. So lebte und webte Tristan in einer künstlerischen Atmosphäre, deren natürlicher Ausfluß seine Arbeiten waren. Aber ein gewisses strenges Studium unter einem Meister und in einer Schule war ihm zuwider. Er besuchte zwar die Kunstschule, aber unregelmäßig und unaufmerksam, so dringend seine Mutter ihn dazu ermahnen mochte.

„Ich bin ja in meinem Fach ein kleines Meisterlein, Mama,“ sagte er schmeichelnd und scherzend, „bin bei Dir in einer sehr guten Schule — warum soll ich denn durchaus noch Gesell werden?“

Richenza tröstete sich mit dem Gedanken, daß Tristan bei reiferen Jahren zur Erkenntnis dieser Nothwendigkeit kommen werde, ohne zu bedenken, daß es viel schwieriger ist, ein versäumtes theoretisches oder technisches Studium nachzuholen, als die ganze Fachwissenschaft in ihren verschiedenen Richtungen und Zweigen von Anfang an gleichmäßig zu studieren. Daß Tristan den Anordnungen seiner Mutter, ihren Willen und ihre Einsicht ehrend, hätte gehorchen sollen, fiel ihm nicht im Traum ein. „Schließlich ist sie ja immer mit mir zufrieden,“ dachte Tristan, wenn sein Gewissen sich regte. Er liebte seine Mutter außerordentlich; aber nicht so sehr, wie seinen eigenen Willen.

Richenza glaubte über Tristans Beruf, Talent und Zukunft sicher sein zu können. Ihre zwölfjährige Tochter Stella brachte sie wieder in eine elegante Erziehungsanstalt; — und nun widmete sie sich mit dem größten Eifer einer Beschäftigung, welche nur in einer moralisch verzerren Gesellschaft in den Bereich einer Frau gelangen kann: sie spielte an der Börse. Wohl hatte ihr Banquier Recht zu schreiben: die Damen trieben eifrigst den Kultus der Fortuna; — denn Richenza befand sich keineswegs als die einzige ihres Geschlechts im Tempel der Glücksgöttin — in der Börse. Es kamen Frauen zu Wagen und zu Fuß, die ganz bewandert im Steigen und Fallen der verschie-

denen Papiere, im höheren oder rückgängigen Kurse, in den Gefahren und Vorteilen dieser und jener Aktien waren. Richenza, die von dem allen noch keine Silbe verstand, ließ vor der Hand ihren Banquier schalten und walten, nahm fleißig Rücksprache mit ihm, und suchte nur in der babylonischen Verwirrung sich zu orientieren, um später ihre Sache selbst betreiben zu können. Sie wunderte sich, daß dieser Tumult einen Reiz zu üben vermöge; allein bald wunderte sie sich noch mehr, daß dieser Reiz auch über sie Einfluß gewinne und daß sie anfangs, mit lebhaftem Interesse das Sinken und Steigen der Kurse zu verfolgen und die Eventualitäten zu berechnen, welche dieses oder jenes zur Folge haben müßten. Gewöhnlich hatte sie falsch spekuliert. Dann war sie unfählich froh, daß es nur in Gedanken geschehen sei; allein es begann sich der Wunsch in ihr zu regen, ihr guter Banquier möchte sich in großartigere Spekulationen einlassen und dazu auch ihr kleines Kapital benutzen. Sie drang in ihn, es zu versuchen, aber er lehnte es ab, denn er habe nicht das große und bewegene Spekulationsgenie der Börsenkönige; um viel zu gewinnen, müsse man Anfangs viel wagen, und dazu sei er schon zu alt. Da bat ihn Richenza einmal, ihr ganzes Kapital an eine gewisse Unternehmung zu setzen, die einen ungeheueren Gewinn in ganz kurzer Zeit verspreche.

„Und wenn Sie Ihr ganzes Kapital verlieren — was dann?“ fragte er mißbilligend.

„Sie haben gesagt, man müsse anfangs viel wagen, um viel zu gewinnen,“ entgegnete sie.

„Ja!“ rief er; „wenn man schon reich ist, so wagt man nur einen Teil seines Reichthums und kann reich bleiben, auch wenn man Verlust leidet. Aber nie habe ich gesagt, daß es genüge, alles zu wagen, um des Gewinnens sicher zu sein!“

„Ich sehe jetzt tagtäglich Menschen, die brillante Geschäfte machen,“ erwiderte Richenza. „Das ist ansteckend. Ich möchte auch derartiges versuchen und man sagt, diese Spekulation sei unverlierbar.“

„Das sagt man immer, um Kapitalien zu bekommen!“ wendete er ein.

„Nun, sollte die Spekulation nicht brillant ausfallen — gut wird sie immer sein!“

„Das ist noch sehr die Frage!“ rief er.

„Doch, doch!“ entgegnete Richenza, „und genug! ich will diesmal auf eigenen Flügeln fliegen, und von den bewußten Papieren für meine zweiundzwanzigtausend Franks nehmen. In vierzehn Tagen kann man beurteilen, wie sich die Sache stellt; — wenn schlimm, so verkaufe ich mit etwas Verlust.“

„Beste Madame Saint-Clair, wer kauft denn schlechte Papiere!“

„Es gibt immer Schwindler, die auf günstigere Konjunkturen hoffen.“

Der Banquier dachte bei sich selbst, Richenza scheine von diesem Schwindel befallen zu sein. Er sagte:

„Wohlan! Sie sind Herr Ihres Vermögens; nicht ich. Daher habe ich auch nicht die mindeste Verantwortlichkeit in dieser Sache, die ich nun einmal höchst unvorsichtig finde.“

Aber Richenza war angesteckt, wie sie selbst sagte, — angesteckt von jenen Miasmen des Zeitgeistes, welche das Golddurstfieber erzeugen, jene Gier, reich zu werden, plötzlich, enorm, ohne Zusammenhang mit irgend einer Leistung, gerade nur durch eine glückliche Chance; — angesteckt von jener traurigen Leidenschaft, die, wenn sie sich auf Karten und Würfel beschränkt, der verderblichsten eine genannt — aber zu einer Berechtigung, ja einer Nothwendigkeit umgestempelt wird, sobald man sie im modernen Stil mit Papieren treibt.

Sie beharrte bei ihrem Willen. Der Ankauf geschah. Der Banquier stellte ihr noch einmal vor, wie gut ihr kleines Kapital stehe, wie viel Prozent es regelmäßig eintrage.

„Es sind immer nur Prozente und kein Kapital,“ antwortete sie. „Ohne ein größeres Kapital kommt man nicht vorwärts . . . und überdas kann

ich von jenen Prozenten unmöglich mit zwei Kindern leben.“

Raum war der Ankauf geschehen, so entsetzte sich Richenza dermaßen, daß sie ihn gern mit tausend Franks Verlust ungeschehen gemacht hätte. Welch ein Wahnwitz trieb mich dazu! sprach sie angstvoll zu sich selbst. Wenn ich in nächster Zeit eine Bettlerin wäre . . . und die Kinder mit mir . . . was würde aus ihnen . . . bettelarm und ohne Mutter! O wär' ich in Dresden geblieben, bei meinem mühseligen Tagewerk! es war voll Anstrengung, aber nicht so aufreibend, so sinnverwirrend, wie dies Leben. — Doch nicht ich habe mir dies Leben gewählt, mein Schicksal drängte mich her, ich folgte nur der zwingenden Gewalt der Umstände — und ich folge ihr noch jetzt . . . denn mir bleibt keine Wahl. Die Kinder müssen leben, müssen erzogen werden: ich kann das weder mit meiner Arbeit leisten, denn meine Gesundheit ist gebrochen; noch mit meinem Einkommen, denn mein Vermögen ist zu gering: folglich muß ich suchen, dieses zu vergrößern — und folglich gebrauche ich ein ganz erlaubtes, wenn auch kühnes Mittel. Ich bin in meinem Recht . . . nur freilich — setzte sie mit tiefer Bitterkeit hinzu — habe ich vergessen in Anschlag zu bringen, daß mich das Unglück verfolgt. — Sie verfiel in den qualvollsten Zustand von nervöser Unruhe, die sich bis zur heftigsten Angst steigerte, so

daß sie an allen Gliedern zitterte, die Füße den Dienst verlagten, das Herz krampfhaft schlug und Schweißtropfen auf ihrer Stirn standen. Sie konnte nicht schlafen: entsetzliche Träume erschreckten sie. Dazwischen verfiel sie in eine Art von Bewußtlosigkeit, sah und hörte, sprach und dachte wie hinter einem Flor. Tristan jagte oftmals während dieser Zeit ganz bekümmert:

„Du bist recht krank, Mama! Du liest mir nichts vor und siehst gar nicht meine Arbeiten an. Was hast Du?“

„Sorgen, liebes Kind! Sorgen!“ jagte sie und raffte sich zusammen, um mit Tristan auszugehen, zu sprechen und sich selbst der Wucht ihrer Gedanken zu entziehen. Ihr war zu Sinn, als solle das Todeslos über sie geworfen werden. Zuweilen dachte sie in grenzenloser Abspannung: Wäre es nur erst gefallen! es ist leichter zu sterben, als den Verstand zu verlieren . . . und diese Unentschiedenheit, diese Erwartung, diese Spannung . . . machen mich wahnsinnig. —

Einmal ging sie am Sonntag Abend an einer Kirche vorüber, in welche viele Menschen eintraten. Sie blieb stehen und fragte ganz gedankenlos, nur um etwas anderes zu hören, als die Schläge ihres Herzens und das Pulsieren ihrer Schläfen:

„Was gibt es denn hier?“

Ein junger Mann, der eben eintreten wollte, jagte höflich:

„Gar nichts Ungewöhnliches! Es ist die sonntägliche Andacht der Erzbruderschaft zum heiligen Herzen Mariä!“

„Und was geschieht in der Andacht, mein Herr?“

„Es wird gebetet für die Befehrung der armen Sünder.“

„Und wer sind diese armen Sünder?“ fragte Richenza, denn ihr fiel ein, daß man in ihrer norddeutschen Heimat Delinquenten, welche man zum Richtplatz führt, arme Sünder zu nennen pflegt.

„Das sind wir alle!“ erwiderte der junge Mann mit einem wundervollen Ausdruck von Demut und Milde — und ging in die Kirche von Notre Dame des Victoires.

Sie aber floh weiter, ohne den himmlischen Sinn seiner Worte zu verstehen, und seufzte: Ja, wahrlich! ich bin so ein armer Sünder, der zum Richtplatz geschleppt wird, ohne zu wissen, ob ihn Tod oder Gnade dort erwartet . . . und dies geschieht mir, ohne daß ich ein Verbrechen begangen hätte! —

Richenza's Spekulation glückte brillant. Ein unerwartet glänzender Erfolg belohnte sie für die ausgestandene Pein. Dennoch war ihr erster Gedanke: Einmal . . . und nie wieder! ich reiße mich

in der Spannung dermaßen auf, daß ich kaum Kraft zur Freude habe. Indessen lautete der zweite Gedanke schon wieder so: Ich darf es nicht übertreiben, nicht alles auf einmal wagen! Allein es ist doch etwas Großartiges, nach und nach zu einem bedeutenden Vermögen — und zwar auf die rechtmäßigste Weise von der Welt — zu gelangen.

Sie theilte nun ihrem Sohn mit, was sie gethan, was sie gelitten, was sie gewonnen habe. Er verstand das natürlich nur so weit, als er verstand, daß es angenehmer sei, reich als arm zu sein. Folglich dankte er seiner Mutter jubelnd für ihre zärtliche Vorsorge und bat sie, doch ja recht große glückliche Spekulationen zu machen. Richenza faßte diese ganz kindlich unverständige Bitte wieder als einen Wink des Schicksals auf, um der Fortuna nachzugehen. Je mehr sie selbst von ihrer neuen Richtung beherrscht wurde, desto mehr besprach sie dieselbe mit Trifan und flößte dem Knaben allmählig ein solches Interesse für den Kurs der Staatspapiere und der verschiedenen Aktien ein, daß er mit gespannter Theilnahme ihren Berichten folgte und sich aus Ruhm und Reichthum das Ziel seiner Bestimmung zusammensetzte.

Trifan ging zuweilen in die sehr interessante Kunsthandlung des Herrn Gerbaud, um die Kunstfachen zu betrachten, die der Besitzer mit viel Geschmack und feiner Kenntniß zu sammeln und

dann zu ungeheuren Preisen zu verkaufen verstand. Er sah da immer eine Menge Sachen, an denen er studieren konnte. Herr Gerbaud hatte den lebhaften Knaben sehr gern und richtete immer ermunternde, freundliche Wort an ihn, wenn er seiner ansichtig wurde. Eines Tages begab sich Tristan mit einem freudigen Siegesgefühl zu Herrn Gerbaud, denn er lieferte seinen Schwertgriff mit der Bellona ab. Er fand Herrn Gerbaud im Gespräch mit einem andern Herrn und der Gegenstand desselben war Tristans Trinkgeschirr, das er „im Marlboroughstil“ gekauft hatte.

„Sieh da, Benvenuto, Benvenutino!“ jagte Herr Gerbaud scherzend; — „Sie kommen heute zur guten Stunde mit Ihrer letzten Arbeit. Die vorletzte hat den ganzen Beifall dieses Kenners — er deutete auf den andern Herrn — gefunden und zwar so sehr, daß er das Trinkgeschirr, welches ich von Christofle machen ließ, in Silber angefertigt haben will.“

Tristan errötete vor Freude und warf einen raschen und scharfen Blick auf den Herrn, als wolle er gründliche Kenntniß nehmen von einer Persönlichkeit, die sein Talent so zu schätzen wußte. Der Herr, ein junger eleganter Mann, mit einem feinen und geistvollen Gesicht, sah den Knaben wohlwollend an und sagte freundlich:

„Sie haben ein ganz enormes und originelles

Talent, wie es nur äußerst selten bei solcher Jugend getroffen wird. Aus Ihnen kann etwas Großes werden.“

„Wenn er studiert, der junge Herr! studiert! studiert!“ rief Herr Gerbaud. „Aber er will nur mit seinen Inspirationen sich beschäftigen, Herr Graf . . . will nur modellieren und die Ausführung andern überlassen.“

„Da haben Sie Unrecht!“ sagte der junge Mann. „Herr Gerbaud nannte Sie eben Benvenuto. Wollen Sie also dem Benvenuto Cellini nachfolgen, so müssen Sie sich auch mit der Technik der bildenden Kunst beschäftigen, denn er begnügte sich nicht mit dem Modellieren, sondern führte seine Erfindungen selbst aus — mochte er nun seinen Perseus in Bronze gießen oder für die schöne Portia Chigi eine Lilie von Diamanten fassen.“

„Ich bin noch zu jung, um mich für einen bestimmten Zweig der bildenden Kunst zu entscheiden,“ erwiderte Tristan etwas unmutig.

„Zu jung?“ sagte der junge Mann lächelnd. „Aber bei sechszehn Jahren machte Bernini zwei Marmorstatuen, die nicht zu seinen schlechtesten gehören.“

Statt zu antworten, und wie um zu zeigen, daß auch er etwas leiste, enthüllte Tristan seine Arbeit und sagte zu Herrn Gerbaud:

„Ich hoffe, dies paßt für die Waffensammlung, in welcher sich schon der Jagdmessergrieff von mir befindet.“

„Nun, Herr Graf, was jagen Sie dazu?“ sprach Herr Gerbaud wohlgefällig, „ist das nicht eine äußerst zierliche und kräftige Arbeit?“

Der Graf schwieg und betrachtete sie genau. Tristan zitterte vor Erwartung, denn er fühlte, daß es sich hier um kein oberflächliches, gedankenloses Lob handele, wie es so oft in's Blaue hineingeipendet wird, so daß man nicht weiß, gilt es einer neuen Frühlingsmode, oder einer gastronomischen Komposition oder einem genialen Kunstwerk: dermaßen könnte es auf alles passen und ist daher nichtsagend. Endlich brach der Graf das Schweigen:

„Gewiß eine zierliche und kräftige Arbeit — bis auf das Figürchen der Bellona! Sie ist zu weich gehalten für eine Kriegsgöttin . . . und das spricht sich, wie mir scheint, am meisten in der Art aus, wie sie das Schwert hält: mit gebogenem Arm. Straff muß der Arm sein — das gibt der ganzen Gestalt die notwendige Energie.“

„Sie können Recht haben!“ sagte Tristan sinnend. „Meiner Mutter ist das nicht aufgefallen und doch ist es ganz richtig: der Arm muß straff sein. Aber wie man das Schwert schwingt . . .“

weiß eben keine Frau. Darum danke ich Ihnen vielmals, Herr Graf, für Ihre Bemerkung.“

„Nur hüten Sie sich jetzt, Ihrer Bellona einen Männerarm zu geben. Das wäre leichter . . . doch sehr unschön,“ sagte der Graf.

„Zu solchen Unterscheidungen gehören anatomische Studien auf der Kunstschule,“ bemerkte Herr Gerbaud.

„Ja,“ sagte der Graf, „wer schaffen will, muß lernen. Sonst läuft das Genie Gefahr, fräzzenhaft zu werden.“

„Sind Sie ein Künstler?“ fragte Tristan mit seinem forschenden Blick.

„Mit nichten!“ rief der Graf lachend; „ich bin ein verunglückter Dilettant.“

Zu gleicher Zeit rief Herr Gerbaud:

„Benvenuto, wo sind Ihre Gedanken! Ein Künstler! Läßt denn ein Künstler eine solche Silberarbeit machen, wie Ihr Trinkgeschirr?“

„Er tut mehr: er erfindet sie!“ antwortete Tristan stolz. „Für den Herrn Grafen konnte meine Frage unmöglich eine Beleidigung sein; warum denn, Herr Gerbaud, wollen Sie mich kränken?“

„Ventre-saint-gris!“ sagte der Graf mit leichtem Spott, „der junge Herr hat ein zartes Ehrgefühl.“

„Darf nur ein Graf das haben? und hat er es immer?“ fragte Tristan trozig und schneidend.

„Benvenuto, wir wollen gute Freunde bleiben!“ sagte der Graf mit heiterm Wohlwollen. „Andern Sie Ihre Bellona und bringen Sie sie wieder her! Dann wollen wir weiter sehen. Adieu.“ Er ging, wendete sich dann um und fragte: „Aber wie heißen Sie denn eigentlich?“

„Tristan Saint-Clair,“ erwiderte der Knabe, der froh zu seiner Mutter zurückkehrte und ihr mit Stolz sein kleines Abenteuer erzählte, welches den guten Einfluß auf ihn hatte, ihn zum Besuch der Kunstschule anzuipornen.

Wäre Tristan in einer ernstern, vermünftigern Zucht gewesen, hätte seine Mutter verstanden, ihn nicht bloß äußerlich zu bilden, sondern innerlich, sittlich zu entwickeln: so würde er allmählig seine Fehler eingesehen und bekämpft — und sich der Mühe unterzogen haben, die keinem erspart wird, der seine Bestimmung erfüllen will, sich selbst zu besiegen, um stark zu werden gegen das Böse, das noch verlockender in uns als außer uns liegt; — denn es fehlte ihm nicht an jener Energie und Einsicht, welche, gut geleitet, zum guten Willen werden. Allein je nötiger eine solche Leitung ihm wurde, desto mehr fehlte sie ihm; denn Richenza war auf eine furchtbare Bahn geraten, die so abschüssig ist und an ihrem Ziel eine so blendende Fata Morgana zeigt, daß, wer sie betritt, die Herrschaft über sich selbst und folglich jeden Segensrei-

den Einfluß auf andere verliert: Richenza wollte reich werden! Im Jubel über ihren ersten Gewinn vergaß sie schnell die Todesängste, welche sie deshalb ausgestanden hatte; ja, sie sagte: Was tut's denn, ob ich sie ausstehe? Was tut's, ob ich dieses Leide oder jenes! Leiden ist mein Anteil, so oder so! Werden aber nur meine Kinder reich, so frage ich nichts nach dem Leiden. Ich bin eine Martyrin der Mutterliebe.

Vertehrte Herzen stimmen ihr vielleicht bei; allein der heilige Augustinus berichtigt eine solche Auffassung, indem er spricht: „Nicht der Tod, sondern die Sache, für die man stirbt, macht den Martyrer.“ Dasselbe gilt auch vom Leiden. Wer durch und für seine Leidenschaften leidet, indem er sich ihnen hingibt, statt sie zu bekämpfen, ist kein Martyrer — denn wo ist seine Tugend? Die drei göttlichen Tugenden aber sind die Signatur der Martyrer: in ihren Leiden gibt ihnen der Glaube die Ruhe eines übernatürlichen, in dem Willen Gottes wurzelnden Friedens; die Hoffnung — den Blick über die Welt hinweg auf das Strahlenmeer himmlischer Verheißungen; die Liebe — jenen Wahlspruch der heiligen Hildegard: „Ich leide gern“ — in der Vereinigung mit dem Leidenden göttlichen Erlöser. So leben und sterben die Martyrer und die Heiligen. Denn auch diese sind Martyrer, aber an der Seele. Doch Richenza lebte

nicht so. Nicht auf Himmlisches und Ewiges richtete sie den Blick, um eine Grundlage für das Glück ihrer Kinder zu gewinnen, sondern auf den niedrigsten Götzen, an den die menschliche Seele sich verlieren kann: auf Geld! Göze bleibt Göze, bleibt immer im Herzen dessen, der ihm huldigt, ein Feind Gottes; allein es gibt Stufen in dieser Feindschaft. Wird der Ruhmdurst, oder die Liebe oder die Ehrsucht zum beherrschenden Götzen eines Menschen, so ist es doch noch möglich, damit ein gewisses höheres Streben, gewisse ideale Träume zu verbinden, denn es ist in ihnen, wenn auch ganz schwach, ein etwas, das nicht der Gemeinheit angehört. Aber dem Götzen Gold gegenüber verschwindet jede Spur von idealer Richtung, gibt sich die Seele dem Niedrigsten hin, der geistlosen, reizlosen, leblosen, starren Materie — und im beständigen Zusammenhang mit ihr durch Bestrebung und vermehrten Besitz verähnlicht sich allmählig das Herz seinem Götzen und wird, gleich ihm, ein Klumpen von Erz und von Erde. Der Ehr- und Ruhmesdurstige kann ernüchtert, der Liebende enttäuscht werden; dadurch können sie zur Besinnung, zum Stillstand, zur Umkehr kommen; tausend Beispiele bezeugen es. Aber wer einmal zum Golde gesagt hat: Du sollst mein Gott sein! — der sagt sich nicht wieder davon los. Er hat sich in eine zu tiefe Erniedrigung begeben, um sich

wieder aufrichten zu können. Er hat sich bei lebendigem Leibe in Erde begraben.

Aber an solche Dinge dachte Richenza nicht. Alle Leidenschaft macht kurzsichtig, ja blind, weil sie das Urtheil trübt und das Gewissen fälscht. Richenza hatte nie anders als in und nach wechselnden Leidenschaften gelebt. Daher vermochte sie Welt und Zeit und Menschen und Leben nur stückweise und in der trügerischen Färbung ihrer Affekte aufzufassen. Daher fehlte ihr die Tiefe des Blickes und der Erkenntnis, die eine Folge des Besizes der ewigen Wahrheit ist, denn die Wahrheit lehrt alle Dinge und alle Erscheinungen nach ihrem wirklichen Wert anzuschlagen. Richenza blieb auf der Oberfläche. Sie sah eine Welt um sich, die das Glück nach den Gemüthen maß, welche der Reichtum verschafft; — da ihre Kinder in und mit der Welt leben sollten, sollten sie folglich auch glücklich werden, wie die Welt es versteht. Nach und nach kam es dahin, daß nicht sie den Wunsch besaß, reich zu werden, sondern dieser Wunsch besaß sie! Sie war ihm verfallen, sie diente ihm, sie unterwarf sich ihm. Wenn dieser Wunsch dereinst sich erfüllt, sprach sie zu sich selbst, dann werde ich frei sein! Und warum sollte er nicht in Erfüllung gehen? Die Erde ist eine Arena für reale Bestrebungen, die idealen haben keinen Platz auf ihr . . . ich weiß es . . . mit meinem Herzblut habe

ich diese Erfahrung bezahlt; deshalb wende ich mich den Realitäten zu. Es beglückt mich, daß Tristan die Künstlerlaufbahn betritt, aber . . . Reichtum wird ihm keinen Schaden bringen.

Richenza geriet nicht urplötzlich in diese Richtung; dieselbe war längst in ihr vorbereitet durch die Verödung ihrer Seele, und als Richenza sie einschlug, tauchte noch ab und an ein Widerstand dagegen in ihr auf. Sie fragte sich, ob es nicht heilsamer für sie und ihre Kinder sei, in den bescheidenen, unabhängigen Verhältnissen zu bleiben, welche ihre erste Spekulation ihr gesichert hatte. Ja, ihr fiel sogar ein Wort ein, das ihr recht bedeutungsvoll erschien: „Klein, aber rein.“ Doch zum Unglück erinnerte sie sich, daß Herr Sinfler, ihr guter Schwiegervater, häufig dieses Spruches sich bediente und das war für Richenza genug, um es nicht zu tun. Überdas, mochten unscheinbare Verhältnisse heilsam sein — lochend waren sie nun einmal nicht! Und womit hätte Richenza einer Lockung zu Glanz und Glück widerstehen können? — Wenn Tristan schmeichelhaft fragte:

„Wann bekomme ich ein Pferd, Mama? Sieh, wie ich arbeite . . . und wird meine Arbeit nicht gut bezahlt?“ —

so meinte Richenza, sie sei es diesem ausgezeichneten Kinde notwendigerweise schuldig, sein frühes mühsames Ringen um eine selbständige Existenz

mit den Freuden und Unterhaltungen der Jugend zu belohnen, was denn freilich ohne fortgesetzte glückliche Spekulationen nicht möglich war. Manchmal fiel ihr Blick auf ihr unvollendetes Gemälde der „Deborah“, und der Gedanke stieg in ihr auf, es zu vollenden. Herr Gerbaud werde es gewiß ankaufen oder ihm einen Käufer finden. Hatte er ihr doch kürzlich den Vorschlag gemacht, für einen Kunstliebhaber in England Desjueurs Gemälde-Enflus vom Leben des heiligen Bruno, in beliebiger Zeit, zu kopieren. Gewiß ein annehmbarer Vorschlag! Ohne Übereilung und Anstrengung eine edle Beschäftigung, eine schöne Arbeit, ein reichliches Honorar! Richenza lehnte ihn ab unter dem Vorwand ihrer Migräne, die in einen tie douloureux übergehen könne, wenn sie genötigt sei, ihre Aufmerksamkeit auf einen Punkt zu fixiren. In Wahrheit hatte diese Gefahr nur in Dresden sie bedroht und war längst beseitigt. Allein das frühere Übermaß von Arbeit und ihre gegenwärtige Sinnes- und Gedankenrichtung wirkten zusammen, um ihr einen förmlichen Widerwillen gegen eine ruhige, gleichmäßige Beschäftigung zu geben. Auch wollte sie ja immer ihre Deborah vollenden; — das selbstständige Schaffen war doch interessanter und befriedigender, als das ewige Kopieren! — und sie fand ja nicht einmal Zeit, Lust und Ruhe für die Deborah . . . wie viel weniger

denn, selbst wenn ihre Gesundheit es erlaubt hätte, für Vesueur! — So sprach Richenza zu Herrn Gerbaud, der natürlich ihre Entschuldigung äußerst artig hinnahm, aber sich doch im Stillen ungeheuer wunderte, mit welchen merkwürdigen Beschäftigungen Madame Saint-Clair ihre Zeit ausfüllen müsse, um einen so günstigen Vorschlag abzulehnen, der doch ganz ihrem Beruf gemäß sei. Er ahnte nicht, daß sie aus dem Tempel der Fortuna ihr Paradies gemacht habe. Wer mit intensivster Spannung der verführerischen blinden Göttin huldigt und folgt — was ist dem die Kunst, die Arbeit, eine Deborah, ein Vesueur mit seinem heiligen Bruno? — Schatten! Schatten! Schatten! — Wirklichkeit hat für ihn nur das Gold.





Der Prophet Daniel.

Kreuzbronn 1856.

Ein wütender März-Schneesturm tobte. Der ganze Dunstkreis war zerlegt in wirbelnde Flocken, die das Tageslicht verdunkelten, obschon es hoher Mittag war. Eine dichte, blendendweiße Schneedecke lag im innern Schloßhof und wurde mit jedem Augenblick höher, so daß sie fast bis zum Rande der Brunnen-schaale stieg, in welche nur spärlich das halbgefrorene Wasser aus dem Kreuzifix rieselte. Todtenstille lag rings umher. Zuweilen verließ eine Dohle ihren unbehaglichen Platz auf den dickbeschneiten Ästen der Linde und flog krächzend zum Kirchturm hinauf oder eine andere kam vorwitzig herab, suchte sich auf einem geschützten Zweige verschüchtert zusammen zu ballen und schüttelte einmal über das andere voll Entsetzen die Schneeflocken vom Gefieder. In Pater Smaragds ärmlichen Zimmer war es auch ganz still. Die Wanduhr pickte eintönig und ein bescheidenes Feuer knisterte im Ofen. Er saß am Tisch — immer der-

selbe hohe, ernste Greis, der, wenn auch seine Gestalt mumienhaft vertrocknete und die Füße ihm nicht mehr erlaubten, im Winter auszugehen, um so mehr seine volle Geisteskraft und alle Fähigkeiten seiner Sinnesorgane bewahrt hatte. Dem Körper nach — sank er; dem Geiste nach — stieg er. Von der stillen Höhe des Alters, der Einsamkeit und der Vereinigung mit Gott, schaute sein tiefes Auge über alles Irdische hinweg und, wie Moses vom Gipfel des Nebo in das Land der Verheißung — so nach seinem ersehnten „Land der Lebendigen“. Die prophetischen Bücher des Alten Bundes waren vor ihm aufgeschlagen. Er las:

„Alles, Herr, was Du uns getan hast, hast Du im gerechten Gericht getan; denn wir sündigten vor Dir und folgten nicht Deinen Geboten; aber verherrliche Deinen Namen und handle mit uns nach der Fülle Deines Erbarmens.“ — (Daniel 3.)

Zweimal las er diese Worte. Dann legte er die Linke über die Augen, schlug mit der Rechten an seine Brust und jagte wiederholt: „**Mea maxima culpa!**“ in einem Ton der Reue und Bekürnischung, als ob die Sünden der ganzen Welt ihn zu Boden drückten.

Da schellte es unten an der Thür seiner Wohnung. Ein leichter Schritt flog die Treppe hinauf. Der stille Amandus öffnete die Thür von Vater Smaragds Zimmer und sagte:

„Fräulein Grazia.“

Wegen der Schwäche seiner Füße hatte Pater Smaragd für Grazia und ihre Mutter eine Ausnahme machen und ihnen die Erlaubnis geben müssen, seine Clausur zu überschreiten, weil sie die Gewohnheit traulicher Besprechung mit ihm durchaus nicht aufgeben wollten — besonders Grazia nicht, die seit ihrer frühesten Kindheit das Vorrecht gehabt hatte, bei Pater Smaragd wie ein Vögelchen aus- und einzuflüpfen zu dürfen. Er war also an ihre Besuche gewöhnt.

„Aber bei diesem Unwetter geht man doch nicht aus;“ — — wollte Pater Smaragd sagen. Doch das Wort erstarb auf seinen Lippen, als er einen Blick auf Grazia warf: ihr Blick, ihre Züge, ihre Haltung trugen das Gepräge des Entsetzens. Ihre schlanke, biegsame Gestalt schwankte wie unter einer ungeheuern Last in's Zimmer hinein. Dicker Schnee lag auf ihrem schwarzen Sammthut und fiel in Tropfen auf ihr volles lockiges Haar; ein breiter Schneesaum hing an ihrem Kleide; — sie merkte es gar nicht. Sie sank auf einen Stuhl und sagte mit bebender, tonloser Stimme:

„Gottesraub . . . Kirchenraub . . . Seelenmord!
. . . Ulrich von Ursberg — ist Bruder Norbert. Das
sind die Worte, genau dieselben Worte, die ich in
der Nacht, als mein Großvater starb, von Ihnen
hörte, Vater meiner Seele, — und sie vergaß,

weil ich sie für einen Traum hielt. Aber sie sind wahr — wahr — fürchterlich wahr.“

Vater Smaragd faltete mit grenzenlosem Mitleid seine Hände und flüsterte leise: Herr! sie wird das Opfer sein! — Dann fragte er:

„Woher kommen Sie, liebe Grazia?“

„Von Erhard!“

„Ach, der Unselige!“ rief Vater Smaragd erschüttert; — „er wollte nicht beichten, er wies standhaft den Vikar und mich zurück — und Ihnen vertraut er an, was seine Seele peinigt!“

„Gottes Fügung! Nun verstehe ich alles,“ sagte sie.

„Nein, Kind,“ entgegnete er sanft; „die Geheimnisse seiner Barmherzigkeit sind nicht so leicht von uns armen Menschen zu verstehen.“

„O meine Mutter!“ rief Grazia mit herzerreißender Klage; — „o meine geliebten Eltern, mein herrlicher Vater . . . welcher Fluch lastet auf Euch und auf Euren Kindern! Darum mußten meine drei Brüder sterben! darum mußte Adrian in seinen traurigen Zustand geraten! darum muß mein Vater so leiden . . . und wir mit ihm!“

„Ruhig, Grazia!“ sagte Vater Smaragd und auch seine Stimme bebte; — „erzählen Sie mir ruhig, was geschehen ist, was Erhard Ihnen gesagt hat.“

Sie nahm den Hut ab, strich das Haar von der Stirn und bedeckte plötzlich ihr Gesicht mit beiden Händen, indem sie sagte:

„Mein Vater! ich kann keinem Menschen mehr gerade in die Augen sehen: so drückt mich die Schmach.“

„Denken Sie an unsern Herrn, wie er die Schmach der ganzen Welt gefühlt und getragen hat von Gethsemane bis Golgatha,“ erwiderte Vater Smaragd, und in seiner Stimme bebten Tränen.

Grazia sammelte sich ein paar Augenblicke und sagte dann gefaßter:

„Sie wissen, mein Vater, wie erstaunt wir waren, als wir aus Italien zurückkamen und Erhard noch immer zwischen Leben und Tod schwebend fanden. Die Leute meinten, er könne nicht sterben, weil er etwas Schweres auf dem Herzen habe. Beichten wollte er auch nicht. Ich ging öfter zu ihm und sprach zu ihm vom lieben Gott und den heiligen Sakramenten. Das hörte er an, zuweilen gern; dann nannte er mich einen Engel. Die Geistlichen aber wären keine Engel, sagte er, und deshalb wollte er auch nichts mit ihnen zu tun haben. Als ich heute zu ihm kam, schien er in der Agonie zu liegen. Namenlose Qualen drückten sich in seinen Zügen aus. Plötzlich hieß er alle hinausgehen — nur mich nicht. Im Gegenteil! er

flammerte sich an meine Hand und sagte, er müsse mir etwas anvertrauen . . . und dann wolle er beichten und in die ewige Ruhe eingehen. Ich war so froh über seinen Entschluß, sich mit dem lieben Gott auszuöhnen, daß ich nicht um die Welt sein Vertrauen hätte zurückweisen mögen. — Vielleicht war das unvorsichtig?“ sagte sie schüchtern nach einer kleinen Pause. „Mein Vater, Vergebung! . . . es kam daher, daß ich nur an seine gerettete Seele dachte. — Erhard richtete sich auf und erzählte mir besonnen, kurz und klar alles, was Sie in jener schauerlichen Nacht meinem unglücklichen Großvater weitläufiger erzählt hatten. Zuerst meinte ich etwas Neues zu hören; allein es war, als ob jedes Wort den Schleier mehr und mehr zerreiße, den Gottes Erbarmen über mein Gedächtnis gelegt hatte. Ich bejann mich, wo, von wem ich das alles schon hörte . . . Ich bejann mich auf Sie und auf die Nacht des Todes . . . allein das war ja nur ein Traum gewesen — oder auch kein Traum! . . . denn solche Übereinstimmung zwischen einer geträumten und einer wirklichen Erzählung gibt es nicht. Erhard jagte zum Schluß: Ich war damals ein junger, wilder Bursche, der an keinen Gott und keinen Teufel glaubte; denn als Kind tanzte ich um den Freiheitsbaum herum und um das Weibsbild Bernunft, das man in meiner Vaterstadt Straßburg auf dem Hochaltar im Mün-

fter stellte. Das war keine Schule, in der man vom Unterschied zwischen Himmel und Hölle etwas hört. Aber pfißig genug war ich, und der Herr Baron brauchte jemand der Art. Ich besorgte den Verkauf des prächtigen Altargerätes und der kostbaren Paramente der hiesigen Kirche. Ich ging als Kammerdiener dem Herrn Baron voran hieher, und tat und sprach, als käme mein Herr aus einem andern Weltteil in diese Gegend. Dabei schaute ich ihm tiefer in die Karten, als ihm lieb war, und war zuweilen frech gegen ihn. Da er mir aber immer Geld gab — was ihm, wegen seines Geizes, Gott weiß wie sauer wurde! — und mir später zur Ehe mit meiner guten braven Frau verhalf: so blieb ich ihm doch zugetan. Als er aber tot und ich alt war, — und als ich sah, wie ein Unglück über das andere seine Nachkommen traf — wie zuerst die beiden jungen Herren starben — dann der Herr Baron so schwer erkrankte, zuletzt der unschuldige Engel Bernardin umkam — wie jetzt der Baron Adrian von einem so großen Leiden befallen ist — und wie ich seit zwei Jahren bei lebendigem Leibe in den Qualen der Verdammten liege: da dachte ich, es müßte durchaus jemand von der Familie erfahren, daß der schnöde Mammon all das Kreuz über sie gebracht habe. Aber ich wußte nicht, wie das anfangen. Es tat mir ungeheuer leid und ich schämte mich, weil ja allerlei auch mich

anging. Von den Geistlichen hatte ich seit Kindesbeinen eine schlechte Meinung — und erst recht, weil der Herr Baron geistlich gewesen war! Wem sollte ich es anvertrauen? Endlich sind Sie mir eingefallen, gnädiges Fräulein. Sie werden schon Mittel finden, den Born Gottes von Ihrem Hause abzuwenden. Sie sind ja fromm und gut und hängen nicht an dem schnöden Mammon. — — Erhard war ganz erschöpft und legte sich ruhig zurück, als wolle er sterben. Ich verlor in meinem Jammer aber nicht die Besinnung und fragte ihn geschwind, ob ich jetzt nicht den Vikar rufen lassen solle. Ganz freundlich gab er zur Antwort: „Sehr gern!“ Bis der Vikar kam, blieb ich bei Erhard und betete ihm die sieben Bußpsalmen vor, die ihn sehr rührten und jetzt wird wohl seine arme Seele mit Gottes Gnade ihr Gericht in der Ewigkeit bestanden haben. Aber ich, mein Vater, ich weiß nun das entsetzliche Geheimnis: der größte Gräuel, den es auf Erden gibt ist ein abgefallener Priester — und wir Unselige, wir sind seine Kinder!“

„Grazia!“ jagte Vater Smaragd mit tonloser Stimme, „bemeistern Sie Ihren Schmerz um meinetwillen! Ich war ja verblendet genug, um Ihrem armen Großvater die Thür des Heiligtums zu öffnen! ich trage einen Teil seiner Schuld — vielleicht den größten.“

„O mein heiliger Vater, lehren Sie mich zu lieben, wie Sie lieben!“ rief Grazia, kniete neben Vater Smaragd nieder und küßte ehrfurchtsvoll seine Hand. Dann erhob sie sich, nahm ihren Hut und sagte besinnungslos: „Aber was fange ich denn nun an? . . . aber was sage ich meiner Mutter? . . . O Gott, mußte es dahin mit uns kommen, daß ich den Zustand meines teuern Vaters für eine Gnade halten muß? . . . Oder . . . sollte es etwas gewußt, etwas geahnt haben?“ — — —

„Nein!“ unterbrach sie Vater Smaragd mit Entschiedenheit; „nein! kein Schatten einer solchen Ahnung hat je den reinen Charakter Ihres Vaters getrübt! Er wußte nur das, was allgemein verbreitet wurde: sein Vater sei aus dem Noviziat der Cistercienser ausgetreten und habe später die Kirche von Kreuzbronn vom Untergang gerettet, indem er sie samt dem Kloster dem Staat abgekauft, der alle Gebäude zu irgend einem Zweck habe niederreißen wollen. Daß Ihr Großvater nicht um seiner Tugend willen das Noviziat verlassen und den Ankauf gemacht habe — das freilich konnte sich Ihr edler Vater wohl nicht verhehlen, wenn er darüber nachdachte; — allein er war ein viel zu guter Sohn, um an die Fehler seiner Eltern anders als im Gebet zu denken. Seien Sie darüber ruhig und schweigen Sie, wenigstens vor der Hand, auch bei Ihrer Mutter. Sie ersparen ihr dadurch Kum-

mer und Beunruhigung — und Sie sind ein starkes Mädchen, das den Schmerz allein, d. h. mit Gott allein, tragen lernen muß.“

„Das müssen Sie mich lehren, Vater meiner Seele!“ sprach Grazia zärtlich und kniete mit sanften Tränen wieder neben dem Greise nieder. „Von Ihnen lerne ich am besten den Wandel mit Gott.“

„O Kind! welcher Irrthum!“ jagte Vater Smaragd; — „der beste Lehrmeister ist Er Selbst und Er spricht zu uns allen: „Wandle vor mir und sei vollkommen.“

Grazia's Blick war auf die Stelle der heiligen Schrift gefallen, die Vater Smaragd vorhin gelesen hatte. Sie zog das Buch heran und las laut, immer knieend:

„Alles, Herr, was Du uns gethan, hast Du im gerechten Gericht gethan; denn wir sündigten vor Dir und folgten nicht Deinen Geboten; aber verherrliche Deinen Namen und handle mit uns nach der Fülle Deines Erbarmens.“ — — „Ach!“ seufzte sie und ihre Stirn sank auf das Blatt, „das müssen wir jagen.“

„Und ich!“ sprach der Greis.

Sie stand auf, blickte umher und jagte tief traurig:

„Wie hat sich alles verändert in diesem einen Vormittag . . . alles um mich . . . alles in mir! —

„Mir ist zu Mut, als jei ich plötzlich uralt geworden. Was muß das sein: Gott schwer zu beleidigen — wenn schon das Wissen einer solchen Beleidigung so unglücklich macht.“

„Es ist der Verlust des Paradieses,“ sprach der Greis ernst.

Als Grazia sich der Zimmertür näherte, öffnete Amandus ihr dieselbe von Außen. Sie blieb einen Augenblick auf der Schwelle vor ihm stehen. Ein Sturm von Schmerz ging durch ihre Seele, ein Schmerz ohne bestimmten Namen noch Gegenstand. Dann bückte sie sich tief und rasch, küßte die rauhe Hand des versteinerten Amandus und flog die Treppe hinab. Er seinerseits floh voll Entsetzen in die Küche. Nachdem er sich etwas von seinem Schreck erholt hatte, ging er zu Pater Smaragd hinein und sagte ganz einfach:

„O ich bitte in Jesu Namen, mein Pater, daß es Ihnen gefallen möchte, nie wieder eine solche Buße an Fräulein Grazia zu geben.“

Der Greis lächelte dem stillen Amandus freundlich zu — und dann herrschte wieder tiefes Schweigen im Zimmer.

Von Außen aber wurde es unterbrochen durch die Töne eines Posthorns. Ein Wagen mit vier Pferden arbeitete sich mühsam den Berg hinauf und durch den Schnee, hielt endlich vor dem Schloßportal und Emanuel sprang heraus.

Vor anderthalb Jahren hatte Bernhard seine Reise nach Italien angetreten. Sie lautete anfangs nur auf sechs Monate und nach Nizza. Aber als er einige Zeit dort zugebracht hatte und nun die gewisse Erregung nachließ, die mit der Ankunft in einem fremden Lande und dem Einfluß eines fremden Klima's verbunden ist und die ihm wohlthat: da begehrte er einen andern Aufenthaltsort und behauptete mit steigender Ungeduld, Nizza sei ihm nachtheilig, er wolle nach Genua. In Genua trat das Mämlche ein: auf vorübergehende Besserung folgte eine Verschlimmerung des Leidens, welches einen abermaligen Wechsel des Aufenthaltes und die Reise nach Neapel zur Folge hatte. Dort riet ein Arzt, Euphrosyne möge nicht unbedingt der nervösen Kastlosigkeit ihres Mannes nachgeben, was seinen Zustand nur verschlimmere und dem guten Einfluß von Luft und Klima keinen Spielraum lasse; sie möge für den Rest des Winters in Neapel bleiben und mit dem Beginn des Frühlings in Sorrent sich niederlassen. Die wunderschöne Natur, die Vereinigung von Gebirgs- und Meeresluft, vielleicht der Gebrauch von Seebädern: das alles müsse Zeit haben, um günstig auf diesen krankhaften Organismus zu wirken. Das war ihr einleuchtend. Euphrosyne befolgte den Rath des Arztes und mit dem Vorwand, daß sie und Bernardin die Seebäder brauchen müßten,

beschwichtigte und fesselte sie ihren Mann in Sorrent.

Nun gibt es wohl wenig Punkte auf Erden, die schöner wären, als dies wunderschöne Sorrent. Am Abhang des zerklüfteten Gebirgs, auf hohem, schroffen Ufer, welches die Meereswellen zu phantastischen, malerischen Grotten ausgehöhlt haben — liegt es mitten in einer Vegetation, die den Zauber des Südens und die Kraft des Nordens vereinigt. Oben auf den steilen Felsen, allen Stürmen der Höhen und des Meeres ausgesetzt — die nordische Eiche; dann die Region der Mandel- und Aprikosen- und anderer Obstbäume, mit ihrem rosenfarbenen und weißen Blütenschnee; — dann die des Maulbeerbaumes, um den der Weinstock sich rankt und windet; — dann die Olivenhaine, deren blasses Laub einen silbergrünen Schleier über den blendenden Glanz des saphirfarbenen Himmels wirft — und endlich die Orangen- und Citronenhaine, mit Sternenblüten, Sonnenfrüchten und heraufschendem Duft. Und da hinein gestreut dunkle Cypressen, glühende Granaten- und Rosenbüsche, kleine Bäche, die ihren Kristallfaden durch ganze Fluten von grünem, wallenden Frauenhaar ziehen, welches ihr Felsenbett weich umhüllt; auf der Nordseite eines Felsens ein dichter Teppich von Chlaman, auf der Südseite, spärlich durch Ritzen sich drängend, die Kaper mit ihrem heißen Vanille-

Arom. Und nun, wenn das Auge gesättigt ist von der Fülle, dem Reichthum, der Uppigkeit der Erde — nun dieser Blick auf das Meer, das einen weiten Golf bildet, um den sich, wie ein Blumenkranz, die Küste von Neapel, mit dem Vesuv zur Rechten und dem Vorgebirg Misene zur Linken, bunt und heiter lagert, während in der Ferne die Inseln Ischia und Procida auftauchen und in der Nähe das schroffe Felseneiland Kapri wie eine dunkelblaue Kristallisation aus dem Meer aufragt. Dazu eine gemüthliche, fleißige, Seidenbau- und Webereien treibende Bevölkerung, von großer körperlicher Schönheit, mit einer äußerst malerischen, mit dem Ganzen harmonisirenden Frauentracht: das ist Sorrent.

Aber von all der Schönheit gesundete Bernhard nicht mehr. Er bewohnte mit seiner Familie die freundliche Villa Mispoli, außerhalb der Stadt. Ihr Garten erstreckt sich bis zum schroffen Abfall des felsigen Ufers in's Meer. Auf diesem Felsenvorsprung befinden sich noch einige amphitheatralische ausgehauene Sitze. Ein Theater mag hier bestanden haben in jener Zeit, als die römischen Cäsaren unter dem heitern Himmel von Barthenope einen erhöhten Reiz für ihre Freuden und Gemüthe suchten. Jetzt hat die Brandung allmählig den Felsen, und was er getragen haben möge, unterwaschen und hinweggespült bis auf jene über-

reste. Hier pflegte Bernhard am frühen Morgen und in der Abendkühle zu sitzen und mit ihm die Seinen. Aber selten und immer seltener trat in sein Auge jener Blick des Verständnisses, der da ausspricht, daß die Seele sich im Zusammenhang mit der sie umgebenden Schöpfung fühle. Leer und gläsern war sein sonst so gemütvoller klarer Blick geworden; leer schweifte er über die zauber-schönen Bilder fort; gläsern starrte er auf irgend einen gleichgültigen Punkt hin. Nichts erweckte ihn aus seinem allmählichen Versinken in Bewußtlosigkeit, als Euphrosynen's und Grazia's Stimme. Die erkannte er immer! zuweilen äußerte er es durch ein zärtliches Wort, zuweilen — wenn er das rechte Wort nicht traf, durch ein namenloses schwer-müthiges Lächeln, oder durch einen Händedruck, oder durch ein Etwas, das niemand sonst verstand als sie, und das ihnen genügte, um zu seufzen: Er kennt uns noch. Aber sie verhehlten es sich nicht: er ging bergab! und wenn seine nervöse Rastlosigkeit abnahm: so kam es daher, weil sein Leben mehr und mehr in Lethargie versank. Nach Jahresfrist kehrten sie nach Kreuzbronn zurück, ärmer an Hoffnung, reicher an Liebe.

Als Pater Smaragd Bernhard in diesem Zustand sah, ging ihm, dem abgetödeten Greise, ein niegefühilter Schmerz durch die Seele; und dennoch mußte er Gottes Barmherzigkeit preisen, daß

Bernhard im vorigen Jahr seine Rechnung für Zeit und Ewigkeit so gründlich vor Gott abgelegt habe. Da er aber nicht zweifeln konnte, daß jener Zeitpunkt gekommen sei, von welchem damals Bernhard sprach, so zögerte er nicht, jene Schrift Euphrosyne einzuhandigen und ihr die Umstände mitzutheilen, unter denen er sie von Bernhard erhalten hatte. Euphrosyne öffnete sogleich den Brief und las ihn laut in Pater Smaragds Gegenwart. Sie hatte kein Geheimnis vor ihm und es war ihr ein großer Trost, sich wieder auf seinen Rath und Beistand stützen zu können.

„Das ist von Gott!“ sprach Pater Smaragd, nachdem Euphrosyne gelesen hatte.

„Ich muß erst mit Adrian reden,“ sagte sie.

Adrian war gleich nach Kreuzbronn gekommen, um seine heimkehrenden Eltern zu begrüßen. Es war unmöglich, bei so großer Jugend mit dem Gepräge inneren Adels klarer gestempelt zu sein, als er. Vielleicht trat der Ernst, dieser Hauptzug seines Charakters, etwas zu überwiegend hervor; aber vielleicht war das nur ein Gegensatz zu dem Leichtsinne, in dessen Kreise er sich bewegt hatte, seitdem er nach Heidelberg ging. Als Euphrosyne ihn zärtlich fragte, ob sein Ernst keine Verdüsterung seiner schönen Jugend sei? — sagte er:

„O nein! aber die Pflicht ist etwas Heilig-Ernstes und vor allem muß ich mich mit Ernst be-

mühen, in jeder Beziehung und nach allen Seiten hin meine Pflicht zu tun. Zuweilen kostet das etwas Mühe, Madama“ setzte er scherzend hinzu, „und von der Anstrengung mag ich denn wohl härbeißig genug aussehen.“

Und sie liebte mit mütterlicher Freude, ihn so schön und so gut zu sehen, seine Stirn, auf der dieser sinnige Ernst thronte.

Nachdem sie Bernhards Schreiben gelesen, begab sich Euphrosyne in ihr Oratorium und betete dort lange vor dem Sanctissimum. Dann ging sie nach ihrem Zimmer und ließ Adrian rufen, der mit Grazia bei dem Vater war. Als er eintrat, winkte sie ihn zu sich heran, ließ ihn neben sich sitzen und jagte mit ihrer lieben Innigkeit:

„Mein Adrian, Du bist zwar noch sehr jung, allein ich muß Dir doch diese Papiere mitteilen und hören, ob Du mit dem Inhalt einverstanden sein könntest.“

„Was wünscht mein guter Vater?“ sagte Adrian, als er das Papier entfaltete und Bernhards Handschrift erkannte.

„Dies nur, lieber Adrian!“ sagte sie — „und übereile Dich nicht mit der Antwort.“

Adrian las:

„Die Tage sind gezählt, in denen es mir noch vergönnt ist, als das Haupt und die Stütze einer Familie zu wirken und für die theuren Wesen, die

Gott mir an's Herz gelegt hat, zu arbeiten, zu wachen und zu jorgen. Ich hätte das alles viel eifriger und viel vollkommener tun jollen. Leider sehe ich das erst jetzt ein, da es zu spät ist, um mich zu bessern. Ich hoffe, meine Lieben verzeihen mir all' meine Nachlässigkeiten, denn sie wissen, daß ich sie trotzdem unaussprechlich geliebt und nichts im Auge und im Herzen gehabt habe, als ihr wahres Glück.

„Diese Liebe, die in mir fortleben wird, wenn auch die Wucht meines Leidens ihr keinen Ausdruck gestatten sollte, läßt mich hinsichtlich der Zukunft meiner geliebten Kinder Wünsche aussprechen, deren Erfüllung mir wesentlich mit deren Glück zusammenzuhängen scheint. Aber wohlverstanden, es sind nur Wünsche — keine Befehle, keine Anordnungen. Wie ich mich für meine Person gänzlich in den ewig anbetungswürdigen Willen Gottes ergebe, so auch, was diese Wünsche betrifft. Aus Leichtjinn oder Gleichgültigkeit werden meine Kinder sie nicht unerfüllt lassen: dessen bin ich gewiß.

„Wir sind immer eine sehr einige und nach Außen hin sehr abgeschlossene Familie gewesen und gerade darin haben wir unser Glück gefunden. Je mehr die Welt sich atomistisch zerlegt und in zusammenschangslosen, ja feindlichen Individuen auseinander geht, desto mehr ist es die Aufgabe

der Familie, in ihrem Schooß die Elemente zu pflügen und zu bilden, die ein Gegengewicht gegen diesen Versekungsprozeß in die Wagichale des sozialen Lebens werfen. Diese Aufgabe erfüllt die Familie leider sehr unvollkommen. Das sieht man an den zahllosen unpassenden und folglich unglücklichen Ehen, die geschlossen werden, und aus denen klar hervorgeht, daß die Menschen, welche in solche Ehe treten, keine Ahnung von der Aufgabe haben, eine Familie zu gründen. Denn sonst könnten unmöglich in unserm Stande die so häufigen Verbindungen mit Sängern, Schauspielerinnen, Tänzerinnen, reichgewordenen und kaum getauften Juden und Jüdinnen stattfinden. Der Familienfenn beruht auf Familientradition. Bei heterogenen, von kläglichen Leidenschaften zusammengewirbelten Elementen gibt es aber keine gemeinsame Tradition; denn sie sind von heute und werden vielleicht morgen nicht mehr sein. Ich aber wünsche für meine geliebten Kinder, daß sie das dauerhafte, stille, ruhige Glück, das bisher auf Kreuzbrunn zu Hause war, fortsetzen mögen, indem Adrian und Grazia eine Verbindung schließen, die Gott segnen wolle. Ihre Charaktere ergänzen sich schön; ihre Neigungen begegnen sich; starker Familienfenn und fromme Pflichttreue ist in Beiden vorherrschend: das sind Bedingungen, unter denen zwei gute Menschen sehr glücklich werden können.

„In diesem Fall würde sich nichts für meine geliebte Frau verändern: sie bliebe vereinigt mit Adrian und Grazia. Und mein armer kleiner Bernardin fände dann in Adrian das, was für Adrian gewesen zu sein mein Stolz und meine Freude ist: ein Vaterherz.“

Mit ruhiger Stimme, aber mit feucht schimmernden Augen hatte Adrian bis zu Ende gelesen. Da stand er auf, kniete vor Euphrosyne nieder, nahm ihre Hände in die seinen und sagte:

„Und so wirst Du denn zum zweiten Mal meine Mutter sein?“

Sie schlang die Arme um seinen Nacken, küßte seine Stirn und sagte mit dem Ausbruch reinsten Freude:

„O mein Gott! die Erfüllung dieses geheimen Wunsches, den ich kaum wagte, meinem Mann je auszusprechen, weil ich alles einer höheren Fügung überlassen wollte, — tritt also wirklich ein! O, unter allen Umständen hätte es mich beglückt, mein Adrian! . . . aber jetzt um so mehr, als ich sicher bin, Dich hier im Hause und auf dem Platz zu behalten, der — nur physisch nicht leer ist.“

„Aber ich muß meine Studien vollenden,“ jagte Adrian, „und die üblichen Examina machen, denn ich weiß, es ist des Vaters Wunsch.“

„Auch der meine!“ rief Euphrosyne. „Verne, studiere, bereichere Dich mit allem Wissen und mit

allen Kenntnissen, die den Geist entwickeln und bilden; — aber sei in zweifacher Weise der Sohn unseres Hauses und unseres Herzens!“

„Und Grazia?“ fragte Adrian.

Ehe Euphrosyne antworten konnte, schlug Grazia die Vorhänge der Tür ein wenig auseinander, steckte ihren Kopf hindurch und fragte mit ihrer strahlenden Heiterkeit, die auf der dunkeln Folie ihres Familienlebens trostvoll wie ein Sonnenstrahl zwischen Wolken war:

„Darf ich lauschen?“ — Doch schnell setzte sie mit verändertem Ton hinzu:

„Mama in Tränen? . . . Adrian nah' daran? . . . O seid nicht traurig . . . das Kreuz kommt von Gott;“ — und sie kniete neben Adrian vor Euphrosyne nieder.

„Wir sind nicht traurig,“ sagte Euphrosyne gerührt. „Ich besprach mit Adrian einen Wunsch Deines Vaters, meine Grazia . . . wobei auch Du ein Wort zu reden hast.“

„O!“ rief Grazia, „was Papa wünscht, das wünschest Du — und was meine Eltern wünschen, tue ich unbedingt.“

„Wohlan, Kind, wir wünschen, daß Ihr beide, Adrian und Du, dereinst Euer Glück in Eurer ehelichen Verbindung finden möchtet.“

„Darán hab' ich nie gedacht,“ sagte Grazia un-

befangen. „Ist es aber Gottes Wille, so werde aus meinem Bruder mein Herr und Gemahl.“

Adrian reichte ihr die Hand. Sie schlug ein.

„So bleibt es nun zwischen uns, Adrian!“
sagte sie.

Tags darauf ging er nach Heidelberg zurück. Euphrosyne hatte ihm vorgeschlagen, eine andere Universität zu besuchen. Allein er lehnte es ab.

„Benigstens noch für dies Semester,“ entgegnete Adrian; „denn von Heidelberg kann ich gar leicht ab und an herkommen und nach dem Vater sehen.“

Zum Weihnachtsfest kam Adrian wieder nach Kreuzbrunn. Die heilige Nacht warf ihren übernatürlichen Freudenglanz auf all diese Seelen, in denen das übernatürliche Leben so stark war, daß sie die wonnevolle Gnade dieses göttlichen Mysteriums mit frohlockendem Herzen begrüßte. Die Kirche war festlich erleuchtet. Vater Smaragd las, als ob er von Engeln unsichtbar unterstützt werde, die drei heiligen Messen des Festes. Grazia hatte mit einigen jungen Mädchen des Dorfes schöne Weihnachtslieder eingeübt. Arme Kinder erfreute ein reicher Christbaum; alte Leute — passende Gaben. So weit Euphrosyne und Grazia es nur irgend vermochten, verbreiteten sie Freude und feierlichen Glanz um dies lieblichste aller

Kirchenfeste. Daß Adrian es mit ihnen beging, fromm, froh und innig, als habe er nie Kreuzbronn verlassen, machte beide namenlos glücklich. Nebenbei plünderte Grazia seinen Geldbeutel bis auf den letzten Kreuzer. Er sagte lachend:

„Um nach Heidelberg zurückzukommen, muß ich nun entweder Betteln oder Schulden machen.. Was ist Dir lieber?“

„Betteln!“ jagte sie höchst ernsthaft. „Der Bettler kann ein Heiliger sein, wie der heilige Servulus und der selige Benedikt Labre . . . und die heilige Elisabeth war ja auch eine zeitlang eine Bettlerin. Aber ein leichtsinniger Schuldenmacher ist kein Heiliger!“

„Du paßt aber gar nicht für die Welt, Grazia!“ sagte er gerührt.

„Drum bleib' ich auch fein ruhig in Kreuzbronn,“ erwiderte sie gelassen.

Keinem von beiden fiel es ein, die mindeste Veränderung in ihr geschwisterliches Verhältnis treten zu lassen. Grazia, die mit ihrer Lebhaftigkeit immer einen so himmlischen Maßstab zu finden mußte, sagte einmal:

„Adrian, weißt Du wohl, daß die heilige Elisabeth und ihr Gemahl, Landgraf Ludwig von Thüringen, von Kindheit an so zusammen aufge-

wachsen sind, wie wir? Ist das nicht schön? Mir gefällt es sehr, daß wir ein so heiliges Beispiel haben.“

„Ach!“ rief Adrian mit einem Anflug von Schwermut, „wie früh mußte doch Ludwig sterben . . . und in welcher Trübsal Elisabeth sich heiligen!“

„Glaubst Du denn, daß man mir nichts dir nichts in die Heiligkeit hineinspringt?“ fragte sie.

Der Neujahrstag des Jahres 1856 war der letzte vor Adrians Abreise von Kreuzbronn. Am Nachmittag machte er einen großen Spaziergang mit Bernardin, der ein außerordentlich lebhaftes Kind war und nie genug der Bewegung im Freien, trotz Wind und Wetter, finden konnte. Sie gingen in die Berge, die hinter dem Schloßhügel sich erhoben. Der Vorwinter hatte schon viel Schnee und auch etwas Frost gebracht; jetzt aber herrschte gelindes Tauwetter, so daß die Luft angenehm und das Gehen auf der noch immer festen Schneedecke ganz leicht war. Seitdem Adrian wußte, daß Bernhard ihn zum Pflegevater Bernardins bestimmt hatte, hing er mit besonderer Zärtlichkeit an dem Knaben, der überhaupt, wie das bei dem Jüngsten in einer Familie häufig vorkommt, das Schooßkind aller war. Er streifte weit umher mit Bernardin, der immer noch weiter zu gehen beehrte. Die Winterlandschaft war so schön! Aber es wurde früh Nacht und dunkelte schon, als sie

endlich die Rückkehr antraten. Auf gebahnten Wegen waren sie überhaupt nicht gegangen; doch der Schnee trug sie. Mit dem sinkenden Abend trat sehr starkes Tauwetter ein. Der Schnee schmolz unter ihren Füßen, wurde zugleich glatt und weich, so daß sie keinen festen Tritt mehr hatten und langsam einen ziemlich steilen Abhang erklimmten.

„Bergab wird es leichter gehen, nicht wahr?“ fragte Bernardin müde und kleinlaut.

„Sei nur recht vorsichtig und folge mir Schritt vor Schritt,“ sagte Adrian beruhigend. Aber ihm selbst war nicht wohl zu Mut, denn man hatte im Herbst einen Teil des Waldes gefällt und dadurch die Gegend verändert. Die Tannen fehlten, an denen Adrian gewohnt war, sich zu orientieren, und je finsterner es wurde, desto fremder und unbehaglicher war ihm die ganze Umgebung. Er rief ein paar Mal in's Dunkel hinein, in der Hoffnung, daß Holzschläger oder Kohlenbrenner um die Wege sein könnten. Alles blieb still. Nur der Tauwind begann hohl zu gehen und die schweren Wolken lösten sich in Regen, der auf dem Boden eine feuchte Glätte hervorrief, die jeden Schritt unsicher, ja gefährlich machte. Bernardin fing an zu weinen vor Erschöpfung und Angst. Adrian zog seinen Paletot aus, hüllte den Knaben hinein, setzte ihn auf einen abgehauenen Baumstamm und gebot ihm, sich ganz ruhig zu verhalten; er wolle

juchen, einen sicheren Weg und die gerade Richtung heimwärts zu entdecken.

So lange Bernardin Adrians Schritte und dessen ermunternden Zuruf in der Nähe hörte, blieb er auf seinem Platz und rastete von seiner Ermüdung. Als aber Adrian sich mehr und mehr entfernte, überfiel den Knaben in der dunkeln Berg-einsamkeit eine unnennbare Angst. Er schrie so verzweiflungsvoll:

„Adrian, komm' zurück! ich sterbe, Adrian!“ daß sich Adrian um so leichter zur Umkehr entschloß, als er in der eingeschlagenen Richtung immer tiefer in den Wald hinein geriet und folglich von Kreuzbronn sich entfernte.

„Ich sterbe vor Angst . . . so ganz allein in der Finsternis und in der Kälte,“ sagte Bernardin und umflammerte Adrian mit beiden Armen.

„Sei vernünftig, Bernardin! Entweder gehst Du jetzt mit mir oder Du wartest hier, wo Dir nicht das Mindeste zustoßen kann, ganz ruhig auf meine Rückkehr und versuchst inzwischen ein kleines Feuer zu machen. Hier ist mein Feuerzeug und trocknes Gezweig. Was willst Du nun?“

„Hier warten und Feuer machen,“ jagte Bernardin erfreut über den letzten Vorschlag, den Adrian nur gemacht hatte, um dem Kinde eine Beschäftigung zu geben, da der Boden, die Luft und

das Reisig viel zu feucht waren, um ein Feuer brennen zu lassen.

„Nun verliere nicht die Geduld, wenn's auch langsam mit dem Feuermachen geht, Bernardin, denn ich komme erst dann wieder, wenn ich mich zurecht zu finden weiß.“

„Kommst Du aber auch gewiß wieder? Läßt Du mich nicht die ganze Nacht hier sitzen?“ fragte Bernardin in Angst zurückfallend, als sich Adrian entfernte.

„In einer Viertel oder halben Stunde bin ich wieder hier,“ jagte Adrian. „Halte Dich ruhig auf dieser Stelle und denke an Dein Feuer!“

Anfangs befolgte Bernardin diesen Rat; allein die Bündhölzchen waren verbraucht, ohne daß das Reisig Feuer gefangen hätte. Ihn fror, ihm wurde die Zeit fürchterlich lang. Kein Kind hat einen Begriff von der Zeit! Langweilt es sich fünf Minuten, so scheint ihm das eine halbe Ewigkeit. Dazu die Finsternis, der feine durchfältende Regen, der hohle südliche Tauwind, das Waldesrauschen auf den fernen Bergen! Ein namenloses Grauen überfiel das Kind. In dem unsichern dämmernden Schneelicht erschienen ihm die abgehauenen Baumstumpfe wie unheimliche Tiere, wie gespenstliche Zwerge, wie Ungeheuer, die ihm ein Leid antun wollten. Nichts ist leichter zu höchster Angst aufzuregen, als die Phantasie eines Kindes — und

es begann wieder sein flüchtiges Rufen nach Adrian. Dieser antwortete, wenn er den Ruf hörte, was nicht immer der Fall war, weil der Wind den Schall forttrug — und ging weiter und weiter, seinen Weg suchend. Plötzlich blieb er stehen und eine schwere Last fiel ihm vom Herzen, denn gerade vor sich, abwärts, in der Ferne, sah er mehrere Lichter nah beisammen: das waren die Fenster des Kreuzbronner Schlosses! Tief und freudig atmete er auf; — da hörte er wieder Bernardins Ruf, aber ihm war, als komme der Schall diesmal von einer andern Stelle. Bernardin wird doch nicht seinen Platz verlassen haben und umherirren? Kaum flog dieser unheimliche Gedanke durch Adrians Sinn, so trat er ohne zu ruhen den Rückweg eiligst an, während er, so laut er konnte, den Ruf erwiderte. Da aber vernahm er einen gellenden kurzen Schrei — und dann nichts mehr. Ist er ohnmächtig geworden? fragte sich Adrian in heftiger Aufregung und eilte so rasch wie möglich durch aufgeweichten Schnee und Waldgestrüpp, über Baumwurzeln und Gestein, auf den Platz zu, wo Bernardin sein sollte. Er fand auch ganz leicht den Baumstamm, da er sich über die Lage von Kreuzbronn orientiert hatte und auf diesem Bergabhang zu Hause war; . . . aber er fand nicht Bernardin . . . und er hörte ihn auch nicht mehr. Eine gräßliche Angst erfaßte Adrian. Wo war das Kind?

Wo es suchen? Ihm schwindelte der Kopf und sein Herz pochte, als wolle es die Brust zersprengen. Da besann er sich auf die Richtung, aus welcher der letzte Ruf und dann der Schrei gekommen waren; — dahin wendete er sich . . . aber mit unbeschreiblicher Beklommenheit, denn diese Richtung führte an den Rand der Schlucht, die ein Waldbach, aus dem höheren Gebirge kommend, in den Bergabhang gerissen hatte. Im Sommer ein allerliebster murmelnder Bach, verwandelte er sich durch Regen und Schnee in ein reißendes Wildwasser. Dahin richtete Adrian zagend seine Schritte — bald ausgleitend, bald über Baumwurzeln strauchelnd, bald in aufgeweichte Schneehaufen sinkend. Ab und an blieb er stehen und lauschte; aber Bernardin war verstummt. Als er der Schlucht näher kam, hörte er das Wasser rauschen. Plötzlich warf er sich mit aller Kraft rückwärts, so daß er zu Boden fiel, denn er fühlte, daß seine Füße auf einen schlüpfrigen, mit leichtem Glatteis überzogenen Abhang geraten waren, auf dem er sich nicht halten konnte. Da ist Bernardin hinabgestürzt! Das bedeutete sein gellender Schrei! ächzte Adrian. Er besann sich. Sollte er vom Schloß Hülfe holen? Aber damit verging mindestens eine Stunde! — Sollte er allein die Rettung versuchen? Konnte er sie ermöglichen? Er faltete die Hände und erhob seine Seele zu Gott. In dieser Stille hörte er

durch das Klauschen des Baches von unten kommend ein leises schmerzliches Stöhnen. Er ist's! er lebt! ich muß ihn retten! mein Bernardin! schrie Adrian laut auf. — —

Vorsichtig verließ er seinen gefährlichen Platz und ging längs der Schlucht etwas abwärts auf eine alte Tanne zu, die er gut kannte, denn ein Teil ihrer unterwaschenen Wurzeln lag frei an der Wand der Schlucht und oft hatte er sich als Knabe ihrer bedient, um zum Bach herabzuklettern — freilich nie in solcher Jahres- und Tageszeit. Bei der Tanne angelangt, umfaßte er sie, bog sich über den Rand der Schlucht und rief Bernardin. Wieder antwortete ein leises Stöhnen, gerade unterhalb seines Standpunktes. „Das Wasser hat Dich bis hieher fortgerissen? nicht wahr, Bernardin?“ rief Adrian hinab, mehr um ein Wort von dem Kinde zu hören, als um sich zu überzeugen, daß es dort liege. Er bekam aber keine andere Antwort, als leises Winnumern. Da begann er auf den Wurzeln der Tanne in die Schlucht hinabzusteigen. Sie reichten aber bei Weitem nicht bis auf den Grund, nicht einmal bis an die Oberfläche des Wassers, dessen Tiefe er nicht beurteilen konnte. Und doch mußte er auf dieser Stelle hinab! Nachdem er an keiner Wurzel und keiner Wurzelfaser mehr sich halten konnte, klammerte er sich mit den Händen und Knien an hie und da vorjpringendes

Gestein, und glitt und stieg und rutschte mehr und mehr hinab, bis seine Füße die Oberfläche des Wassers erreichten und endlich auf die Steine des Grundes sich stellten. Das Wasser ging ihm nur bis an die Knie und mit grenzenloser Freude berührte er, als er sich bückte und die Arme tappend ausstreckte, Bernardins Gesicht, dessen Kopf wider einen Felsenvorsprung — der Leib aber in Wasser und Schnee lag. „Nun bist Du gerettet, mein Bernardin!“ rief Adrian; „nun gib mir Deine Hand.“ Aber Bernardin rührte sich nicht und wimmerte auch nicht mehr. Er ist ohnmächtig! feußte Adrian. Er hob das Kind auf und nahm es auf den Arm. Aber der starre, unbewegliche Körper konnte sich keine Hilfe geben und sich nicht im Gleichgewicht halten. Adrian mußte ihn auf beide Arme nehmen. So trug er ihn, im Bett des Baches gehend, abwärts. Es blieb ihm nichts anderes übrig, denn er konnte nicht mit dieser Last und gleichsam ohne Arme die Wände der Schlucht erklimmen. Aber es war ein schrecklicher Weg, denn der Bach schoß rasch abwärts und trieb ihn, während die durchdringende Kälte des Schneeswassers ihn lähmte und der steinige unsichere Grund ihn jeden Augenblick straucheln machte. Adrian fühlte, wie er müde und immer müder wurde, und wie ein eisiger Frost ihn durch Mark und Bein froh, während sein Kopf fieberhaft

glühte — und wie über seinen rechten Arm, auf welchem Bernardins Kopf lag, eine schauerlich warme Feuchtigkeit rieselte. Da begann er um Hülfe zu rufen. Er schleppte sich weiter mit seiner Last, deren Gewicht bei jedem Schritt schwerer wurde. Er spähte umher nach einem Ruhepunkt. Die Wände der Schlucht hatten sich gesenkt. Auf der einen Seite hingen die Zweige eines Weidenbaumes so tief hinab, daß Adrian meinte, sie erfassen und sich an ihnen aus dem Bach auf festen Boden schwingen zu können. Er legte den betäubten Bernardin über seine linke Achsel und versuchte, mit der rechten Hand die Zweige zu ergreifen. Es mißlang ein paar Mal. Dazwischen rief er immer angstvoller um Hülfe und lauschte gespannt auf Antwort. Umsonst. Der Bach rauschte nur! Noch einmal mit höchster Anstrengung bemühte sich Adrian die Zweige zu erfassen und sich an ihnen aus dem Bach zu schwingen. Und es gelang. Allein der Schneeklumpen, auf den er am Ufer seine Füße stellte, war durchweicht, gab nach und stürzte in den Bach, so daß Adrian jetzt an den Weidenzweigen, die er zum Glück krampfhaft festhielt, in freier Luft schwebte. Aber die Zweige bogen sich und zugleich fühlte er, wie seine Hand allmählig erstarrte und von ihnen abglitt. Brachen jene oder erlahmte diese, so stürzte er mit Bernardin in das steinige Bett des Baches zurück. Es

jaufte ihm vor den Ohren, vor den Augen tanzten ihm Feuerfunken und im Gehirn pochte ein Hammer. Da hörte er ganz deutlich den Ruf: „Wo? wo?“ — „Sieher! hieher!“ schrie er und die Hoffnung gab ihm wieder etwas Kraft. „Sieher! aber schnell!“ — Und immer näher kam die tröstende Stimme: „Nur Geduld . . . ich komme . . . Mut! Mut! . . . ich bin gleich da!“ — Adrians Kräfte versagten. Sein erlahmter Arm und seine erstarrte Hand zitterten. Mein Gott! ächzte er, rette das Kind! — Nicht einen Augenblick fiel es ihm ein, daß er sich, ohne das Kind, ganz leicht retten konnte! Bernardin war sein letzter klarer Gedanke; — ihm schien, es breche ein Licht über ihn an. —

Eine Laterne war's! Der Mann, der sie trug, sprang entschlossen vom Ufer in den Bach und sagte:

„Lassen Sie den Knaben herabgleiten, ich fange ihn auf. Das macht Ihren linken Arm frei. . . . Sie arbeiten sich schon an den Zweigen fort . . . dicht am Baum, bei der Laterne, stehen Sie fest . . . dann können Sie mir helfen.“

So geschah es. Erst, als er sich auf festem Boden befand und im Licht der Laterne Bernardin auf dem Arm seines Retters geborgen neben sich sah, erst da sprach Adrian, wie aus tiefem Schlaf erwachend:

„Amandus! . . . woher zu so später Stunde?“

„Späte Stunde, Baron Adrian? Es wird sieben Uhr sein! Vater Smaragd hat mich in's obere Dörfchen zu armen Kranken mit einem Neujahrswunsch geschickt . . . und da es sehr finster wurde, gaben mir die guten Leute die Laterne mit. Aber fort! fort! wir müssen eilen, wenn Sie noch Kraft zum Laufen haben.“

„O,“ sagte Adrian, „jetzt, da Bernardin gereckt ist, fühle ich keine Ermüdung.“

Er nahm die Laterne, Amandus trug Bernardin; so eilten sie nach Kreuzbrunn. Schon im Dorf kamen ihnen Leute mit Laternen entgegen, die Euphrosyne, befremdet durch ihren überlangen Spaziergang im Finstern, ausgeschickt hatte. Die Leute entsetzten sich über den Anblick, den Bernardin und Adrian boten: Beide waren mit Blut bedeckt und sahen aus wie Leichen — nur mit dem Unterschied, daß der eine sich noch mühsam auf den Füßen hielt, während der andere starr auf den Armen des Amandus hing.

„Auf's Schloß! auf's Schloß! geschwind . . . und dann ein Reitknecht zum Doktor!“ sagte Adrian — und zwei Männer nahmen dem erschöpften Amandus seine traurige Bürde ab. Vor dem Schloß wurden die Ankömmlinge von den Dienern mit lauter Freude begrüßt, so daß Euphrosyne und Grazia dadurch deren Heimkehr erfuhren. Grazia eilte ihnen bis unter das Portal entgegen:

„Endlich! endlich!“ rief sie; — aber das Wort erstarb auf ihren Lippen bei dem schrecklichen Anblick, der sich ihr in der hellen Beleuchtung von Lampen und Lichtern bot. Außer sich vor Schmerz rief sie: „Tot! Bernardin! . . . tot!“

„Nein!“ rief Adrian und sank bewußtlos hin.

Es entstand ein großer Tumult. Alle Dienstboten liefen in der untern Halle zusammen. Die Frauen weinten; die Männer redeten durcheinander; Grazia lag neben Bernardins entseelter Hülle auf den Knien und weinte, daß es Steine hätte erbarmen können. Da kam Pater Smaragd mühsam auf Amandus gestützt in die Halle und sagte ruhig:

„Bringt doch jeden in sein Zimmer und erwärmt ihn! . . . Der arme kleine Bernardin ist in das Bergwasser gestürzt und Baron Adrian hat ihn gerettet. So erzählt Amandus, der ihnen zu Hülfe kam. Nur schnell den Arzt geholt!“

„Leben sie denn noch?“ fragte Grazia und erhob sich.

„Das hoffen wir!“ sagte Pater Smaragd. Ach, er wußte wohl, daß sich diese Hoffnung nur auf Adrian beziehe. Amandus hatte ihm gesagt, er habe den Kleinen schon entseelt gefunden. „Nun zur Mutter, Grazia! . . . und gefaßt!“ setzte er hinzu.

„Nein,“ sprach sie besonnen, „gehen Sie allein zu ihr und halten Sie sie ein wenig auf. Ich will

Sorgen, daß sie Bernardin nicht in diesem furchtbaren Zustand sehe.“

Sie flog davon. Euphrosyne war bei Bernhard, ahnungslos. Sie hatte wohl den Lärm unten im Schloß gehört, aber ihn auf irgend ein kleines Abenteuer der verspäteten Spaziergänger bezogen. Als ein Diener mit verstörter Miene den Vater Smaragd meldete und dieser zu so ungewohnter Stunde erschien, erblaßte sie und fragte:

„Darf ich mich über Ihr Kommen freuen, mein Vater?“

„Bernardin hat einen Unfall gehabt,“ sagte er.

Das genügte ihr. Fort war sie. Er blieb allein mit Bernhard, der still an einem Schachbrettischen saß und gedankenlos die Figuren aufstellte. Er hatte sonst sehr gern und sehr gut Schach gespielt; jetzt benahm er sich wie ein unmündiges Kind, das aus dem ersten besten Gegenstand sein Spielzeug macht. Eine erbarmenswerte Erscheinung! Vater Smaragd fragte nach seinem Befinden. Bernhard sprach ein paar Worte ohne Zusammenhang, allein in seinem Blick war etwas, als ob er den Vater wohl kenne. Dieser schwieg nun und sah den Kranken nur liebevoll an. So verstehen wir uns besser! sprach er wehmütig zu sich selbst; — o armes Menschengebilde, so gering und gebrechlich bist Du, daß ein einziger, auf Dein Gehirn drückender Blutstropfen genügt, um Dei-

nen physischen Organismus zu zerrütten und ihn unfähig zu machen, der Träger Deines geistigen Wesens zu sein. Dieses verschwindet unter der materiellen Verwüstung, wie die Triebkraft der Natur unter der Schneedecke des Winters — für eine Zeit. Aber die Ewigkeit, o Du armes Menschengebilde, die Ewigkeit gehört Dir dennoch . . . und deshalb bist Du nicht so arm und gering, wie es unter dieser Erniedrigung des Staubes dem irdischen Sinn erscheint. Dir gehört die Ewigkeit und Du gehörst ihr an, denn der menschgewordene Gott der Offenbarung hat gesagt: „Ich bin das Brot des Lebens. Wer davon isst, der wird leben in Ewigkeit.“ Guter Bernhard, für Dich bricht jenseits des Grabes ein seliger Frühlingstag an. — — —

Der Arzt kam. Er fand Bernardin entseelt; die Wunde am Hinterkopf hatte ihn getötet. Adrian lag im Starrkrampf. Eine so traurige Nacht hatte noch niemand auf Kreuzbronn erlebt. Es folgte ihr ein ebenso trauriger Winter. Neben drei Särgen und zwischen zwei schwer Kranken standen Euphrosyne und Grazia. Aber sie standen da unter dem Kreuz. Jetzt, nach Erhards Bekenntnis, hatte Grazia noch ihr besonderes, ihr schwerstes Kreuz zu tragen.





Die Sühne.

Kreuzbronn 1856.

Emanuel war wieder da! Seit Jahren hatte er sich nicht sehen lassen. Teilnehmend und liebevoll hatte er stets bei all den traurigen Ereignissen an Euphrosyne geschrieben und sich entschuldigt, daß er nicht zu ihr eilen könne mit seinen Studien, Reisen, Examina und all den Vorwänden, die sich stets in Masse finden . . . wenn man sie sucht. Unbewußt wollte er ebenso sehr in seinen eigenen Augen, als vor Euphrosyne sich rechtfertigen. Die Welt hatte während dieser Jahre die Hand auf Emanuel gelegt. Was die berührt — da bleibt ein Fleck. Und wie hätte sie ihn nicht berühren sollen, diesen brillanten jungen Mann, voll Talent, voll Leidenschaft und ohne feste Grundsätze! das waren lauter gefährliche Anhaltspunkte. Er war nicht ohne Gemüt, nicht ohne Schwung der Gedanken und Gefühle, nicht ohne Sinn für alle hohen Interessen, welche der Teilnahme eines edlen und gebildeten Menschen würdig sind; aber dies alles wankte

und schwankte ohne Basis, bruchstückweise und ungeordnet, unter dem Hauch wechselnder Einflüsse in ihm hin und her. So war er aufgewachsen: so war er geblieben. Der Kern seiner Erziehung trug ihre Frucht. Er war, was die große Mehrzahl der jungen Männer heutzutage ist: charakterlos und unselbstständig; — denn selbstständig ist man nur dann, wenn man die Fertigkeit sich angeeignet hat, nach ewigen Prinzipien zu urteilen und zu handeln. Eine wilde Ungebundenheit des Lebens ist genau der Gegensatz zur Selbstständigkeit. Da nun gerade diese willkürliche Ungebundenheit, die kein anderes Gesetz anerkennen will, als dasjenige, welches vom Ich diktiert wird — von der Leidenschaft, dem Vorurteil, der politischen oder Privat-Meinung, dem Vortheil des Ich's, mit einem Wort: von der kraßesten Selbstsucht! — da nun gerade sie das Lebenselement ist, worin der größte Teil der Männerwelt heutzutage schwimmt und schwelgt: so entspringt daraus der unerhörte und unerhört traurige Mangel an Charakteren, der in der Gegenwart so kläglich zum Vorschein kommt.

Emanuel hatte aber auch seine Vorzüge und war das, was nur die Minderzahl der jungen Leute ist: sehr angenehm im täglichen Leben, unterrichtet, von guten Manieren und talentvoll. Er betrachtete die Epoche, die hinter ihm lag, als durchaus abgeschlossen — als ob es keine Faden

gäbe, welche die Gegenwart des Menschen mit seiner Vergangenheit und Zukunft mehr verbinden, als ihm lieb ist, wenn er diese Fäden nach allen vier Winden hin gedankenlos flattern läßt.

„Ich komme mit den Äquinoctial-Stürmen,“ sagte er zu Euphrosyne; „aber in mir sind sie überwunden und ich bin nun im Gleichgewicht.“

„Womit?“ fragte Euphrosyne sanft.

„Womit? . . . aber, Rosinerl, wie Du nur fragst . . . womit? — Nun, mit mir selbst.“

„Kind, das hat ja gar keinen bestimmten Sinn!“ entgegnete sie mit ihrem freundlichsten Ton und Blick. „Wenn Du gesagt hättest: im Gleichgewicht zwischen Streben und Pflicht, oder zwischen Willen und Erkenntnis“ . . . —

„Nun ja, das meinte ich!“ rief Emanuel. „Wenn Du aber die Dinge so ungeheuer bestimmt ausdrückst, so machst Du mir angst und bange.“

„Warum denn?“

„Weil ich nicht genau weiß, ob ich es mit derselben Entschiedenheit so meine! . . . Jemand hat gesagt — Gott weiß wer! aber es war ein verständnisvoller, die menschliche Gebrechlichkeit würdigender Kopf: „Glissez, mortels! n'appuyez pas.“ Überhingleiten, fortzuschlüpfen muß der Mensch, auch mit sich selbst und nicht so enorm auf den Grund gehen und sehen und bohren.“

„Was gefällt Dir denn so an dieser oberflächlichen Auffassung der Dinge in und außer uns?“

„Daß ich nicht allzu unzufrieden mit mir zu werden brauche,“ sagte Emanuel aufrichtig.“

„Armer Emanuel,“ sagte Euphrosyne liebevoll.

Er lebte sich in Kreuzbromm und mit dessen Bewohnern so vollkommen ein, als sei es seine wahre Heimat. Für Bernhard war jeder Besuch und jeder Umgang wie nicht vorhanden. Da er nicht mehr Treppen steigen und ausfahren konnte, bezog er mit dem Beginn der besseren Jahreszeit Zimmer in dem untern Stockwerk des Schlosses, aus denen er in einem Rollstuhl auf die Terrasse gebracht werden konnte. Dabei war Emanuel immer hilfreich, immer bereit, einen kleinen Dienst zu leisten. Die Geduld und Ergebung, die Euphrosyne und Grazia Bernhards Zustand entgegensetzten, ging auch auf ihn über. Trauriger und aufregender war das Leid, das die Familie um Adrian trug; aber dafür war es auch mit Hoffnung gemischt. Seit jenem schmerzlichen Neujahrsabend überfiel ihn zu Zeiten ein Starrkrampf, der ihn in eine Bildsäule verwandelte und ihm, nach dieser furchtbaren Anspannung der Nerven, eine tödtliche Erschöpfung zurückließ. Dieser Zustand war zum ersten Mal eingetreten, als Adrian die Gewißheit von Bernhards Tod erfuhr. Bleich, starr, stumm, unbeweglich und von niemand zu bewegen, stand er in einer

und derselben Stellung über eine Stunde wie eine Bildsäule neben der kleinen geliebten Leiche. Alle, die es sahen, überfiel ein Grauen. Keiner hatte je so etwas erlebt. Der Arzt befahl, ihn ruhig stehen zu lassen, bis der Krampf der überreizten Nerven von selbst sich löse; dann müsse man Mittel anwenden, um die Wiederkehr zu verhüten. Dennoch kehrte er wieder und in Folge der Schwäche, die er zurückließ, bemächtigte sich eine tiefschwermütige Stimmung Adrians. Er betrachtete sich als den unfreiwilligen Mörder Bernardins: durch seine Schuld sei das Kind umgekommen. Und wenn man ihm sagte, er habe ja gerade das Gegenteil — und alles getan, um Bernardin zu bewahren und zu retten, so gab er beständig zur Antwort:

„Ihr sprecht so, um mich zu trösten! aber Ihr wißt es anders. Ohne mich hätte Bernardin nie einen solchen Spaziergang gemacht. Also bin ich, wenigstens indirekt, die Veranlassung seines Todes.“

Der Arzt fand es geraten, ihn so bald wie möglich von Kreuzbrunn zu entfernen. In Heidelberg, bei seinen Studien, unter anderen Umgebungen und in geschickter ärztlicher Behandlung, werde die Elastizität der Jugend leichter den Choc überwinden, den die Nerven bekommen hätten. Adrian ging nach Heidelberg und befolgte pünktlich die ärztlichen Vorschriften. Allein bald schrieb einer

seiner Freunde an Euphrosyne: es sei gefährlich, ihn allein zu lassen, da der Starrkrampf ihn zuweilen auf der Straße befall. Euphrosyne schickte Bernhards bewährten und erfahrenen Kammerdiener nach Heidelberg, um Adrian so wenig wie möglich zu verlassen. Aber dies versetzte Adrian in die tiefste Niedergeschlagenheit. Er sei kein Unmündiger, der einen Aufseher — kein Kranker, der eine beständige Pflege bedürfe; seine körperlichen Leiden wären geringe und für das, was er am Herzen leide, gebe es kein Heilmittel. Nach acht Tagen rief Euphrosyne den Kammerdiener zurück, der bei Bernhards Pflege für die Dauer nicht zu entbehren war. Überdas hatte Adrian während dessen Anwesenheit kein einziges Mal den Krampf gehabt. Aber die liebevolle Euphrosyne entschloß sich zum erstenmal in ihrem Leben zu einer Trennung von Bernhard, um zu versuchen, ob sie vielleicht durch Anregung seiner moralischen Kraft günstig auf Adrian wirken könne. Sie ging nach Heidelberg und ließ ihn zu sich in den Gasthof rufen. Als er bei ihr eintrat, und sie ganz allein fand, ohne Mann, ohne Kind, in der öden Elegance eines Gasthofzimmers — warf er sich in Tränen vor ihr nieder, legte den Kopf auf ihre Knie und sagte ganz überwältigt:

„O Mama! ich kann es nicht ertragen, welche Verstörung und Zerrüttung ich in Dein armes,

vielgeprüftes Leben bringe! Aber erlaube mir, mit Dir nach Kreuzbronn zurückzugehen. Ich kann dort gerade so gut gesund werden wie hier — und auf jeden Fall sind wir alle beisammen! — Dies Semester ist ohnehin für mich verloren, da ich die Vorlesungen nicht pünktlich besuchen kann.“

„Nun, so komm' mit mir, Du Sohn meiner Seele!“ erwiderte sie zärtlich. „Aber vergiß mir nie, daß alles Leid, welches eine Mutter um ihr Kind trägt, ihre Liebe nur erhöht. Und je größer die Liebe, desto größer das Glück. Es braucht ja nicht immer ein fröhliches Glück zu sein, mein Adrian.“

Sie besprach sich noch mit seinem Arzt, der vor der Hand möglichste geistige Ruhe und viel Bewegung im Freien anriet, die zuweilen wirksamer sei, als alle andere Heilmittel, um das gestörte Gleichgewicht des Nervensystems wieder herzustellen. Später, im Lauf des Sommers, könne man vielleicht eine magnetische Kur versuchen oder die Elektrizität anwenden, oder kaltes Wasser. Adrian sei kaum zwanzig Jahre alt, also noch nicht auf der Stufe seiner ganzen Kraftentwicklung. Erreiche er sie, so sei zu hoffen, daß sie die Krankheit überwinden werde. Mit dieser Hoffnung kehrten Euphrosine und Adrian nach Kreuzbronn zurück und Emanuel fand ihn dort vor. Nichts war peinlicher, als Adrians Existenz. Unhaltende geistige Arbeit

war ihm untersagt und doch sollte er sich beschäftigen und zerstreuen. Auf freie Luft und Bewegung war er angewiesen, aber er durfte weder reiten, noch allein ausgehen, aus Besorgnis vor dem Krampfanfall, der sich immer plötzlich und unberechenbar, zuweilen nicht einmal in acht Tagen und dann wieder ein paarmal in einem Tage einstellte. So war er nach allen Seiten gebunden und beschränkt. Dazu die schwermütige Stimmung, die stets ein krankes Nervensystem zu begleiten pflegt. Nur fromme Resignation konnte von seiner Seite diesen Zustand ruhig tragen und von anderer Seite ihn ruhig tragen helfen. Das tat Euphrosyne mit aller Liebe einer treuen Mutter und das tat Grazia mit einer Hingebung, die außerhalb jedes natürlichen Antriebes lag. Zuerst hatte sie gesagt:

„Leben für Leben! Um Bernardin zu retten, ist Adrian in seinen leidenden Zustand geraten: dafür müssen wir ihn nun zu retten suchen.“

Später, nachdem sie das traurige Geheimnis erfahren hatte, das wie ein verborgener Gifftropfen auf dem Wurzelstamm ihrer Familie lag — da bildete sich in der Stille ihres tiefen reinen Herzens der Entschluß aus, in der Kraft der Liebe zu ihrem göttlichen Erlöser, dem schwerbeleidigten — durch Buße und Opfer die Schuld zu sühnen und heilige Einsprechungen, wie nur die Gnade sie Denen ver-

leibt, welche der Gnade treu sind — und Licht von Oben, das die Kinder der Welt nicht sehen, arbeiteten an ihrer Seele.

Emanuel stellte seine Betrachtungen über Grazia an. Ein wunderbares Mädchen! . . . so unberührt von der Welt, wie der Stern am blauen Himmel von Gasbeleuchtung! In alten Zeiten stellte ich mir das Weib als Priesterin des häuslichen Heerdes vor. Eine äußerst ideale Auffassung des schönen Geschlechts, mit der die Millionen von lebendigen Puppen, die sich zu Kleiderstöcken ihrer Crinoline gemacht haben, wenig zufrieden sein werden. Gleichviel! diese Sorte ist mir odios . . . ich kehre zu meiner sublimen Auffassung zurück. Grazia rechtfertigt sie . . . — und bei allem halte ich es für gar nicht unmöglich, daß man sich gründlich in sie verlieben könne — oder besser gesagt: sie lieben. All das frivole Gerede paßt nicht zu ihr; dazu ist sie manchmal zu kindlich und manchmal — zu erhaben. Was nur der Odo Ursperg hier will? Er macht mir den Effekt, als wandle er auf Freiers Füßen um Grazia herum. Das wäre doch das Non plus ultra selbstgefälliger Verblendung! der Aktenschreiber, der! Nun . . . den wollt' ich schon mit einem Wink meines kleinen Fingers aus dem Sattel heben! —

Emanuel hatte nicht falsch gesehen. Grazia war nach Bernardins Tode alleinige Erbin von

Kreuzbronn: das genügte, um sie in Odo Urspergs Augen aus einem naseweisen Burschen in ein charmanthes Mädchen zu verwandeln. Er war zehn Jahr jünger, als sein Bruder Bernhard, hatte eine große Neigung zum Gelde von seinem Vater geerbt und von Jugend auf unter dem Einfluß seiner Stiehmutter gestanden. Obschon er dasselbe Vermögen wie Bernhard besaß und vortrefflich damit zu speculieren verstand, so wäre ihm eine reiche Partie doch ungemein erwünscht gewesen. Vermöge seiner Liebe zur Sparsamkeit ließ er, so lange der alte Baron lebte, keine Heiratsgedanken in sich aufkommen, weil er sich wohlberednend sagte: wenn er selbst dereinst ein vermögender Mann sei, könne er auch größere Ansprüche an goldene Vorzüge einer Gattin machen. Aber als er nun wohlhabend wurde, da wurde er auch wählerisch. Jenes reiche Mädchen war doch gar zu garstig! jenes allerliebste Mädchen, o Jammer! war ganz unbemittelt. Die reiche Schönheit, die er suchte, wollte sich nicht finden lassen. Da trat Bernardus unerwarteter Tod ein. Nun war eine reiche junge Erbin auf Kreuzbronn zu finden! Wie gierig werden sich die Bewerber dahin drängen! murmelte Odo — und ging dahin. Er kam alljährlich; aber im Sommer. Die arglose Euphrosine schob diesen Besuch im rauhen März auf seine Teilnahme. Für Grazia war er eine Respekts-

perjon, mit welcher sie nicht sehr sympathisierte, weil es bei tausend Veranlassungen zum Vorschein kam, daß Odo's Liebe zu Gott und dem Nächsten auf dem Gefrierpunkt stehe. Aber er war ihr Onkel und hatte somit Anspruch auf ihr freundliches Benehmen.

Odo war höchst mißmutig, Emanuel in Kreuzbrunn zu finden. Mußte mir denn der zukommen! murmelte er. Emanuel aber fühlte instinktmäßig Odo's Absichten und mit dem Instinkt der Rivalität quälte er ihn so viel wie möglich.

In einem ungemein behaglichen Zimmer saßen sie beisammen. Euphrosyne sticte ein Netzgewand, Grazia malte einen Strauß von Schneeglöckchen in Aquarell, Adrian las aus einem Roman von Fernan Caballero vor, aus der „Möbe“, worin das spanische Volksleben so ungemein frisch und charaktervoll dargestellt ist. Odo hatte zugehört — oder wenigstens des Zuhörens sich beflissen, um über das Buch mitreden zu können, während er in seinem Sinn dachte: Gott, welche Zeitverschwendung! was kümmert mich Fernan Caballero und seine Romane! mögen sie grau oder blau sein — welchen Einfluß haben sie auf den Kredit mobiliere . . . auf industrielle Papiere . . . auf die Pensionierung meines alten, lahmen, tauben Präsidenten . . . auf die Übergriffe der Merikalen mit ihrem alten unsterblichen Erzbischof“ . . . —

„Tot!“ sagte Grazia teilnehmend.

„Wie so? woher weißt Du das?“ fragte Odo aus seinen Gedanken durch Grazia's Stimme aufgeschreckt.

„Adrian las ja so eben, daß der Stier den Matador Pepe Vera in die Luft geschleudert und ihm das Genick gebrochen habe,“ antwortete Grazia befreundet.

„Ja so! Pepe Vera . . . richtig! Was so ein Romanschreiber sich doch alles ausdenkt! . . . — merkwürdig! und noch viel merkwürdiger, daß so ein Kauz den Anspruch macht, man solle sich für seine Pepe Vera's interessieren! doch am allermerkwürdigsten, daß er es bei manchen Menschen wirklich zutwege bringt.“

„Zum Beispiel bei mir,“ sagte Euphrosyne. „Es hat einen großen Reiz für mich, ein Stückchen Menschenleben fein und wahr entwickelt zu sehen.“

„Im Grunde ist die Zeit doch zu kostbar, um sie mit der Betrachtung von Fiktionen hinzubringen, beste Euphrosyne,“ entgegnete Odo.

„Lieber Onkel,“ sagte Adrian sanft und traurig, „weil ich nicht anhaltend ernste Lectüre vertrage, deshalb wechseln wir ab.“

„Und verlieren gar nicht unsere Zeit, sondern sind dabei ganz fleißig,“ sagte Grazia.

„Mein Gott, ich habe ja gar nichts gegen Pepe Vera . . . oder Fernan Caballero . . . oder alle

Romanischreiber der Welt! ich sage nur, diese Menschenjorte ist mir ungeheuer merkwürdig, weil sie sich mit ihren Fiktionen Platz macht zwischen den Realitäten des Lebens! Dazu gehört gewiß ein extraordinäres Talent!“ sagte Odo mit Eifer, um nicht allzu trocken und unpoetisch zu erscheinen.

Da trat Emanuel ein, versenkte sich in die Tiefe eines höchst bequemen Lehnstuhls und jagte zu Odo:

„Onkelchen, es ist doch urgemütlich hier zu Kreuzbrunn, im Winter wie im Sommer!“

„Einverstanden!“ erwiderte mit süßsaurem Lächeln Odo, dem gar nichts daran lag, daß Emanuel es so urgemütlich finde.

„Hast Du Dir einen Stoß Akten mitgebracht, Onkelchen?“ fragte Emanuel.

„Nein!“ erwiderte Odo verstimmt. „Aber ich möchte wissen, lieber Emanuel, weshalb Du mir die Ehre erzeigst, mich Onkel zu nennen? Ich bin Bernhard's, Du bist Euphrosyne's Bruder; also sind wir ver schwägert.“

„Richtig, lieber Onkel! aber Kindergewöhnheit gibt man schwer auf. In früheren Jahren, als ich zu den Kindern des Hauses gehörte, warst Du für uns alle der ernste, respektable Onkel Odo — und die süße Gewohnheit, Dich so zu nennen, ist mir geblieben.“

„Eigentlich müßten Grazia und Adrian Dich, lieber Emanuel, gerade so gut Onkel nennen, wie mich!“ versetzte Ddo.

„Behüte Gott!“ rief Grazia; — „nie wird mir das einfallen!“

„Dazu sind wir zu gute Kameraden gewesen,“ sagte Adrian lächelnd.

„Da siehst Du, welche unausfüllbare, majestätische Kluft uns trennt, lieber Onkel,“ jagte Emanuel mit so großem Ernst, daß Ddo mißmutig das Thema fallen ließ und geduldig den Onkel hinnahm, um keine Erörterungen hervorzurufen, die jene Benennung noch empfindlicher für ihn machten. Emanuel gab ihm aber noch einen Stich durch's Herz, indem er hinzufügte:

„Ja, Onkelchen! ich bin dermaßen ein Kind des Hauses, daß ich manchmal mein Schwesterchen — Mama nenne, wie in der alten schönen Zeit meines hiesigen Aufenthaltes.“

„Und ich habe für Dich viel mehr mütterliche als schwesterliche Liebe,“ sagte Euphrosyne.

„Ich brauche sie auch viel mehr!“ rief Emanuel.

Aber das ist ja alles schrecklich! dachte Ddo; — ist ein abgekarteter Plan zwischen Bruder und Schwester, um die unbefangene Grazia diesem windigen Emanuel Meerhaim in die Arme zu werfen und mit Kreuzbronn seine Schulden zu bezahlen. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!

. . . Der alte Meerhaim lebt von Schulden; der Sohn macht es ihm nach; Mama Meerhaim hat genug zu tun, beide Herren nur einigermaßen flott zu halten: da wäre ja für die ganze Meerhaim'sche Familie ein Goldfisch, wie die Grazia, ein guter Fang. Und darauf arbeitet man hin . . . das sehe ich jetzt klar. Aber ich zerreiße dies Netz — und rette Grazia:

Gegen Abend ging Emanuel auf den Schneefenzug. Da sagte Odo:

„Es ist herrliches Wetter! möchtest Du nicht einen kleinen Spazierritt machen, Grazia?“

Grazia wurde wie ein Kind rot vor Freude, als ihre Mutter lebhaft sagte:

„Gewiß, lieber Odo! sie reitet so gern und hat jetzt so selten dies Vergnügen, weil ihr eine passende Begleitung fehlt.“

Odo ließ die Pferde satteln; Grazia kleidete sich um. Als sie im Reitanzug die Treppe hinab und in den Schloßhof kam, starrte er sie an, denn sie kam ihm vor wie ein Wesen aus einer andern Welt. Ihre schlanke ätherische Gestalt sah in dem dunkeln schleppenden Gewande noch viel größer und feiner aus und unter dem schwarzen Hüthen, das sie tief in die Stirn gedrückt hatte, lagen ihre lichten, schwarzberimperten Augen, ganz eigentümlich geheimnißvoll. Sie ist aber schön! dachte er, schön wie . . . wie! . . . er begann sich umsonst auf einen

Vergleich. Emanuel hätte gesagt: „Wie ein Märchen.“ Und während sich Odo besann, ließ sich der Reitknecht auf ein Knie nieder; Grazia stellte die Spitze ihres Fußes auf dessen rechte Hand — und saß im Sattel; und Odo wütete gegen sich selbst, daß er diesen Ritterdienst dem Reitknecht überlassen habe. Während sie langsam den Schloßberg hinab ritten, fing er ein Gespräch mit ihr an.

„Warum reitest Du nicht mit Emanuel aus?“

„Am Tage hab' ich nicht immer Zeit, lieber Onkel, und um diese Stunde geht Emanuel gern auf den Schneepfenzug.“

„Er ist also nicht sehr liebenswürdig für Dich?“

„Doch, doch! . . . denn ich hab' es immer am liebsten, wenn er das tut, was ihm das Liebste ist.“

„Gute Grazia, welch ein trauriges Leben voll Entsjagung aller Art führst Du doch! Du bist jetzt in dem Alter, wo man in die große Welt, an den Hof, auf Bälle, in's Theater geht — und Du . . .“ —

„Ich reite lieber!“

„Nun ja, auch das ist unterhaltend; — allein Du entbehrst doch allen Umgang mit Altersgenossen, mit angenehmen Leuten . . .“ —

„Nein, lieber Onkel, gar nicht! denn ich habe mir das nie gewünscht.“

„Nun was wünschest Du Dir denn eigentlich, Grazia?“

Sie waren am Fuß des Berges angelangt und Grazia rief:

„Einen tüchtigen *train de chasse* zu reiten — das wünich' ich!“ — und sie sprengte von dannen. Er mußte ihr folgen und all ihre Evolutionen mitmachen. Bald setzte sie ihr Pferd in Trab, bald ließ sie es zierlich *fourbettieren*. Sie ritt so recht zu ihrem Vergnügen, ohne im Entferntesten an einen Bewunderer oder an ein Gespräch zu denken. Odo ließ sie lange gewähren. Dann aber jagte er plötzlich:

„Grazia, es dämmt! Jetzt reiten wir im Schritt zurück“ — und als sie sich in ruhige Bewegung gesetzt hatten, knüpfte er das abgebrochene Gespräch wieder an:

„Du bist mir eine Antwort schuldig, Grazia. Sprich, wünschst Du nicht glücklich zu sein?“

„Ja, lieber Onkel.“

„Was verstehst Du unter glücklich sein?“

„Mehr als ich sagen kann, lieber Onkel.“

„Und das sagst Du so ernst?“

„Ich bin zuweilen sehr ernst, lieber Onkel.“

Odo hätte ein Bedeutendes darum gegeben, wenn Grazia ihren Antworten nicht immer ihr höchst freundliches „lieber Onkel“ beigefügt hätte. Er schwieg eine Weile und suchte Worte. Da schlug eine Schwarzdrossel ihren süßen melodischen kurzen Schlag.

„Horch! die Schwarzdroffel . . . der liebe-
liche Vogel!“ rief Grazia entzückt. „Einsam sitzt sie im
höchsten Wipfel der Bäume, als wolle sie der unter-
gegangenen Sonne nachschauen — und singt ihr
Abendlied. O wie schön ist der Frühling!“

„Auch im Menschenherzen!“ jagte Odo ein-
stimmend.

„Kennst Du die Jugend so?“ fragte Grazia.

„Mehr noch die Liebe,“ entgegnete er leise.

„Das ist richtig!“ sprach sie ernst. „Wenn ich
an all meine Lieben denke, so ist es wohl, als hörte
ich das Lied der Schwarzdroffel in meinem Herzen
. . . ein süßes Abendsonnenlied.“

„Es gibt noch eine andere Liebe, Grazia!“ —
— jagte Odo mit einiger Beflossenheit.

Grazia fuhr leicht zusammen, als habe ein kal-
ter Schauer sie angeweht, und sie jagte rasch:

„Es wird plötzlich sehr kühl! . . . Ich kenne jeden
Stein auf dem Wege . . . erlaube, lieber Dunkel,
daß ich ganz geschwinde heimreite.“

Und im schnellsten Trabe ritt sie von dannen.
Der Reitknecht schoß wie ein Blitz seiner Herrin nach
— und ehe er wußte, was er eigentlich tun sollte,
befand sich Odo ganz verblüfft allein auf der
Chaussée. Grazia aber sagte heimkehrend zu ihrer
Mutter:

„Mama! ich wünsche nicht mehr mit Onkel Odo zu reiten. Er spricht von Liebe . . . das mißfällt mir.“

„Mir auch, mein Kind,“ entgegnete Euphrosyne gelassen — aber im Stillen höchst verwundert über diesen Einfall Odo's.

Emanuel, der nur von dem Spazierritt, aber nichts von dessen Ausgang hörte, nahm sich vor, an Odo Rache für dieses Vergnügen zu nehmen. Später am Abend hub er an:

„Jetzt, da wir wieder so urgemütlich beisammen sitzen, jetzt sei doch so gut, lieber Onkel, und expliziere mir einmal den Sinn von Eurem sogenannten Kirchenkonflikt. So wie ich ihn bis jetzt verstehe, besteht er darin, daß Ihr Eurem Landesfürsten die katholische Mitra des Erzbischofs über seinen protestantischen Herzogshut stülpen wollt — und daß der Erzbischof quod non sagt . . . wie das sein Recht und seine Pflicht ist. Es muß sich aber durchaus anders verhalten. Denn was ist weiser auf Erden, als eine von Kammern und von Adressen abhängige Regierung? Diese kämpft gegen die Ansprüche des Erzbischofs — folglich muß er Unrecht haben: das ist klar. Ich kann es nur nicht einsehen — und das demütigt meinen armen Verstand auf's Außerste. Ich bitte, rette mich von diesem Unbehagen und öffne meine Augen für das bureaukratische Recht.“

„Das hieße einen Mohren weiß waschen wollen,“ entgegnete Odo kalt — und schwankend zwischen seinem Haß gegen die Freiheit der Kirche und zwischen seiner Furcht, Emanuel wolle sich in Grazia's Augen zu deren Verteidiger machen. „Übrigens solltest Du wissen, daß das höchste Gesetz eines Landes seine Verfassung ist, und daß alle, welche diesem Gesetz sich nicht unterwerfen, sondern ihre eigenen Regierungsmaßregeln treffen wollen, dem Staat gefährlich, die bürgerliche Ordnung bedrohend — kurz, Revolutionäre sind, gleichviel ob unter der Mitra oder dem Hederhut.“

„Aber, lieber Onkel, Du kannst doch unmöglich im Ernst behaupten, daß der Mann unter der Mitra Deinen Staat und Deine bürgerliche Ordnung bedroht! Er, d. h. jeder katholische Bischof, respektiert die Verfassung und die Staatsbürgerpflicht in allen fünf Weltteilen, in Monarchien und Republiken, unter Autokraten und Demokraten. Freilich betrachtet ein solcher Mann die Verfassung eines Landes nur so lange als höchstes Gesetz, als es sich um bürgerliche Pflichten handelt. Vor und über ihr stehe ein Gesetz, das seine Gültigkeit und Anwendung seit achtzehnhundert Jahren habe: das Gesetz Gottes, das christliche Gesetz, mit seiner Lehre und seiner Moral. Dies Gesetz sei die Grundlage und der Inhalt der katholischen Kirche und aller Gewissen, die mit ihr im Verband des

Glaubens seien. Eine so heilige Verbindung lege eine schwere Verantwortung auf diejenigen, welche in der Kirche Amt und Auftrag hätten, den Gewissen die Grundlinien aller ihrer Pflichten zu ziehen — womit sich selbstverständlich eine Verfassung nicht abgibt — und deshalb beanspruchten sie diejenige Freiheit der Wahl ihrer Werkzeuge und der Bestimmung ihrer Mittel, welche sie in den Stand setze, ihrem erhabenen Amt und Auftrag zu entsprechen. So sagt und dies begehrt jeder katholische Bischof. Wo ist da auch nur die leiseste Spur von Auslehmung gegen oder Eingriff in das Staatsregiment und die bürgerliche Ordnung!“

Hinter Odo's kaltem unbeweglichen Ausdruck kochte der Groll, daß sein Idol, der Staatsmechanismus und dessen Räderwerk, die Bureaucratie, von der freien Lebenstätigkeit der Kirche belästigt werden sollte; — daß es der stupiden Menschheit nicht genüge, von seinem Idol ihre Gesetze vorgegeschrieben und ihre Steuern ausgeschrieben zu bekommen; nicht genüge, pflichtschuldigst zu gehorchen und zu zahlen; — daß es überhaupt dem Phantom Gewissen gestattet sein solle, mit Erlassen hoher Landesregierung nicht inmer einverstanden zu sein und deren richtigen Takt bei der Bildung und Anstellung kirchlicher Beamten zu bezweifeln. All sein Groll machte sich Luft in der Äußerung:

„Ah, ich verstehe! Nicht umsonst warst Du öfter

in Paris! Du bist ein Affiliirter der Jesuiten geworden . . . vielleicht sogar ein verkappter Jesuit!“

„Leider nein! Ich bin nicht Katholik, wie Du weißt!“ antwortete Emanuel.

„Dann ist es doppelt unbegreiflich, weshalb Du Dich zur klerikalen Partei hältst.“

„Ich sagte es Dir ja, Onkelchen: weil ich bei ihr das Recht sehe und bei Euch, d. h. bei der Regierung — denn Du bist ja Katholik! — das Unrecht.“

„Bleibe nur auf Deinem Standpunkt, Emanuel,“ unterbrach Euphrosyne das Gespräch, das von beiden Seiten mit mehr Bitterkeit in dem Ton, als in den Worten geführt wurde.

„Nein, Emanuel, gehe weiter! Das Gefühl für Recht kann Dich zur Wahrheit führen, denn sie ist das Unrecht für alle Menschen,“ sagte Adriaen.

„Wer andere auffordert, die Religion ihrer Väter zu verlassen, blamiert sich fast eben so sehr, als die, welche es tun!“ warf Odo ein.

Die jungen Leute schwiegen; aber Grazia wendete den Kopf von ihrer Arbeit zu Odo hin und sagte:

„Nicht Vater, nicht Mutter können uns selig machen. Das kann nur die Wahrheit. Wenn jene im Irrtum waren und ich es erkenne und mich der Wahrheit zuwende — weshalb soll mich das blamieren, Onkel?“

„Weil es etwas Gehässiges hat, sich zum Richter über Vater und Mutter aufzuwerfen und sich klüger zu dünken als sie.“

„Lieber Odo,“ nahm Euphrosyne sanft das Wort, „Du vergißt wohl, daß ich Konvertitin bin.“

Allerdings hatte weder Odo noch sonst jemand daran gedacht. Die jungen Leute kannten sie nicht anders als katholisch — und sie war überhaupt so innig und tief in das katholische Glaubensleben eingegangen, als ob sie von der Wiege an darin geatmet hätte.

Das Gespräch nahm eine andere Wendung, hauptsächlich deshalb, weil Emanuel mit seiner kleinen Rache zufrieden war und auf andere Gedanken kam. Er fühlte sich unsäglich glücklich in Kreuzbronn, herausgerissen aus tausend Verwirrungen, deren fesselnder Zauber ihm jetzt vollkommen unbegreiflich war. Ihm war zu Sinn, als könne er sein ganzes Leben, ohne die geringste Veränderung zu begehren, hier zubringen: dermaßen wohlthätig berührte ihn diese einfache, innige Häuslichkeit, in welcher so viel Kummer und Sorge mit einer so gottseligen Hingebung getragen wurde, daß all diese Menschen den Eindruck machten, als wandelten sie auf lauter Rosen. Ungefähr vierzehn Tage blieb Emanuel in dieser Stimmung, benahm sich wie ein guter Sohn gegen Bernhard und Euphrosyne und wie ein guter Bruder gegen

Adrian und Grazia; — aber mit Odo's Ankunft hörte diese Windstille auf: denn Grazia trat jetzt in ein anderes Licht. Sie war nicht mehr das Kind, die Schwester, sondern ein wunderbar liebliches und edles Wesen, ganz dazu geschaffen, um die holde Lebensgefährtin eines Mannes und der Mittelpunkt eines süßen Familienglücks zu sein. Gewann er ihr Herz, so besaß er mehr, als ihm die ganze Welt geben konnte, das fühlte er — und die reiche Erbin warf nicht eines Strohhalms Gewicht in Grazia's Schaal. Das Gespräch am letzten Abend öffnete ihm eine strahlende Perspektive, an die er nie gedacht hatte. Ich befehle mich, zu ihrer Kirche, zu ihrem Glauben! sprach er zu sich selbst; denn das muß eine himmlische Religion sein, die eine Grazia gebildet hat! Einer so edlen Liebe widersteht sie nicht! und überhaupt . . . warum sollte sie mich nicht lieben? . . . Ihr Herz ist frei . . . Niemand ist mir zuvorgekommen — und ein freies junges Herz, o! das liebt gern . . . Weil es frei ist, verschenkt man es gerade mit Freuden.

Gewiß! Grazia's Herz war frei; — frei von jenen Träumereien, Phantasien und Nebelgebilden, die ein kränkliches — entweder verflümmertes oder überreiztes — Gefühlsleben verraten und einer harmonischen Entwicklung des Charakters ganz unaussprechlich im Wege sind. Denn sie sind die

Vorbotten und Umrisse jener Bilder, welche die Selbstsucht, dies traurige Erbe aller Adamskinder, als Plan des Lebens entwirft, wenn das Leben anfängt aus dem engen Horizont der Kinderstube in einen größeren und weiteren einzutreten. Auf diesem Punkt, der um so gefährlicher, als der Schwung einer jungen Seele, die sich selbst nicht kennt und versteht, höher und dem Idealen zugewendet ist — und wo so leicht gerade dieser ungerichtete Schwung zum Sturze führt: hatte Euphrosyne mit besonderer Sorgfalt christliche Ideale für Leben und Streben, für Richtung und Handlungsweise, vor Grazia's fragendem Blick und feurigen Herzen aufleuchten lassen — und ihr die ewige Liebe als das ächte und rechte Ziel jeder wahren Liebe gezeigt. Diese hohen Ideale duldeten keine passive Schwärmerei, sondern trieben zu energischer Entfaltung der Tatkraft, zum Kampf wider die Selbstsucht, zur Uebung in der Selbstüberwindung an — doch nicht in der trocknen und hochmütigen Weise der Stoa oder der Moral, sondern befeelt durch süße Christusliebe und andächtige Liebe zum Kreuz. Grazia's Herz war frei — denn es begriff das Opfer und nahm es als ihr Anteil auf. Darum war es auch voll: — frei von irdischem, voll von himmlischem Streben; und darum hatte es auch den heiligen Mut der Liebe. Sie fand kein Opfer zu groß, und keine Aufgabe

zu hoch, wenn es dasjenige betraf, was die Welt nicht versteht und nie verstehen wird, denn eben dadurch ist sie Welt: — die Ehre Gottes, die Verherrlichung Gottes, die verächtliche, tödtlich beleidigte Liebe Gottes.

Grazia besaß nicht ein Talent, das ihr Anspruch auf künstlerischen Dilettantismus gegeben hätte, aber eine Menge von kleinen Kunstfertigkeiten, die ihren Geschmack bildeten, ihre Zeit angenehm ausfüllten und dabei keine Last für die übrigen Familienmitglieder waren, wie das notwendig eine Tochter ist, die täglich sechs Stunden auf dem Flügel spielt oder Solfeggien singt. Emanuel hatte ihr gleich nach seiner Ankunft angeboten, ihr einige Anweisung in der Glasmalerei zu geben, die er mit großem Interesse bei Didron in Paris studiert hatte. Grazia nahm dankbar den Vorschlag an. Emanuel wollte ein Fenster für Euphrosynens Cabinet malen: St. Bernhard vor der Mutter Gottes auf den Knien, und Grazia sollte sich an den Verzierungen des Bildes, den Wappen und Arabesken üben. Ein Ofen, worin das gemalte Glas gebrannt werden mußte, ließ sich leicht herrichten und Emanuel besorgte schnell alles für die Arbeit Notwendige. In einem Zimmer neben Euphrosynens Cabinet hatte sich Grazia mit ihrem kleinen Lun und Treiben eingerichtet: da malte sie, da zeichnete sie, da machte sie Blumen; da standen

Schränke und Gestelle, wie sie für ihre verschiedenen Vorräte, Apparate und Werkzeuge es nötig hatte. übrigen befanden sich nur Tische und Stühle und einige Bücher darin. Hier pflegte Grazia den Vormittag zuzubringen. Als Emanuel zum ersten mal dies Zimmer betrat, dachte er: Gott im Himmel, welche Einfachheit, welcher Mangel an den allergewöhnlichsten Möbeln! Nicht ein einziger vernünftiger Stuhl! . . . Nein! . . . Grazia's Morgenzimmer — das klingt höchst poetisch, aber das ist allzu prosaisch! . . . Da werde ich mich nicht viel aufhalten. Welch ein Glück, daß die übrigen Zimmer nach den Gesetzen des Komforts und nicht nach denen der Askese eingerichtet sind! Dieses erinnert wahrhaftig an die Klause von Vater Smaragd. — Doch sehr bald vergaß Emanuel seinen eleganten Abjehen vor einem Tisch von Tannenholz und einem Rohrstuhl, denn zwischen diesen schlichten vier Wänden webte und waltete ein namenlos lieblicher Geist — eine jungfräuliche Seele.

„Nun ist es mir klar, Grazia,“ jagte er einmal, „Bische ist im Olymp zu Hause — oder auf Erden, in Deinem Morgenzimmer.“

„Welche eigentümliche Art sich auszudrücken!“ sagte sie lachend.

„Zu solchen kleinen Hyperbeln nimmt man seine

Zuflucht, Grazia, wenn man nicht geradezu das sagen darf, was man sagen möchte.“

Aber während seiner Erklärung hatte sie schon seine Hyperbel vergessen und erwiderte:

„Glaubst Du wohl, daß ich Deinen St. Bernhards-Karton im Kleinen auf eine Elfenbeinplatte kopieren könnte? Das gäbe ein reizendes Bildchen und ich möchte gern etwas recht Süßliches an Adrian schenken — nachträglich! An seinem Namenstag war er sehr krank, so daß von nichts Festlichem die Rede sein konnte.“

„Nicht alles auf einmal!“ entgegnete Emanuel, der ein solches Geschenk höchst überflüssig fand. „Wir sind jetzt bei der Glasmalerei und wollen vor der Hand dabei bleiben. Auf Elfenbein wird ganz anders gemalt! . . . Aber sprich! habe ich auch einen Namenstag?“

„Gewiß! am 26. März feiert die Kirche das Gedächtnis des heiligen Märtyrers Emanuel, und so lange Du als Kind hier warst, wurde Dein Namenstag immer gefeiert und Dein Namenspatron für Dich angerufen — denn Du wurdest ganz wie ein katholisches Kind behandelt. Ich weiß es noch . . . aber Du hast das alles vergessen!“

„Erzürnt es Dich?“ fragte er fast traurig.

„O nein, lieber Emanuel! aber ich bedaure Dich so unaussprechlich.“

„Bete für mich, Grazia.“

„Meinst Du, ich täte das nicht? Trauest Du mir eine solche Lieblosigkeit zu?“

„Betet Ihr denn für die Ketzer?“

„Gewiß, Emanuel! wir beten für ihre Bekehrung und für das Verschwinden aller Ketereien. Aber ich hoffe zu Gott, daß Du nur im Irrtum befangen und kein Ketzer bist.“

„Ich bin nicht Katholik,“ entgegnete er.

„Leider nein! Doch Du bist nicht aus bösem Willen Katholik, sondern nur, weil Du durch Deine Geburt einer Sekte angehörst. Der entschiedene Wille, die katholische Glaubenslehre nicht als die wahre anzuerkennen und das bewußte Sträuben gegen die richtige Erkenntniß: das ist Keterei.“

„Bete für mich!“ wiederholte er. Ob es ihm darum zu tun sei, die Gnade der Erkenntniß für sich erlangen zu lassen oder Grazia's Gedanken, auch in ihren frömmsten und innigsten Aspirationen auf sich zu lenken — darüber war Emanuel nicht im Klaren. Er sehnte sich nach — und träumte von einem glückseligen Leben, in welches Grazia hineintrahle, wie die Sonne in das Prisma, und ihm nebst andern Seligkeiten auch Erkenntniß brachte. Von dem Ausruf des heiligen Augustinus: „Glückseliges Leben ist Freude an der Wahrheit;“ — davon aber hatte Emanuels Seele kaum eine Ahnung.

Gewöhnlich war auch Adrian in Grazia's Morgenzimmer. Es stimmte ihn heiterer, in ihrer und Euphrosynens Gesellschaft zu sein. Er las und schrieb, und oft waren sie alle Drei so tief in ihre Arbeiten versunken, daß keines ein Wort sprach. Grazia und Adrian fanden das ganz in der Ordnung: denn die wahre Intimität läßt ungesucht Schweigen wie Reden zu. Aber Emanuel wünschte beständig, sich mit Grazia zu unterhalten und zwar mit ihr allein. Zuweilen ging Adrian zu Vater Smaragd, zuweilen in's Freie. Emanuel nahm sich vor, dessen erste Abwesenheit zu einem ernstern Gespräch mit Grazia zu benutzen. Fragen über Lehren und Gebräuche der Kirche hatte er inzwischen öfter an sie gerichtet, so daß ihr seine Eröffnungen, wenigstens zum Theil, nicht allzu überraschend sein konnten. Als dieser ersehnte einsame Morgen erschien, verließ Emanuel seine Arbeit, setzte sich Grazia gegenüber an den Tisch, auf welchem sie malte, so daß er ihr gerade in die Augen schaute und sprach:

„Grazia, ich habe etwas Ernstes mit Dir zu reden! Ich bitte Dich, laß Deine Arbeit etwas ruhen.“

Grazia konnte sich eines leisen Schrecks nicht erwehren, denn unwillkürlich fiel ihr, wie das zuweilen geschieht, das Allerunwahrscheinlichste bloß deshalb ein, weil ihre geheimsten Gedanken sich

damit beschäftigten — nämlich ihr trauriges Familiengeheimnis. Emanuel deutete aber diese leichte Verwirrung anders und fügte hinzu:

„Sei ruhig! Es handelt sich um mein Glück für Zeit und Ewigkeit.“

Das verstand sie. Sie legte ihre gefalteten Hände vor sich auf den Tisch und sah mit freudiger Spannung Emanuel an, der jetzt wieder wünschte, sie möge doch lieber nicht so ganz unbefangenen sich verhalten.

„Grazia,“ hub er an, „ich habe nur einen Wunsch und das ist der: hier auf Kreuzbronn zu bleiben. Ich habe freilich Studien gemacht, um in den Staatsdienst eintreten zu können. Vielleicht habe ich genug gelernt, um eine Carriere zu machen. Aber sie lockt mich nicht. Es ist immer etwas Steifes, Gemäßregelttes, Vorschriftsmäßiges damit verbunden. das mich abstößt. Oder ich könnte aus der Malerei meinen Beruf machen — man hat mir gesagt, das Talent dazu fehle mir nicht — und mich an irgend einem Ort niederlassen, wo die Kunst in Blüte steht. Allein das ist gefährlich für mich — ich bin kein guter Wirt, verstehe schlecht mit dem Gelde zu schalten — komme in tausendfache Berührung mit Menschen, Gefinnungen und Bestrebungen, die innerhalb der Künstlerphäre liegen, die aber . . . gemieden werden sollten, was ungeheuer schwer ist. Und so glaube ich denn,

meinen Beruf hier in unserm lieben Familienkreise erkannt zu haben. Deine Eltern sind durch einen unerforschlichen Rathschluß Gottes ihrer Söhne beraubt, und obichon Dein armer Vater am Leben ist, so steht doch Deine Mutter mit Dir vereinsamt in der Welt. Da wäre es nun auf jede Weise mein höchstes Ziel, durch den heiligen Glauben das Band der Liebe noch fester zu ziehen, das uns verbindet . . . wenn Du, Grazia, zu dieser Verbindung . . . Ja sprechen wolltest."

Emanuel's Stimme zitterte bei den letzten Worten dermaßen, daß Grazia sie erraten mußte. Aber sie erriet sie. Bis zuletzt hatte sie ihm gespannt zugehört, ahnungslos, welche Wendung die Sache nehmen werde und immer erwartend, es handle sich um seinen Übertritt zur Kirche; aber nun verstand sie. Sie schlug erbleichend die Augen nieder und sagte leise:

„Hättest Du doch mit meiner Mutter geredet."

Er hielt dies für eine ausweichende Bejahung und rief entzückt:

„O Grazia!" . . . —

„So würde sie Dir gesagt haben," unterbrach sie ihn, ohne die Augen aufzuschlagen, „daß ich verlobt bin."

Beinaß entsetzt vor Überraschung starrte er sie an und entgegnete zweifelnd:

„Verlobt? . . . Du? . . . ich kann's nicht glauben! Das ist ein Vorwand.“

„Warum sollte ich einen Vorwand brauchen?“ sagte sie wieder gefaßt. „Ich bin mit Adrian verlobt.“

„Mit Adrian? unmöglich! Das kann nicht sein! Das ist ein kindischer Einfall von Euch Beiden! Nie wird Deine Mutter das zugeben!“ rief Emanuel heftig, sprang auf und ging aufgeregt hin und her.

„Wie ich Dir's sage, so und nicht anders ist es, Emanuel. Auf den ausdrücklichen, vor etwa zwei Jahren ausgesprochenen Wunsch meines Vaters und zur innigsten Freude meiner Mutter bin ich seit dem vorigen November, als wir von der italienischen Reise heimkehrten, mit Adrian verlobt,“ sagte Grazia bestimmt.

„Das war, ehe Adrian von seinem schrecklichen Leiden befallen war!“ rief Emanuel.

Grazia sah ihn an mit einem Blick, worin ein Anflug von Verachtung spielte und sagte:

„So niedrig denkst Du von mir, daß ich um eines äußern Unfalles willen mein Wort brechen könnte?“

„Nein, Grazia,“ sagte Emanuel gefaßter; — „nein! aber Adrian wird Dir Dein Wort zurückgeben.“

Sie schwieg.

„Und das wirst Du annehmen,“ fuhr er fort.

„Nie!“ sprach sie mit großer Bestimmtheit.

„Deine Mutter wird es von Dir verlangen!“

„Nie!“ wiederholte sie. „Adrian und ich — wir sind verlobt und dabei bleibt es, Emanuel.“

„Liebst Du ihn denn so sehr, um Dich für Dein ganzes Leben an dies Elend zu fesseln?“ rief er außer sich.

„Ich liebe, was Gott will, das ich lieben soll.“

„Aber dies will Gott nicht, Grazia!“

„Lieber Emanuel,“ sagte sie mit hohem Ernst, „nicht Du kannst mir den Willen Gottes deuten.“

„Und für mich hast Du keine Teilnahme? keinen Trost? Ich lege Dir mein Leben, mein Herz, meine Seele zu Füßen . . . und Du siehst kaum hin!“

„O Emanuel!“ rief sie mit einem himmlischen Lächeln, „Du wirst unendlich glücklich werden, denn Du wirst in die heilige Kirche eintreten und in ihr die ewige Liebe finden, der Du Dein Leben, Dein Herz und Deine Seele getrost zu Füßen legen kannst.“

„Mit nichten!“ entgegnete er hart. „Das wäre nur geschehen durch die Verbindung mit Dir! Ich liebe Dich so sehr, daß ich auch Deinen Glauben teilen wollte. Jetzt ist's vorbei. Mit Dir . . . verliere ich alles . . . auch den Glauben . . . vielleicht meine Seele, die Du retten könntest mit Deiner Liebe — die Du fesseln könntest an alles, was gut und edel und schön ist — die mit Dir keine Aufgabe

zu groß, zu hoch, zu schwer finden würde — die ohne Dich, ohne eine heilige und heiligende Liebe, in ich weiß nicht was für Bahnen geraten kann . . . wofür Du verantwortlich bist! . . . Und deshalb wird Gott auch demaleinst von Dir meine Seele fordern.“

Mit gesenktem Haupt hatte Grazia ihm zugehört. Dieser Aufregung, diesen Beteuerungen gegenüber schien es ihr, daß sie Unrecht haben, daß Adrian leichter ohne sie existieren könne, als Emanuel, daß wenigstens Adrians Seele nicht Schaden leiden werde ohne sie. So betörend ist der Sphrenengefang der Leidenschaft, daß auch das reinste Herz davon verwirrt werden kann. Aber bei Emanuels letzten Worten besann sie sich. Sie stand auf und sprach sanft und ruhig.

„Emanuel, wo ist Dein Gewissen?“

Daß man auf eine Liebeserklärung mit dem Gewissen antworten könne, machte ihn sprachlos. Er begriff es gar nicht. Er liebte sie zwar um ihrer zarten Seelenreinheit willen — oder doch mit darum! — aber wenn diese Reinheit sich anders aussprach, als er es erwartete, so begriff er sie nicht. Grazia wiederholte:

„Besinne Dich, wo ist Dein Gewissen? — Ich sage Dir ich bin verlobt! — und Du antwortest mir, wie ich es nicht hören darf. Ich weise Dich hin auf die Gnadenfülle der Liebe Gottes — und

Du antwortest mir mit einer Lästerung Gottes, der Deine Seele Dir selbst, nicht mir, anvertraut hat und deshalb auch nur von Dir Rechenschaft über sie verlangt. Bist Du überzeugt — oder strebst Du nach der Ueberzeugung von der alleiniegelmachenden Wahrheit der katholischen Lehre: so ist es gewissenlos gegen Gott, wenn ein äußerer Umstand Dich von der Kirche zurückhält. Bist Du aber nicht auf dem Wege der Ueberzeugung: so ist es gewissenlos gegen Dich und mich, sie zu heucheln, um desto leichter ein äußeres Ziel zu erreichen. Vergib mir, Emanuel, daß ich so zu Dir spreche aber Du mußt zur Besinnung kommen."

"D sprich nicht von Vergebung!" rief er ganz überwältigt von dieser klaren Einfachheit; — "Du hast ja Recht! Du siehst besser und tiefer mit Deinem unschuldigen, unbestechlichen Auge in meine Wildnis hinein, als ich selbst! Verschmähe nicht, mir hilfreich Deine Hand zu geben, Grazia! Ja es ist wahr, ich liebe Dich über alles! aber das kommt daher, weil ich an Dich glaube."

"Glaube an Gott!" sagte sie und machte eine Bewegung, um das Zimmer zu verlassen.

Er kam ihr zuvor und stellte sich mit ausgebreiteten Armen vor die Thür.

"D weise mich nicht unbedingt fort!" bat er flehend. "Laß mir eine Hoffnung . . . eine Aus-

sicht. Dein und Adrians Schicksal kann sich wenden wird und muß sich wenden, Grazia“

Ohne ein Wort zu sagen trat Grazia auf ihn zu und berührte mit der Spitze ihres Fingers Emanuels erhobenen Arm. Die Berührung war so leicht, als habe ein Schmetterling ihn gestreift: allein der Arm sank herab, der Ausgang war frei und Grazia verschwand. Emanuel schlug beide Hände vor's Gesicht und sank auf einen Stuhl. Ihm war zu Mut wie einem müden Schwimmer, der ein heiteres, rettendes Ufer erreicht hat und sich plötzlich durch einen Windstoß unerwartet fortgetrieben fühlt.

Grazia ging zu ihrem Vater, bei dem sie um diese Stunde Euphrosyne abzulösen pflegte. Allein statt sich an ihren Arbeitstisch zu setzen, umschlang sie die Mutter und zog sie hinaus auf die Terrasse, dem Erkertürmchen zu, immer schweigend, aber so bewegt, daß Euphrosyne, ohne zu fragen, ihr folgte. Als beide allein, ungesehen und unbelauscht waren, löste sich Grazia's Erregung in einen Strom von Tränen auf, und mit ihnen wich alles Schweigen und alle Zurückhaltung, die sie bis jetzt aus zärtlicher Schonung für die Mutter beobachtet hatte und die, wie sie jetzt fühlte, nicht durchzuführen waren und sie vertraute Euphrosyner Emanuels Gesinnung, ihre ablehnende Antwort und das

schauerliche Geheimnis an, das ihr zweimal, ohne ihr Zutun, bekannt geworden war und das dann Vater Smaragd ihr bestätigt hatte. Euphrosyne konnte nicht an der Wahrheit von Grazia's Mittheilung zweifeln. Ihr war zu Sinn, als sehe sie das Gottesurteil für den Gottesraub vor ihren Augen vollzogen. Auf der Erbschaft eines solchen Namens, eines solchen Vermögens, einer solchen Vergangenheit konnte kein Segen ruhen, deshalb nahm die Hand Gottes das Geschlecht hinweg! aber mit welcher Barmherzigkeit! mit welcher Vaterliebe! Er rettete die Seelen und nahm das Leibliche und irdische Leid milde als sühnendes Opfer an.

„Und was nun, mein Kind mein Einziges?“ sagte Euphrosyne müde von Tränen und lehnte ihre Stirn auf Grazia's Schulter, als fühle sie, daß sie hier eine Stütze habe.

„Laß uns zu Vater Smaragd gehen,“ erwiderte Grazia. „Ich habe alles mit ihm und vor Gott überlegt, weil ich glaubte, Dir den Schmerz — wenigstens bis nach dem Abscheiden meines theuern Vaters — sparen zu können. Aber diese Bewerbungen um meine Hand, die sich wiederholen und in Zukunft wiederholen könnten — die muß man nicht bloß durch einen Entschluß vor Gott, sondern durch dessen Ausführung — mit Entschiedenheit abschneiden.“

Sie gingen Arm in Arm zu Vater Smaragd und Grazia sagte, indem sie eintraten:

„Meine Mutter weiß alles! — Sie fragt nun nach dem Ausweg aus diesem Labyrinth von Trübsal. Ich bitte, mein Vater, teilen Sie ihr denjenigen mit, den mir der liebe Gott gezeigt hat und auf dem wir, durch seine Gnade, zu Ruhe und Frieden gelangen können.“

„Gnädige Baronin,“ sagte Vater Smaragd mit erhabener Ruhe, die er auf der Grenze zweier Welten fand, „ich brauche Ihnen nicht die Versicherung zu geben, daß nicht ich es bin, der Grazia's Plan entworfen hat. Ich habe nur Gott gebeten, ihr das zu eröffnen, was Ihm wohlgefällig ist — und ein Ausdruck seines Wohlgefallens wird auch Ihre Billigung sein. Grazia hat beschlossen, sich dem jungfräulichen Stande zu widmen, um dereinst frei über ihr Vermögen schalten und Kreuzbromm zu einer frommen Stiftung machen zu können. Sie will sich aber nie von ihren geliebten Eltern und von dem hilflosen Baron Adrian trennen, vorausgesetzt, daß dieser ihr die volle Freiheit ihrer Person und ihres Vermögens zusagen werde. Dann wird sie nach der Seite der Welt hin alle Pflichten des zärtlichen Kindes und der tugendhaften Gattin erfüllen; und nach der Seite des Himmels hin wird sie sein, was sie immer war, eine Tochter Gottes und überdas — eine Braut Christi.“

Schweigend sank Grazia ihrer Mutter zu Füßen — und ohne Worte und ohne Tränen legte Euphrosyne ihre Hände auf das schöne junge Haupt ihres einzigen Kindes.

Der Abend dieses Tages wäre vielleicht nicht „urgemüthlich“ gewesen — wie Emanuel sich ausdrückte — wenn nicht er selbst für die Unterhaltung gesorgt hätte, indem er sich am Flügel niedersetzte und bald phantasierend, bald singend, bald melodramatisch deklamierend, seine innere Aufregung sowohl, wie die Zerstreutheit und Schweigsamkeit Grazia's und Euphrosynen's versteckte. Odo verhielt sich beobachtend. Seit seinem Spazierritt mit Grazia fürchtete er, dieser Goldfisch werde seinem Netz entschlüpfen; nur war zu seiner Freude nicht das leiseste Anzeichen vorhanden, daß Emanuel glücklicher sei. Ja, an diesem Abend wollte es ihm scheinen, als sei Emanuels Lebhaftigkeit eine Maske für seine innere Verstimmung. Und woher diese so plötzlich? sollte ein niedliches Körbchen von den zartesten Händen gespendet sein?

„Onkelchen!“ rief der unverbesserliche Emanuel ihm zu; — „lieber Onkel, solltest Du Dich wohl je auf den Boden der Romantik begeben und Nhlands Gedichte gelesen haben?“

„Gewiß! — o ich bin sehr für romantische

Poesie," jagte Odo mit dem trockensten Ausdruck von der Welt, „nur vergesse ich sehr leicht diese wohlklingenden Seifenblasen.“

„Wohlklingende Seifenblasen! Bravissimo, Onkel! für diesen Zuwachs an poetischen Bildern muß Dir die holde Muse der romantischen Dichtkunst in eigener Person einen Kranz auf's Haupt drücken.“

„Ich habe mich höchst rationell ausgedrückt, mein guter Emanuel. Verse sind etwas Hohles, wie Seifenblasen; allein sie klingen gut. Nur eine oberflächliche Auffassung kann durch die Zusammenstellung allenfalls frappiert werden,“ jagte Odo gereizt.

Statt zu antworten, sang Emanuel einige Takte aus Mozarts Figaro: „Friede, Friede, du einzig Geliebte“ — und sagte dann weiter:

„Ich komme auf Uhland zurück, den ich für Deutschlands lieblichsten Dichter halte. Kennt jemand in der Gesellschaft „Der Wirtin Töchterlein?“

„Wenn Adrian hier wäre — er würde es gewiß kennen; er hat oft den Uhland in Händen,“ sagte Grazia traurig; denn Adrian war sehr leidend und daher nicht im Kreise der Familie.

„Damit hier also niemand hinter Adrian zurückstehe,“ erwiderte Emanuel bitter und scharf, „werde ich jetzt „der Wirtin Töchterlein“ zum Ge-

sten geben und damit die Soirée musicale schließen.“

Und mit einem unvergleichlichen Zauber im Ton, in der Stimme, im wechselnden Ausdruck, von frischer Reckheit übergehend zur tiefsehmerzlichen Innigkeit sang er:

Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein,
Bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein.
„Frau Wirtin, hat Sie gut Bier und Wein?
Wo hat Sie Ihr schönes Töchterlein?“ —

„Mein Bier und Wein sind hell und klar,
Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahr.“ —
Und als sie traten zur Kammer hinein,
Da lag sie in einem schwarzen Schrein.

Der Erste, der schlug den Schleier zurück
Und schaute sie an mit traurigem Blick:
„Ach, lebstest Du noch, Du schöne Maid,
Ich würde Dich lieben von dieser Zeit.“

Der Zweite deckt den Schleier zu
Und kehrte sich ab und weinte dazu:
„Ach, daß Du liegst auf der Totenbahr,
Ich hab' Dich geliebt so manches Jahr.“

Der Dritte hub ihn wieder sogleich,
Und küßte sie an den Mund so bleich:
„Dich liebt' ich immer, Dich lieb' ich noch heut',
Dich werde ich lieben in Ewigkeit.“

Als der letzte Ton verhallt war, stand Emanuel auf und schloß den Flügel. Tränen rollten über

Euphrosynens Wangen; Grazia's Augen schimmerten und leuchteten; Odo rief mit einem gewissen brutalen Beifall in die Hände klatschend:

„Da capo! Bravissimo! . . . da capo!“

„Nein, Onkelchen!“ erwiderte Emanuel, „so etwas singt man einmal . . . und nicht wieder.“

Als man auseinander ging, ergriff er die Hand Euphrosynens und hielt sie zurück, indem er sagte:

„Wird denn wirklich an eine Verbindung zwischen Grazia und Adrian gedacht?“

Sie bejahte schweigend.

„Weißt Du, daß er kataleptisch ist?“

„Er kann hergestellt werden.“

„Wer ist je von der Katalepsie geheilt worden! . . . und wenn er es nicht wird — was dann?“

„Nie wird Grazia ihre Hand einem anderen Mann geben: dies, lieber Emanuel, ist gewiß, selbst dann, wenn Adrian nicht hergestellt würde.“

„Und Du gestattest eine solche Verbindung?“

„Grazia hofft und liebt,“ erwiderte sie ausweichend mit dem sanftesten, traurigsten Lächeln.

„Aber das muß ja eine furchtbare Liebe sein!“ rief er und drückte beide Hände vor seine Stirn.

„Eine übernatürliche ist es gewiß.“

„Mit d e r — wird kein Menschenherz glücklich!“

„Es kommt darauf an, worin das Menschenherz das Glück sucht. Durch Gottes Gnade kennt Grazia ein höheres, als den Land der Gefühle.“

„Aber, Euphrosyne, Du bist ja eine Mutter im spartanischen Stil!“

„Ich hoffe, im christlichen, lieber Emanuel! Grazia spricht: sie habe sich mit Adrian verlobt, als er der Trost, der Stolz, die Stütze unseres Hauses und unserer Herzen war; daß er dies alles ohne seine Schuld nicht mehr sei, sei für sie kein Grund, um sich von ihm zu trennen . . .“ —

„Für Dich, für die Mutter, ist es ein Grund, ja, eine Notwendigkeit, beide zu trennen! Behaltet doch Adrian bei Euch als Sohn und Bruder — was er immer war.“

„Und wenn es Gott gefallen sollte, mich aus diesem Leben abzurufen, Emanuel — was dann? wer würde sich dann Adrians annehmen? Grazia ist nicht seine Schwester. Sie müßte dann gewisse Rücksichten nehmen, wodurch die zarte, innige Intimität, die zwischen beiden herrscht und die Adrians Erquickung ist, leiden würde. Nur als seine Frau hat sie das Recht, sich ihm ganz zu widmen. Sie beansprucht dies Recht . . . und ich sollte es ihr verwehren, weil es mit ernstern Pflichten verbunden ist?“

„Aber ihr seid ja ganz fanatisch für Adrian eingenommen!“ rief Emanuel in Verzweiflung.

„Vergiß nicht, daß er, um unseren Bernardin zu retten, übermäßig sich angestrengt hat und infolge davon erkrankt ist,“ sagte sie ernst.

„Liebe, beste Euphrojne, laß mich einen anderen Vorschlag Dir machen!“ rief plötzlich Emanuel in Verzweiflung. „Ich verspreche Dir feierlich, wenn Grazia sich entschließt, mir ihre Hand zu geben, sie nie von Adrian zu trennen, ihn immer als einen teuren Bruder an unserer Seite zu haben.“

„Du vergißt, daß Grazia entschlossen ist, sich mit keinem anderen Mann zu vermählen. Ginge ich aus der Welt oder Adrian: so würde sie entweder hier auf Kreuzbronn ein klösterliches Leben führen oder sich in ein Kloster zurückziehen.“

„In ein Kloster!“ rief Emanuel wütend, „dies herrliche Wesen soll Nonne werden? . . . Nein! lieber tot! . . . lieber Adrians Frau! . . . lieber verzweifelnd über ihre Torheit! . . . nur nicht Nonne!“

„Und Du bildest Dir ein, Grazia zu lieben, mein armer Emanuel?“ fragte Euphrojne.

„Ja, so liebt ein vernünftiger Mensch! lieber will ich dies göttliche Geschöpf tot oder unglücklich — als wahnsinnig wissen. Nonne . . . ist Wahnsinn!“

Euphrojne legte beide Hände auf seine Schultern, blickte mild in sein verstörtes Antlitz und fragte:

„Emanuel, fällt es Dir denn nie ein, daß bei den großen und wichtigen Gestaltungen unseres

Lebens, — Einer ist, der über unsere Willkür, unsere Leidenschaften, unsere Neigungen das entscheidende, regelnde Wort zu sprechen hat . . . und daß dieser Eine — Gott ist.“

„Und Du bildest Dir wohl gar ein, Deinen Gott zu lieben, wie Du Deine Tochter liebst!“ rief Emanuel mit höhnischer Bitterkeit.

„Ich liebe meine Tochter, wie ich meine Seele liebe,“ entgegnete Euphrosyne gelassen: „zuerst und über alles im Hinblick auf ihr ewiges Heil. Allein, wie jede Mutter, hab’ auch ich tausend Wünsche, tausend Hoffnungen, tausend süße Bilder, die sich auf das irdische Glück meiner Grazia beziehen und die ich mit meinem Blut ihr erkaufen möchte; dies wirst Du gewiß Liebe nennen. Ob ich aber Gott liebe? — das, mein Emanuel, ist eine tiefe Frage und ich getraue mir nicht, sie lech zu bejahen. Ich will Dir aber sagen, was ein großer Dichter, der zugleich ein armer Klosterbruder war,*) auf diese Frage vor fünfhundert Jahren geantwortet hat — und damals wie jetzt und wie künftig ist die Antwort richtig. „Wenn ich Gott um eine Sache bitte, und er gewährt sie nicht, und ich desto mehr ihn liebe; — und wenn Gott das Gegenteil tut und ich zweimal mehr ihn liebe —

*) Fra Jacopone da Todi aus dem Franziskanerorden, Verfasser des „Stabat mater“.

dann habe ich die Signatur der heiligen Liebe Gottes.“

„Das ist freilich eine Sorte von Liebe, welche unsere Welt in ihrer Art umkehrt!“ jagte Emanuel mit einem Anflug von Rührung. „Doch zu einem solchen Standpunkt erschwingen wir uns nicht, wir Weltkinder. Also, teure Euphrosyne, lebe wohl! Morgen in aller Frühe reise ich ab.“

„Wohin, Emanuel?“ fragte sie mit zärtlicher Besorgnis.

„Zu unserer Mutter,“ entgegnete er abwehrend.

„Du weißt, daß sie in einigen Wochen herkommt!“

„Eben darum will ich vorher sie besuchen.“

„Und nachher?“

„D, nachher beginnt meine großartige Lebens-
epoche! Ich werde königlich preußischer Auscul-
tator.“

„O Emanuel, mein Sohn! mein Bruder!“ bat sie mit weicher Innigkeit, „denke an Deine Seele.“

„Wenn die Größe und Fülle meiner auscul-
torischen Gedanken und Beschäftigungen mich dazu
kommen läßt — sehr gern.“

Sie schwieg; aber so bittend sah sie ihn an, daß er ihr nicht zürnen konnte. Zärtlich umarmte er sie — und in der frühen Morgendämmerung war er auf dem Wege zur nächsten Eisenbahnstation.

Bierzehn Tage später sahen Adrian und Grazia auf der Terrasse. Ein liebliches Bild — die beiden schönen jugendlichen Wesen, er — das Bild der Schwerinut, sie — des heiteren Friedens, eingerahmt von den schwankenden duftenden Zweigen des Christus und des persischen Glieders. Grazia war wie gewöhnlich in einfaches Weiß gekleidet, aber statt der Blume, die sie zuweilen mit anmutiger Nachlässigkeit in ihr Haar steckte, trug sie einen grünen Kranz.

„Sei nicht mehr traurig, Adrian,“ sagte sie. „Ob Du krank oder gesund bist — uns trennt nichts; wir bleiben beisammen, in Freude und Leid, in trüben und frohen Tagen.“

„Glaubst Du an frohe Tage für uns, für Kreuzbronner Kinder?“

„Doch!“ antwortete sie zuversichtlich. „Wir haben uns entschlossen, die alte Schuld abzutragen und Gott zu geben, was ihm gehört. Das gibt uns Frieden — und Friede bringt frohe Tage mit sich.“

„Könntest Du doch Deine Heiterkeit mit mir teilen!“ sagte er schmerzlich.

„Vielleicht gelingt es mir nach und nach,“ erwiderte sie liebevoll. „Zimmer wird es meine größte Freude sein, das Beste, was ich habe, mit Dir zu teilen! Sieh! ich fange schon an.“

Und scherzend nahm sie den Kranz aus dem Haar, teilte ihn und legte die Hälfte um Adrians

zarte, krankhaft weiße Stirn, während sie die andere wieder auf ihre Locken drückte.

„So!“ sagte sie und sah ihn zufrieden an; „jetzt sind wir beide geschmückt zum hohen Fest unseres Lebens.“

Vom Kirchturm herab läutete die Glocke den englischen Gruß. Beide erhoben sich und falteten fromm die Hände. Grazia sagte:

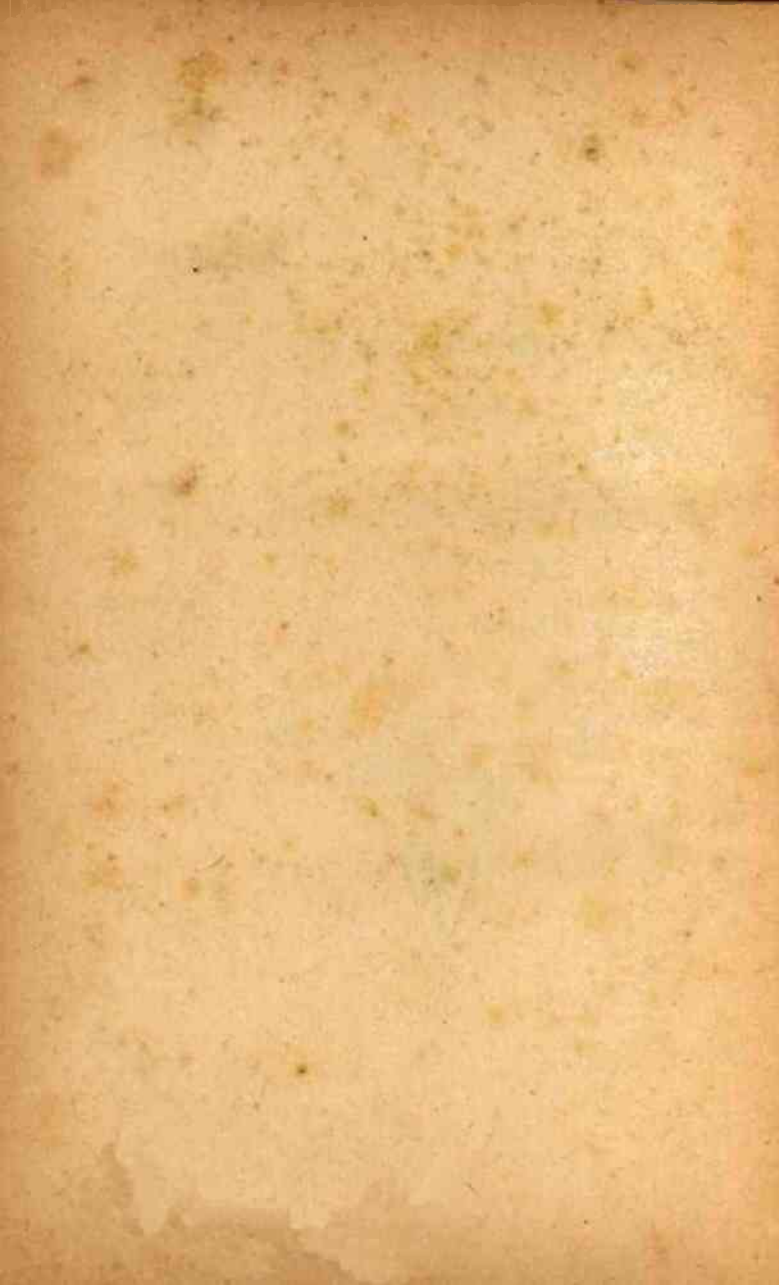
„Ave Maria!“



Inhalts - Verzeichniss.

| | |
|----------------------------------|-----|
| Lied's Vorlesungen | 1 |
| Jenseits des Rheins | 43 |
| Eine glückliche Ehe | 92 |
| Chiara Stella | 137 |
| Die Schatten des Todes | 176 |
| Die Bildergalerie | 207 |
| Beginn eines Kreuzwegs | 242 |
| Fortuna's Tempel | 271 |
| Der Prophet Daniel | 305 |
| Die Sühne | 342 |









Antiquarisch!

